This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

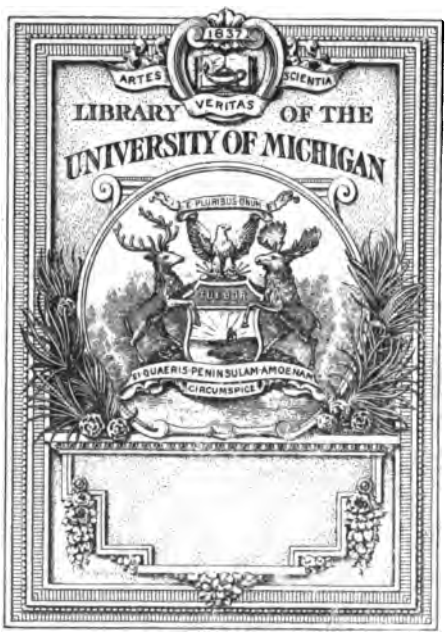
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01808774 5b


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

DD
179
.B35

25342

Geſchichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Zweiter Band.

Erſte Hälfte.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1886.

Alle Rechte,
insonderheit in Beziehung auf Uebersetzungen, sind von der Verlagshandlung vorbehalten.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Drittes Buch.

Gattinara und Wolsey.

Der junge Kaiser durfte in der That mit hoher Befriedigung auf die in den letzten Monaten gewonnenen Erfolge blicken, als er im Juni 1521 vom Wormser Reichstage in seine niederländische Heimat zurückkehrte. In allen Beziehungen hatte seine Lage eine Verbesserung erfahren, welche auch ein sanguinischer Sinn noch vor kurzem nicht hoffen konnte. In Castilien war der Aufstand der Städte wie durch ein Wunder plötzlich zusammengebrochen. Die Abwehr des französischen Angriffs auf Navarra ließ sich jetzt zuversichtlich erwarten. Der vom spanischen Stolz längst gewünschte Krieg gegen Frankreich verhieß die letzten Keime der Unzufriedenheit in dem leidenschaftlichen Volke rasch zu ersticken. Wenn auch der Aufruhr in Valencia noch forttobte, das isolierte Feuer mußte bald erlöschen. Für Italien versprach das Bündnis mit dem Papste, mit Florenz und Mantua das Beste. Der päpstliche Einfluß mußte auch auf die Schweiz vorteilhaft wirken. Ferdinand war rasch zur vollen Autorität über die österreichischen Gebiete gelangt. Im deutschen Reiche lagen die Gegner Habsburgs fast ohne Ausnahme am Boden. Die Herzoge von Württemberg und Lüneburg hatten am französischen Hof eine Zuflucht suchen, der gefährliche Mönch, vom Reich geächtet, auf der Wartburg verschwinden müssen: niemand durfte wagen, sich offen für ihn zu erklären. Sein mächtigster oder doch ge-

fürchtetster Freund Sickingen warb ein deutsches Heer für den Kaiser. Der Krieg an der französischen Grenze war im besten Gange. Wenn England schon vor einem Jahre die Freundschaft des Kaisers begehrenswert gefunden hatte, wie sollte es sie jetzt nicht viel höher schätzen? Die Mißstimmung endlich in den Niederlanden war vor dem Sonnenschein des kaiserlichen Glücks rasch gewichen; man durfte von ihrem Reichtum die Füllung der leeren Kassen erwarten.

Diesem verheißungsvollen Aufschwung seiner äußeren Verhältnisse schien die innere Umwandlung des jungen Herrschers zu entsprechen. Haben wir ihn in Worms die große Glaubensfrage nach seiner persönlichen Ueberzeugung entscheiden sehen und aus Aleanders Munde vernommen, seit er von seinem Pädagogen Chièvres befreit sei, zeige der Kaiser seine volle Ueberlegenheit, so beobachten wir in den nächsten Monaten, wie Karl in der That die Zügel der Regierung mehr und mehr in die Hand nimmt. Niemand ist in Chièvres' Stelle eingerückt; verschiedene Personen haben sich in seinen allmächtigen Einfluß teilen müssen, und der Kaiser entscheidet heute für diesen, morgen für jenen. „Der Kaiser," schreiben die englischen Gesandten am 19. Juni aus Brüssel, „ist sehr thätig, erscheint täglich um sechs oder sieben Uhr morgens in seinem Rat, wo er bleibt, bis er zur Messe geht; eine Stunde nach dem Mittagessen kehrt er dahin zurück und bleibt bis zum Abendessen. Er hat dieses Leben seit dem Tode Chièvres' immer geführt." Als im August Wolsey mit Karl verhandelt, findet er, daß der Kaiser „kühl und umsichtig" seine Sache führt, als ein „wahrer kluger Fürst", der seine Interessen reiflich erwägt. Dieser selbst hatte auch bereits das volle Bewußtsein von seinem persönlichen Vermögen: da er Wolsey auffordert, zu ihm zu eilen, bemerkt er: „Ihr und ich, wir werden in einem Tage mehr ausrichten als meine Gesandten in einem Monat"*). Hörten wir früher nur zu oft

*) Karl an Wolsey, 7. August.

von Unwohlsein oder Krankheit des Kaisers, so hat auch das jetzt aufgehört; er scheint sich der besten Gesundheit zu erfreuen. Der Leser erinnert sich, wie im Mai 1520 bei den Festlichkeiten in Canterbury der Kaiser dem Tanz ferngeblieben war. Als er jetzt seinem Schwager, König Christian von Dänemark, zu Ehren in Brüssel ein großes Bankett gab, eröffneten beide Majestäten den Tanz mit den jungen Damen. „Und noch," schreibt Contarini, „in dieser zweiten Stunde der Nacht, geht es fort; denn junge Herrscher wie diese werden nicht leicht müde" *).

So verhieß alles das beste Gedeihen, und doch brachte der Sommer und noch mehr der Herbst manche bittere Enttäuschung. Allerdings gelang es Nassau und Sickingen, eine Reihe fester Plätze Roberts von der Mark und seiner Söhne teils zu stürmen, teils zur Kapitulation zu bewegen, einen der Söhne in ihre Hand zu bringen, schließlich den Vater, der seit Monaten umsonst auf nachdrückliche französische Hilfe gewartet, zum Abschluß eines sechswöchentlichen Waffenstillstandes zu drängen. Aber mit diesen kleinen Erfolgen war gegen den Hauptfeind doch nur wenig gewonnen. Als endlich König Franz selbst mit seinem Heere heranzog, geriet das kaiserliche Kriegsglück ins Stocken, um bald ziemlich empfindlichen Verlusten Platz zu machen. Aehnlich verlief der Kampf in Italien: anfangs ein zuversichtliches Vordringen der päpstlich-kaiserlichen Offensive, dann ein langer peinlicher Stillstand. Dasselbe Schicksal endlich in den Pyrenäen. Die Franzosen, welche über den Ebro in Castilien eingedrungen, werden im Juli mit schwerem Verlust aus Navarra herausgeworfen; der kaiserliche Hof feiert den Sieg mit großen Festlichkeiten. Aber nun eilt Admiral Bonnivet, der mächtigste von Franz' Räten, persönlich nach Guyenne, sammelt rasch ein stattliches Heer und erscheint, nachdem er eine Weile gegen die Spanier manövriert, überraschend schnell

*) Contarini, Brüssel den 4. Juli. Calendar p. 140.

vor Fuenterrabia. Nach wenigen Tagen wird die wichtige Grenzfeſtung, vielleicht durch Verrat, eine Beute der Franzoſen, denen damit der bequemſte Eingang in die baskiſchen Provinzen geöffnet iſt.

Da ſich ſo die feindlichen Kräfte das Gleichgewicht hielten, ſelbſt im günſtigſten Moment dem Kaiſer anderweitiger Beiſtand erwünſcht ſein mußte, ſo gewann das diplomatiſche Spiel Englands von neuem die beſten Ausſichten. Allerdings mußte ja, wie vorhin bemerkt, die längſt vorhandene Neigung König Heinrichs, mit Karl gemeinſame Sache gegen Frankreich zu machen, durch die dem Kaiſer im April und Mai gewordenen Erfolge beträchtlich verſtärkt werden. Aber doch nicht ſo, daß Wolſey auf den Gedanken hätte verzichten mögen, durch ein fortgeſetztes Lavieren zwiſchen beiden Herrſchern ſeinen König über beide zu erheben. Wohl war er ſo gut wie entſchieden, die engliſche Macht ſchließlich auf des Kaiſers Seite zu werfen, aber nur, wenn ſich der Kaiſer in ſeine Hand gab, ſeinem Rate folgte und ſo operierte, daß England mit dem geringſten Riſiko der größte Gewinn geſichert wurde.

Die ſehr unerwarteten Niederlagen, welche König Franz während des Mai in Worms und Rom erlitten, machten ihm das Bedürfnis der engliſchen Freundſchaft ebenſo fühlbar, als umgekehrt Karl, welcher um den 20. Mai die von England angebotene Vermittelung ziemlich unumwunden, wenn auch nur in der Erwartung angenommen hatte, daß dieſe Vermittelung zur engeren Verbindung mit England führen werde, ſobald er nach glücklich geſchloſſenem Reichstage vom Ende der Comuneros und vom Einbruch der Franzoſen in Navarra erfuhr, ſeinen Ton höher ſtimmte. Franz hatte ſchon vorher die wenig kluge Liebenswürdigkeit beſeſſen, England die höchſt erwünſchte Verlängerung des Waffenſtillſtandes mit Schottland zu verſchaffen und ihm dadurch die Hände frei zu machen. Da jetzt, Anfang Juni, England ihn aufforderte, ſeine Vermittelung anzunehmen oder, wie es Wolſey lieber ausdrückte, ſich ſeinem Schiedsſpruch zu

unterwerfen, widrigenfalls er dem Kaiſer ſeinen Beiſtand leihen müſſe, da ſträubte ſich ſein Stolz zwar gewaltig gegen eine ſo unerhörte Zumutung; ſobald er aber vom Abfall des Papſtes hörte, erklärte er ſich damit einverſtanden, daß Wolſey nach Calais komme und dort mit franzöſiſchen und kaiſerlichen Bevollmächtigten über die Beilegung des Streites handle; ja, während er vor kurzem es für ganz unmöglich erklärt hatte, wie England wünſchte, während dieſer Verhandlungen die Waffen ruhen zu laſſen, wollte er jetzt auf den Wunſch ſeiner Mutter, wie er ſagte, ſich auch dazu bequemen*). Als dieſe erfreuliche Nachricht bei der engliſchen Botſchaft in Brüſſel eintraf, willigte Karl zwar ein, die Waffen niederzulegen, aber nur, wenn ihm zuvor Navarra zurückgegeben ſei; ja die Vermittelung ſelbſt ſchien er jetzt ohne dieſe Bedingung nicht zulaſſen zu wollen. Und es gab noch mehr Schwierigkeiten. Wolſey ließ ihm ſagen, er werde in England einen feſten Freund finden; das Vermittelungswerk ſolle ihm als Gelegenheit dienen, ſich eng mit Karl zu verbinden, ohne Frankreichs Verdacht zu erregen; aber ehe er nach Calais gehen könne, müßten zwei Bedingungen erfüllt werden: einmal müſſe er vom Kaiſer wie von König Franz eine förmliche Vollmacht für die Vermittelung erhalten, ſodann müſſe Karl eigenhändig das Verſprechen geben, daß er ſich während jener Verhandlungen nicht mit Frankreich verſtändigen werde**).

Zwiſchen den beiden Mächten, welche ſich nach dem eben Geſagten gewiſſermaßen ſchon als Verbündete gegen Frankreich betrachteten, beſtand doch ein eigentümliches Verhältnis. Dem engliſchen Volke galt der Franzoſe noch immer als Erbfeind; der engliſche Adel grollte über Wolſey's Neigungen zu Frankreich; die engliſchen Intereſſen ſchienen zum Kaiſer zu weiſen; wenn des jungen Königs Phantaſien hoch ſtiegen, träumte er ſich

*) Brewer III, 1, 536.
**) ib. p. 537.

als Gebieter über einen großen Teil Frankreichs, wie er sich ja noch immer König von Frankreich titulierte. Dazu kam, daß er sich soeben dem Kaiser in der großen Angelegenheit der Zeit, der religiösen Frage, eng zugesellt hatte. Am 15. Mai waren in der Paulskirche unter Wolsey's Vorsitz, in Gegenwart zahlreicher Prälaten und des kaiserlichen Gesandten Luthers Bücher verbrannt worden. Wolsey forderte die englische Geistlichkeit auf, ihm alle Schriften des bösen Ketzers zur gleichen Vernichtung einzusenden. Der König hatte die bekannte Schrift gegen Luther verfaßt. Er mahnte die Kurfürsten, gegen den pestilenzialischen Menschen schonungslos einzuschreiten. Er schien von ebenso heißem katholischen Eifer erfüllt zu sein wie der Kaiser, der ihm für das, was er in dieser alle Fürsten gleichmäßig angehenden Sache gethan, herzlich dankte, während er Franz beschuldigte, mit den Lutheranern in Verbindung getreten zu sein, um sie auf seine Seite zu ziehen.

So banden die größten geistigen und politischen Interessen die beiden jungen Fürsten zusammen, und dennoch kostete es Monate mühsamer und oft verdrießlicher Unterhandlungen, bis sie einander die Hand reichten, um sofort in neue Schwierigkeiten zu geraten. Wolsey konnte auf den Gedanken nicht verzichten, den, wie er meinte, übel beratenen Kaiser unter seine Leitung zu nehmen. Wenn England sich mit dem Kaiser verbinde, sollte sich dieser ganz so bewegen, wie es England passe. Er hatte überdies noch immer nicht unbegründete Zweifel an der Solidität von Karls Macht. Er fand es schon deshalb wünschenswert, daß der Kaiser das eben gezogene Schwert einstweilen wieder einstecke; noch mehr, damit König Heinrichs und besonders seine eigene Herrlichkeit über die Welt leuchte, wenn die beiden mächtigsten Fürsten der Christenheit auf sein Geheiß die Waffen niederlegten.

Diese Forderung stieß nun aber bei Karl auf hartnäckigen Widerspruch. Seine Kriegslust erwachte im Verlaufe des Sommers immer stärker. Gleich auf die erste Nachricht vom Ein-

fall der Franzosen in Navarra hatte er Wingfield erklärt, er habe Gott gelobt, für dieses Unrecht an Frankreich Rache zu nehmen. Mitte Juni (eben hatte er den Abschluß des Bündnisses mit dem Papste erfahren) sagte Gattinara demselben Wingfield, was auch England thue, der Kaiser sei entschlossen, sich an Frankreich zu rächen. Mit dem größten Nachdruck forderte der Kaiser jetzt nicht Englands Vermittelung, sondern Beistand, zu dem es verpflichtet sei, da Frankreich ganz evident Vertrag und Frieden gebrochen, nicht nur durch den Einfall in Navarra, von wo es jetzt sogar in Castilien eingebrochen sei, nicht nur durch die Aufstiftung Roberts und Gelderns, durch die Konspiration mit den Lutheranern, sondern durch die schlimmsten Praktiken in Italien. Es habe seinem Feldhauptmann Pescara Erfüllung aller Wünsche verheißen, wenn er zur Eroberung Neapels die Hand bieten wolle, es habe in den Kastellen von Neapel und Gaeta verräterische Verbindungen angesponnen u. s. w.*). Man vernahm, der Kaiser wolle sich demnächst persönlich an die Spitze seines Heeres stellen.

Aber noch sehr viel schroffer als in Brüssel wurden die englischen Vermittelungswünsche in Rom abgewiesen. Ende Juni ahnte man in England noch nichts von dem Bündnisse des Papstes mit dem Kaiser. Am 27. Juni insinuierte Pace, nach Wolsey Heinrichs intimster Rat, dem Nuntius, der Sieg in dem ausgebrochenen Kriege werde sich wohl für Karl erklären, dem Spanien, Deutschland und die Niederlande so ergeben seien, daß sie ihm kein Leid würden widerfahren lassen; es sei deshalb wohl gut, wenn auch der Papst bei Zeiten für sein Interesse sorge, d. h. sich für den Kaiser erkläre. Damals glaubte man noch dem Worte des Königs Franz, er sei durch Vertrag mit dem Papste gebunden, ohne dessen Zustimmung in keine Verhandlung mit dem Kaiser einzutreten. Als nun aber der neue Gesandte Clerk dem Papste im allgemeinen Interesse der

*) Brewer p. 545.

Christenheit Wolsey's Friedensvermittelung anpries und ihn aufforderte, sie durch Entsendung des Kardinals Medici nach Calais zu unterstützen, da machte Leo seinem frischen Hasse gegen den alten Freund Luft. König Heinrich, erwiderte er, wisse nicht, mit welcher Anmaßung und Unverschämtheit die Franzosen ihn behandelt hätten; König Franz habe ihm nie sein Wort oder einen Vertrag gehalten, habe die Herzoge von Urbino und Ferrara gegen ihn unterstützt, obwohl er verpflichtet gewesen, ihm Ferrara zu übergeben, habe dieses statt dessen in das Bündnis mit der Schweiz aufgenommen. Solange König Franz unter dem Einflusse seiner Mutter und des Admirals Bonnivet stehe, die beide ebenso wie Lautrec vom Herzog Alfons bestochen seien, könne man auf sein Wort gar nichts geben. Er, Leo, werde nie zu einer Verhandlung zwischen Frankreich und dem Kaiser seine Zustimmung geben, vielmehr sein Blut verspritzen, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. König Heinrich sollte helfen, die Insolenz der Franzosen zu züchtigen, statt seine Mühe an eine unmögliche Vermittelung zwischen ihnen und dem Kaiser zu verschwenden*).

Diese leidenschaftliche Stimmung des Papstes mußte natürlich Karls Abneigung gegen einen Waffenstillstand erheblich verstärken. Er wußte durch Manuel, wie argwöhnisch der Papst noch immer spähte, ob er nicht irgend welche Versuche mache, sich mit Frankreich zu verständigen; der Nuntius trieb unablässig zu energischer Fortsetzung des Kriegs, daß Karl selbst in Frankreich eindringe. Wolsey, schrieben die englischen Gesandten aus Brüssel, werde nun wohl des heiligen Vaters Friedensliebe kennen lernen: seinem Ehrgeiz werde all

*) Clerk an Wolsey, Rom den 9. Juli. Jetzt noch suchte der Papst dem Engländer einzureden, er habe noch kein Bündnis mit dem Kaiser abgeschlossen. Als ihm Clerk vorwarf, daß er Karl mit Neapel belehnt habe, ohne, wie er doch versprochen, England zu fragen, erwiderte er, die Franzosen hätten ihn auf die spanische Seite gezwungen.

dieſe Zwietracht verdankt*). Der Kaiſer kündigte ihnen an, den 1. Auguſt werde er mit ſeinem Heere von Namur nach Frankreich aufbrechen. Der Kaiſer, hieß es einige Tage ſpäter, iſt trotz allen Vorſtellungen entſchloſſen, ſein gutes Glück perſönlich zu verfolgen, da ſie meinen, die Gelegenheit ſei günſtig und von England doch kein Beiſtand zu hoffen. Eben hatte man jubelnd die Siegesnachrichten aus Navarra empfangen; über Italien ließ der Papſt das Beſte melden: überall ſeien die Franzoſen über die Maßen verhaßt, die Bevölkerung werde gegen ſie in Mailand wie in der ganzen Lombardei aufſtehen, Lautrec verfüge nur über eine winzige Macht, während Colonna mit einem ſtattlichen Heere vorrücke.

Trotz all dieſer Kriegsluſt der Verbündeten war es Karl doch höchſt erwünſcht, daß ſich Wolſey Ende Juli nach Calais auf den Weg machte. Er hatte nicht nur die geforderte Zuſicherung ausgeſtellt, daß er in keiner Weiſe, weder direkt noch indirekt, ohne das Wiſſen und die ausdrückliche Einwilligung Englands mit Frankreich verhandeln werde; er hatte auch auf den natürlichen Wunſch verzichtet, daß England ihm die gleiche Verſicherung erteile, was, wie Wolſey mit Recht bemerkte, für England große Ehre und Vorteil war; den Waffenſtillſtand hatte er dagegen beharrlich zurückgewieſen, vielmehr von England die Sendung von 4000 Bogenſchützen erbeten. König Heinrich fand das natürlich ganz unzuläſſig, ging aber auf Wolſey's Rat ein, 5—6000 Bogenſchützen für die Zeit, wo er mit Karl abgeſchloſſen haben werde, bereit zu ſtellen. Sobald man ſich mit dem Kaiſer über die gemeinſame Invaſion in Frankreich geeinigt habe, werde es, meinte der König, vor allem wichtig ſein, die franzöſiſche Flotte mit vereinten Kräften zu vernichten**). Aber obwohl er ſo ſchon ganz in dem Gedanken engſter Verbindung mit dem Kaiſer lebte, fand er es doch

*) Wingfield und Spinelli an Wolſey, 16. Juli.
**) State Papers 1, 16. 21. 23.

zweckmäßig, Wolsey nicht nur eine Vollmacht für den Abschluß eines Bündnisses mit dem Kaiser zur Verteidigung ihrer Reiche und zur Wiedereroberung der englischen Besitzungen in Frankreich mitzugeben, sondern eine ebensolche für engere Verbindung mit Frankreich, oder auch mit dem Papst, dem Kaiser und Frankreich*). Wolsey sollte keine einzige Möglichkeit verschlossen sein.

Die Räte Karls, welche nach Calais eilten, um den mächtigen Kardinal gleich bei seiner Landung zu begrüßen, mußten sich auf einen schweren Stand gefaßt machen, da Wolsey immer wieder auf die Forderung zurückkam, die Kriegführenden müßten, um der Vermittelung volle Wirksamkeit zu sichern, in eine Waffenruhe willigen. Auf dem Wege nach Calais, in Dünkirchen, glaubte Gattinara, obwohl er sich doch eben erst von Karl getrennt hatte, für denselben eine Denkschrift aufsetzen zu müssen, welche die gesamte Situation eingehend erörterte. Ein höchst interessantes Schriftstück, das uns sowohl die Lage des Kaisers als Gattinara's Anschauungsweise und sein Verhältnis zu Karl lebendig vorführt**).

Tag und Nacht, beginnt Gattinara, sinne er darüber, was dem Dienst des Kaisers in den gegenwärtigen großen Geschäften fromme; die Dinge liegen so, daß es sehr schwierig sei, einen guten Rat zu geben, ob er den Krieg fortführen oder die Waffenruhe bewilligen lassen solle, um die man ihn so sehr bestürme. Um zu einem sicheren Resultate zu gelangen, müsse man die Gründe sorgfältig gegeneinander abwägen, welche das eine wie das andere empfehlen. Für die Annahme des Waffenstillstandes, meint Gattinara, sprechen folgende Gründe: 1) Daß der Ausgang des Kriegs zweifelhaft sei und man nichts wagen solle, wo man Ruhe haben könne. 2) Man

*) Brewer III, 2, 587 f.

**) Die Denkschrift Gattinara's vom 30. Juli ist bei Le Glay, Négociations 2, 473 ff. und bei Lanz, Staatspapiere S. 1 ff. gedruckt.

dürfe keinen Krieg wagen, wenn man nicht die Mittel habe, ihn zu Ende zu führen; nun aber sei das von Neapel gehoffte Geld ausgeblieben, von Spanien könne man nichts erwarten und für die Niederlande allein sei die Last zu schwer. 3) Die Anschläge auf Genua und Mailand seien nicht so, wie man gehofft, gelungen. 4) Es drohe die Gefahr, daß sich die Schweizer für Frankreich erklärten, nicht nur in Italien, sondern auch hier an der niederländischen Grenze und in Deutschland, woraus dann ein gewaltiger und gefährlicher Krieg entstehen werde. 5) Sei die spanische Armee aus Geldmangel und um Toledo zu bezwingen aus Navarra nach Castilien zurückgegangen und scheine in Frankreich nichts unternehmen zu wollen. 6) Navarra sei zur großen Ehre des Kaisers wiedergewonnen, Robert hinlänglich gezüchtigt, Frankreich habe keinerlei Vorteil errungen: so könne die Waffenruhe in keiner Weise für den Kaiser unrühmlich sein, zumal sie nicht von ihm, sondern von England und Frankreich begehrt werde. 7) Die Jahreszeit sei schon so weit vorgerückt, daß die kaiserliche Armee kaum vor dem Eintritt des Winters bereit sein werde; die Septemberregen würden das offene Feld unhaltbar machen, die Franzosen sich in die Städte zurückziehen, das Geld zwecklos ausgegeben werden und so der Kaiser seine Person und seinen Staat in Gefahr bringen ohne die Hoffnung eines entsprechenden Gewinns.

Diesen Gründen, welche die Annahme der Waffenruhe empfehlen, stellt Gattinara die anderen gegenüber, welche von ihr abmahnen. Vor allem, schreibt er, mache dem Kaiser 1) sein Bündnis mit dem Papste ein solches Verfahren unmöglich, zumal da 2) der Papst dieses Bündnis in einem Augenblicke abgeschlossen habe, wo es mit dem Kaiser schlecht gestanden, Navarra verloren gewesen, noch weitere Verluste in Spanien gedroht hätten, die Armee in Neapel nicht fertig, seine eigene Hilfe fern gewesen sei, der Papst also seinen ganzen Staat gewagt habe, um sich mit dem Kaiser zu ver-

binden; wenn dieſer trotzdem jetzt ohne den Papſt Waffenſtillſtand ſchließen und ihn in der Gefahr laſſen wolle, ſo ſei das ein ſo böſes Beiſpiel, daß ihm nie wieder jemand trauen werde. 3) Wenn der Papſt ſich ſo im Stich gelaſſen ſehe, könne er die Inveſtitur mit Neapel wie den Dispens für das Reich zurücknehmen und dadurch den Verluſt Neapels herbeiführen und das Reich in Gefahr bringen. 4) Werde der Kaiſer riskieren, den (von der Kurie herrührenden) Anſpruch auf Navarra, wie die bedeutenden kirchlichen Bewilligungen in Spanien zu verlieren. 5) Werde der Papſt, ſowie er ſich vom Kaiſer verlaſſen ſehe, ſich mit Frankreich und Venedig verbinden, ſie dann zuſammen die Schweiz heranziehen und ſo den Kaiſer ganz aus Italien herauswerfen, ihm auch jede Hoffnung in Italien benehmen: „infolge davon werdet Ihr das Herz all Eurer Freunde und Diener nicht nur in Italien, ſondern auch in Deutſchland und den anderen Ländern verlieren.“ 6) Die Armee des Kaiſers ſei doch faſt aufgeſtellt, die Ausgaben dafür gemacht; die ganze Welt wiſſe davon und erwarte nun Wunder; wenn man jetzt, ohne daß das Heer etwas gethan, die Waffen niederlege, ſo werde der Kaiſer damit alle Reputation verlieren. 7) Der Kaiſer habe eine gerechte Sache und Gott zum Helfer; er werde Gott gegen ſich ſtellen, wenn er ſeine Feinde erleichtere, ſeine Freunde und Unterthanen aber preisgebe. 8) Diejenigen, welche jetzt die Waffen für ihn ergriffen, würden das nächſte Mal keine Luſt haben, für ihn auszuziehen, wenn er ſie jetzt heimſende, ohne ihren Arm gebraucht zu haben. 9) Die Unterthanen, welche jetzt bereit, dem Kaiſer mit Leib und Gut zu dienen für den Krieg, werden die Luſt verlieren, zu zahlen und noch einmal auszuziehen, wenn ſie den Kaiſer ſo ſchwach nachgeben ſehen. „Der zehnte Grund iſt, daß Ew. Majeſtät vor allen Dingen ſuchen muß, Ruhm zu gewinnen; denn bis jetzt iſt Eure Perſon in keinem Staatsgeſchäft thätig geworden, woraus man gut oder übel ſchließen könnte; die Erwartung der ganzen Welt iſt bis

jetzt darauf gerichtet gewesen, daß Ihr bei so schöner Gelegenheit etwas thun müßtet, das eines solchen und so großen Kaisers würdig wäre, da Spanien durch die göttliche Barmherzigkeit ganz wieder zum Gehorsam zurückgebracht ist, da Italien auf allen Seiten nach dem Kaiser ruft und Eure Größe wünscht, da Deutschland Euch fürchtet, liebt und achtet, da die Schweizer sich nicht offen gegen Euch zu erklären wagen, da Eure Feinde ganz erstaunt und voller Besorgnis sind. Da nun dies, Sire, das erste Heer ist, das Ihr ins Feld gestellt und Ihr darauf so bedeutende Summen verwendet habt und eine so gewaltige Schilderhebung erfolgt ist, daß der Ruf davon die ganze Welt erfüllt, so muß wohl daran gedacht werden, diesem Beginnen einen solchen Ausgang zu sichern, daß die Reputation Ew. Majestät nicht verloren oder verändert, sondern erhalten und gemehrt werde."

Die sieben Gründe für die Waffenruhe glaubt Gattinara den sieben Todsünden vergleichen zu können, durch welche man den Kaiser in Versuchung führen wolle, die zehn dagegen angeführten Gründe aber den zehn Geboten Gottes, denen er gehorchen müsse. Er sucht dann in charakteristischer Weise seine Ansicht durch spezielles Eingehen auf die einzelnen Punkte noch weiter zu begründen. Von dem entschlossenen Vorgehen des Kaisers stellt er sogar eine günstige Wirkung auf England in Aussicht, das doch gerade die Waffenruhe forderte. Die finanziellen Bedenken schlägt er nicht hoch an. Ursprünglich habe der Kaiser sein Heer vier Monate im Felde halten wollen, aber zwei würden genügen, und für die liege das Geld bereit. Im August und September ließen sich sehr wohl rühmliche Thaten verrichten, dann könne man die etwa wünschenswerte Waffenruhe unter günstigeren Bedingungen erlangen. Die Erfolge in Navarra bedeuteten für die Ehre des Kaisers nichts, denn sie würden lediglich seinen spanischen Unterthanen, nicht ihm verdankt, da er weder Befehl noch Geld dazu gegeben, auch nicht dabei gewesen sei. Wenn nun seine spanischen

Unterthanen ohne ihn einen Sieg errungen, er aber an der Spitze eines großen Heeres nichts gethan habe, so könne er ermessen, welche Ehre er davon haben, wie seine Unterthanen und Nachbarn von ihm denken würden, welche wohl die Not Frankreichs kennten. Das Heer Nassau's sei stärker als das französische, das noch keine Schweizer habe, sie auch so bald nicht bekommen werde. Deshalb müsse der Kaiser sein Heer ohne Zeitverlust gegen den Feind anrücken lassen, wäre es auch nur um einen Taubenschlag zu erobern, obwohl man Guise, Tournay und Terouanne leicht nehmen könne. „Und wie klein es auch sei, was Ew. Majestät beginnt, sei es auch nur das Werk von vierzehn Tagen oder einem Monat, Ew. Majestät wird Ruhm dabei gewinnen, die Feinde in Erstaunen setzen, der Papst wird befriedigt sein und festhalten, der König von England wird kühner werden, sich für Ew. Majestät zu erklären, der Kardinal von York eifriger, damit es nicht ohne ihn geschehe, die Schweizer bedenklicher, sich für Frankreich zu erklären, da sie sehen, sie würden zu spät kommen." Das entscheidende Moment bleibt aber immer die Reputation des Kaisers. „Mein Schluß ist," schreibt Gattinara, „Ew. Majestät muß sich an die zehn Gebote halten und sich nicht von den sieben Todsünden verführen lassen, das begonnene Unternehmen ohne Zögern fortführen, damit Ihr von Euch mit Ehre und Reputation reden macht, zumal Ihr eine so gerechte Sache und Gott für Euch habt."

So dachte und räsonnierte der Mann, welcher jetzt auf die Politik des Kaisers den vorwiegenden, wenn auch keineswegs den maßgebenden Einfluß übte. Chièvres würde es schwerlich nötig gefunden haben, seine Ansicht so umständlich zu begründen. Gattinara aber weiß, daß der Kaiser nicht nur ihn hört. Er bittet ihn wegen der Länge seines Schreibens um Entschuldigung: der Eifer für seine Machterhöhung reiße ihn fort. Er meine, die Herren von seinem Rat hätten keine Zeit, reiflich darüber nachzudenken, er habe hier seine Zeit nicht

verlieren wollen und deshalb seine Gedanken aufgesetzt; der Kaiser möge sie den Räten mitteilen, damit sie bessere Gelegenheit hätten, alles wohl zu erwägen. Ohne Zweifel meint er, daß manche unter ihnen entgegengesetzter Ansicht sind. Daß seine Argumentation an mehr als einer Stelle stark ins Sophistische fällt, liegt auf der Hand. In Wahrheit wägt er die Gründe für und gegen nicht objektiv ab, sondern schneidet sie zurecht, damit seine feststehende Ansicht den Sieg davontrage. Wenn er die Reputation des Kaisers so stark betont, so liegt darin unzweifelhaft sehr viel Wahres: es war in der That von größter Wichtigkeit, daß der von aller Welt bisher gering taxierte Kaiser persönliches Ansehen gewinne. Wenn aber Gattinara immer wieder auf diesen Punkt zurückkommt, so thut er das sicher doch auch in der Gewißheit, daß dieses Argument auf den Kaiser besonderen Eindruck mache, daß derselbe ebenso stark wie er die Notwendigkeit empfinde, sich persönlich hervorzuthun. Ganz gewiß endlich hat der junge Herr an einer so umständlichen und so eigentümlich theologisch gefärbten Erörterung einer wichtigen Frage Freude, sonst würde ihm Gattinara nicht diese im Druck zehn Quartseiten füllende Denkschrift aufgesetzt haben.

Am 2. August landete Wolsey in Calais, von höchst stattlichem Gefolge begleitet. Die kaiserlichen Gesandten, außer Gattinara die Herren von Berghes und Fiennes und Karls Sekretär Philipp Haneton, waren bereits zur Stelle. Sofort begannen die Verhandlungen, nicht über Frieden oder Waffenruhe, sondern über das Bündnis und die Heirat Karls mit Marie. Wolsey erhob dabei unter anderem den Anspruch, der Kaiser müsse seinen Herrn voll für das entschädigen, was er an französischen Pensionen und sonstigen Geldzahlungen verlieren werde. Zum Bündnis waren die Kaiserlichen in hohem Grade geneigt, aber von solcher Entschädigung wollten sie nichts hören. Denn England erfülle lediglich seine Pflicht, wenn es dem

Kaiſer Beiſtand leiſte, da es keinem Zweifel unterliege, daß Frankreich die Verträge gebrochen und den Krieg begonnen habe. Zum Beweiſe deſſen legten ſie einen abgefangenen Brief des Königs Franz an Graf Carpi vor*), welcher allerdings die Behauptung des Königs, er habe mit den Unternehmungen Roberts von der Mark nichts zu thun, ſchlagend Lügen ſtrafte. Wolſey ſuchte trotzdem die Verpflichtung Englands in Abrede zu ſtellen, da in jeder vollkommenen Freundſchaft der Nutzen mit der Treue verbunden ſein müſſe. Vor allem drängten die Kaiſerlichen Wolſey, daß er ihren Herrn aufſuche. Das aber, ſchrieb er ſeinem Könige, werde er nicht thun, ehe er ſich mit den Vertretern des Kaiſers über alles geeinigt habe, was Bündnis und Heirat betreffe**).

An demſelben Tage, wo der Kardinal über dieſe Verhandlung ausführlich berichtete, am 4. Auguſt, erſchienen die franzöſiſchen Geſandten, an ihrer Spitze der Kanzler Anton Duprat. Am 5. hatten ſie die erſte Unterredung mit dem Kardinal. Er floß über von Beteuerungen der Liebe zu König Franz und des Eifers für das Wohl der Chriſtenheit. Um den Frieden herzuſtellen, wolle er zu Franz und Karl reiſen, ja, wenn nötig, zu Fuße bis Rom gehen. Vor allem ſei Waffenruhe nötig, um dann über den Frieden verhandeln zu können. Zu ſeinem Bedauern ſeien aber ſeit den Erfolgen in Navarra, ſeit ſeiner Verbindung mit dem Papſte und den Geldbewilligungen der Niederlande die Geſinnungen des Kaiſers völlig verändert: ſeine Geſandten wollten weder von Frieden noch von Waffenruhe hören. Da Wolſey nichtsdeſtoweniger in die Franzoſen drang, daß ſie ihrerſeits ſich bereit erklären ſollten, die Waffen niederzulegen, fanden ſie das natürlich ungehörig, mit wie ſpeziöſen Gründen er ſein Anſinnen auch unterſtützte. Sie behaupteten, eine Waffenruhe werde lediglich dem katho-

*) Es iſt der in Granvelle's Papieren 1, 116 ff. abgedruckte.
**) State Papers 1, 27 ff.

lischen Könige von Vorteil sein, da ihr Herr mit großem Aufwande drei beträchtliche Heere ins Feld gestellt habe, Karl aber noch Zuzug aus Deutschland erwarte. Gleich jetzt durchschauten sie das Spiel Wolsey's: unter dem Vorwande, schrieben sie, bei Karl selbst die Waffenruhe durchzusetzen, welche seine Vertreter hartnäckig weigerten, werde er nach Brügge gehen. König Franz wußte das aber bereits, ehe er das Schreiben seiner Gesandten erhielt*).

Am 7. August wurde unter dem Vorsitz Wolsey's und in Gegenwart eines päpstlichen Nuntius die erste Konferenz abgehalten. Nachdem der Kardinal in gewohnter Weise vom Wohl der Christenheit, der Freundschaft seines Herrn für die beiden kriegführenden Souveräne, seinem Wunsch, den Frieden zu vermitteln, und der Notwendigkeit sofortiger Waffenruhe gesprochen, erklärte der Nuntius, es sei ein sehr löbliches Werk, an der Herstellung des Friedens zu arbeiten, er habe dafür aber keine Vollmacht. Darauf nahm Gattinara das Wort, zählte die lange Reihe der Beschwerden seines Herrn gegen Frankreich auf und schloß damit, zu erklären, da es keinem Zweifel unterliege, daß Frankreich Frieden und Vertrag gebrochen, habe die kaiserliche Gesandtschaft nicht den Auftrag, über Frieden oder Waffenstillstand zu verhandeln, sondern von England die schuldige Hilfe zu fordern. Duprat suchte die Argumente Gattinara's zu widerlegen, sagte, England zuliebe sei König Franz zu friedlicher Verhandlung bereit gewesen, da aber das Gegenteil dieselbe ablehne, werde er sein gutes Recht mit den Waffen verteidigen. Auch er nahm dafür den englischen Beistand in Anspruch. Wolsey redete einen Augenblick mit den kaiserlichen Gesandten, dann sagte er laut, er wolle selbst den katholischen König in Brügge aufsuchen, um ihn zu Frieden oder Waffenruhe zu bestimmen. Die französischen Gesandten bat er, seine Rückkehr in Calais zu erwarten; gelinge es ihm nicht, Karl für seine

---

Le Glay, Négociations 2, 535 ff. Brewer III, 2, 602.

friedlichen Absichten zu gewinnen, so werde er ihm sagen, daß sich König Heinrich für Frankreich erklären müsse*).

Danach hätte man die sofortige Abreise Wolsey's erwarten müssen; dieser wollte ja aber Calais nicht verlassen, ehe er sich mit Karls Vertretern über Heirat und Entschädigung geeinigt. Da machte ihm Gattinara verdrießliche Schwierigkeiten, der, wie er klagte, „steif auf seiner Meinung bleibt". Schon waren die Wagen gepackt. Er ließ sie wieder abladen. Den Franzosen redete er vor, Gattinara allein sei an allem Unheil schuld, von Karl erwarte er bessere Nachrichten. Er meinte sie vollkommen beruhigt zu haben. Ob es ihm wirklich gelang, Gattinara zu beugen, wissen wir nicht. Am 12. August brach er von Calais auf.

Wie ein König zog er dahin, die kaiserlichen Gesandten und der Nuntius in seinem Gefolge, das über tausend Pferde zählte. Der Mann, welcher seinem Könige gern in tiefer Unterthänigkeit schrieb „aus meinem armen Hause neben Westminster", während er sich doch mit derselben Formel wie der König anreden ließ, päpstlicher Legat, Kardinal, Primas der englischen Kirche, Kanzler von England, von Karl und Franz gleichmäßig umworben, vom Papst gefürchtet, er ging jetzt, den jungen Kaiser unter seine gütige Obhut zu nehmen. Da jetzt, hatte er ihm vor acht Tagen geschrieben, gute Hoffnung auf enge und unlösliche Verbindung seines Königs mit ihm bestehe, so wolle er sich um seine Angelegenheiten wie einer seiner Diener und Räte annehmen, für des Kaisers Ehre und Sicherheit ebenso sorgen wie für die seines Königs. Karl blieb hinter solchen Beteuerungen nicht zurück. Er wolle ihn, erwiderte er, auf den Grund seines Herzens sehen, sich ganz von ihm leiten lassen. Wenn ihn freilich Wolsey dringend gebeten hatte, doch ja nicht selbst ins Feld zu ziehen, so beteuerte er seinen Entschluß, aus-

*) Duprat an König Franz, Calais den 8. August. Zu vergleichen Gattinara's ausführlicher Bericht in den Papiers d'état de Granvelle 1, 128 ff.

zuführen, was er begonnen, und in eigener Person „dahin zu gehen“*). Je weniger er aber gemeint war, sich von dem fremden Herrn meistern zu lassen, um so zweckmäßiger erschien es, die Eitelkeit desselben mit ganz überschwenglichen Ehrenbezeigungen zu kitzeln.

Als der Kardinal am 14. erwartet wurde, ritt ihm der Kaiser mit seinem ganzen Hofe vor die Thore von Brügge entgegen. Er mußte da anderthalb Stunden warten, bis der gewaltige Herr kam. Als er endlich erschien, stieg er nicht etwa, wie üblich, von seinem Maultier, sondern umarmte den Kaiser aus seinem Sattel. Neben dem Kaiser ritt er in die Stadt ein; seine ganze Begleitung war in roten Atlas gekleidet. Im kaiserlichen Palaste selbst waren die Zimmer für ihn bereitet; der Kaiser begleitete ihn bis an die Thür seines Gemachs. Den nächsten Morgen ritten sie miteinander zur Messe. Es waren zwei Thronhimmel für sie in der Kirche aufgeschlagen, aber Karl bestand darauf, daß der Kardinal unter dem seinigen Platz nahm, auf demselben Schemel mit ihm kniete. Nach der Messe speiste Wolsey beim Kaiser, worauf sie eine zweistündige Unterredung hatten. Als sich der Kardinal in seine Gemächer zurückgezogen hatte, empfing er den Besuch Margaretens.

Wolsey rühmte seinem Könige, er werde in Brügge bewirtet, wie er nie ähnliches gesehen oder gehört. Er fand es nötig, da man ihn wie einen König ehrte, sich wie ein solcher hoch zu halten. Da der seit einiger Zeit am kaiserlichen Hofe weilende König von Dänemark ihm durch einen Erzbischof und zwei andere Große den Wunsch ausdrücken ließ, ihn zu sprechen, forderte Wolsey (natürlich „mit Rücksicht auf Eure Ehre“, wie er König Heinrich schrieb), daß der Herrscher Skandinaviens ihn in seiner Wohnung aufsuche, machte dann aber die gnädige Konzession, daß sie sich in einem Garten zwischen ihren Wohnungen träfen. Den nächsten Morgen jedoch erschien König

*) Monum. Habsb. p. 233 f. Brewer III, 2, 606.

Christian in Wolsey's Gemächern. Einer so untergeordneten Persönlichkeit, wie dem venezianischen Botschafter Contarini, Audienz zu gewähren, fand er lange keine Zeit; erst nachdem Contarini eine Woche lang gewartet, war er so glücklich, dem hohen Herrn seine Huldigungen darbringen zu dürfen. Auch die päpstlichen Nuntien baten öfter vergeblich um Gehör*).

Ueber den Gang der Verhandlungen fehlen genaue Angaben. Karl versammelte eines Morgens seine Räte, um das Programm für den diplomatischen Feldzug festzustellen. Die Herren von La Roche, Berghes, La Chaulx, Hoochstraten, Haneton, die Bischöfe von Elna und Lüttich, zuletzt Gattinara, gaben ihre Ansichten kund. Man war noch immer weit davon entfernt, England zu trauen; wenn der Krieg nicht glücklich gehe, werde es dissimulieren oder gar brechen. Bei der Heirat lag den Herren hauptsächlich daran, daß sie durchaus geheim bleibe, damit Portugal und Spanien nichts Schlimmes brauten. Das Bündnis mit England schien besonders deshalb unentbehrlich, weil man den Schutz der englischen Flotte für Karls Ueberfahrt nach Spanien nötig fand. Man war darüber einig, daß Karl wieder über England gehen müsse, um die gefährliche Fahrt durch den Kanal zu umgehen. Ueber diesen Punkt, über die Zeit, wo sich England gegen Frankreich erklären müsse und über die Modalitäten der von England geforderten Entschädigung wünschte man vor allem günstige Bestimmungen durchzusetzen. Merkwürdigerweise wurde die eigentliche Verhandlung mit dem Kardinal der klugen Margarete übertragen, der man Jean de Berghes beigab. Gattinara hatte wohl wenig Neigung, schien auch wohl wenig geeignet, mit dem hochfahrenden Herrn zu traktieren. Margarete empfahl sich, zumals als alte Freundin Englands, in jedem Betracht am besten.

---

*) Contarini's ausführliche Berichte vom 14. August ab in Rawdon Browns Calendar p. 160 ff. Wolsey's Schreiben an König Heinrich, State Papers 1, 36 ff.

Nach zehntägiger Arbeit wurde am 25. August ein Instrument unterzeichnet, das auch der Kenner der Zeit nicht ohne mannigfache Verwunderung lesen kann. Dieses kleine Buch*) beginnt damit, das Phantom der Heirat Karls mit Marie in einem Tone zu behandeln, als wäre es beiden Teilen damit bitterster und heiligster Ernst. Karl wird sich in keiner Weise und unter keinen Umständen mit einer anderen Frau verbinden, ebensowenig Marie mit einem anderen Manne. Sobald sie das zwölfte Jahr vollendet hat, soll die Vermählung stattfinden. Alle Details über Höhe der Aussteuer und des Wittums, Ort und Zeit der Vermählung werden mit einer Genauigkeit festgestellt, als wenn die Hochzeit noch in diesem Jahre gefeiert werden sollte. Nur um diesen Heiratsvertrag, an dessen Ausführung ja doch niemand denken konnte, besser zu sichern, gingen der Kaiser und England die engste Verbindung ein, nicht nur zur Wahrung ihrer gegenwärtigen Besitzungen, sondern auch zur Wiedergewinnung der Länder, Rechte und Einkünfte, welche ihnen andere vorenthalten. Sobald einer von ihnen angegriffen wird, muß ihn der andere mit seiner ganzen Macht unterstützen. Da sie mit vereinigten Kräften zurückerobern wollen, was ihnen der französische König ungebührlicherweise vorenthält, und es dafür im höchsten Grade förderlich sein wird, daß sich der Kaiser nach Spanien begibt, die volle Ordnung dort herstellt, die Kriegs- und Geldkräfte des Landes gegen Frankreich in Bewegung setzt, so wird bestimmt, daß er die Reise dahin vor Ende des nächsten Februar und zwar über England antrete. König Heinrich wird den Kanal mit seiner Flotte so absperren, daß der Kaiser sicher nach Dover oder Sandwich übersetzen kann. Der König wird ihn von da nach Falmouth geleiten und dort eine Flotte bereit halten, um seine Ueberfahrt nach Spanien zu decken. „Um das Königreich Frankreich und andere

*) Es füllt in den engen Druck der Monum. Habsb. die Seiten 244 bis 267.

Gebiete, welche der französische König okkupiert hält, zurückzuerorbern", werden die beiden Herrscher im März des Jahres 1523 öffentlich genanntem Könige von Frankreich ihre Feindschaft und den Krieg zu Lande und zu Wasser erklären. Ein jeder von ihnen wird vor dem 15. Mai des genannten Jahres an der Spitze eines Heeres von 10 000 Reitern und 30 000 Fußsoldaten Frankreich angreifen, Karl von Spanien und den Niederlanden her, Heinrich da, wo es am zweckmäßigsten erscheinen wird; die niederländischen Haufen des Kaisers sollen dem Könige dabei behilflich sein. Die Verbündeten werden ebenso den Kampf zur See mit gleich starken Flotten führen.

Daß sich im August 1521 zwei Herrscher verpflichten, im Frühling 1523 einer dritten Macht den Krieg zu erklären, zumal wenn einer jener Herrscher mit dieser Macht längst im Kriege liegt, scheint seltsam. Aber bei jener Beratung hatte La Chaulx gefunden, vor Ende April werde der Kaiser schwerlich in Spanien sein, er werde dort gewaltig viel zu thun finden; die Reichshilfe sei erst für den August zugesagt; dann sei es zu spät und also vor dem Frühling 1523 der Angriff mit aller Kraft nicht möglich. Uebrigens wurde auch jene immerhin sehr eigentümliche Bestimmung durch eine spätere so gut wie aufgehoben. Wenn nämlich, wurde in Artikel 20 ausgemacht, vor dem Beginn des nächsten November kein Waffenstillstand zwischen Karl und Franz zustande käme, oder Franz nachher den Krieg erneuerte, dann sollte König Heinrich während der Reise des Kaisers durch England sich als Feind Frankreichs bekennen und diese Erklärung innerhalb des folgenden Monats veröffentlichen. Welche Gebiete ein jeder von Frankreich in Anspruch zu nehmen hat, soll später ausgemacht werden. Das Bündnis ist übrigens nicht nur gegen Frankreich gerichtet. Wenn einer der kontrahierenden Fürsten sonst etwas zurückzuerobern, oder rebellische Vasallen zu züchtigen, England z. B. sich Schottland zu unterwerfen und Irland, Karl Geldern und Friesland

zu gebührendem Gehorsam zu bringen wünscht, ist der andere auch dafür Beistand zu leisten verpflichtet. Wie sehr sich auch die Kaiserlichen gesperrt hatten, auf die Entschädigungsansprüche Englands einzugehen, sie mußten doch die Verpflichtung auf sich nehmen, wenn Frankreich die in früheren Verträgen übernommenen Zahlungen einstelle, so werde der Kaiser jährlich England 133000 Goldkronen zahlen.

Bei allen Vertragsschließungen in jener Zeit machen wir die Beobachtung, daß die Paciszenten den Bruch des Vertrags als etwas sehr Wahrscheinliches betrachten und sich deshalb gegenseitig durch die stärksten Bande zu fesseln suchen. Sehr häufig müssen die Souveräne der betreffenden Länder in eigener Person sich durch einen höchst feierlichen Eid verpflichten, die Bestimmungen des Vertrags gewissenhaft zu erfüllen. Geht es an, so wird eine Heirat als zuverlässiges Fundament des Pakts herangezogen. In unserem Falle wurde zu allem dem eine ganz besondere Bürgschaft notwendig befunden. Vier Monate nach Verkündigung des Vertrags, bestimmte Artikel 28, soll der Kaiser wie König Heinrich vor Richter, Notaren, Zeugen und Vertretern der anderen Macht öffentlich bekennen, daß er gegenwärtigen Heiratsvertrag abgeschlossen habe, und den Richter auffordern, ihn mit der Exkommunikation, seine Reiche mit dem Interdikt zu belegen, wenn er nicht alle Bestimmungen des Vertrags pünktlich befolge. Sollte aber die Heirat durch den Tod der Prinzessin Marie gehindert werden, der König von England einen Sohn, der Kaiser aus anderer Ehe eine Tochter bekommen, so werden diese unter später festzusetzenden Bedingungen eine Ehe miteinander eingehen.

Als König Heinrich den Vertrag erhielt, ließ er Wolsey seine höchste Zufriedenheit darüber aussprechen, daß er alle seine Wünsche zu erfüllen gewußt habe. Ob sich der Kaiser ebenso befriedigt fühlte, wissen wir nicht. Jedenfalls ließ er es Wolsey gegenüber nicht an überschwenglichen Beteuerungen fehlen, er werde ihn wie seinen Vater ansehen u. s. w. In

den Briefen nannte er ihn jetzt seinen Freund. Die Abmachungen wurden natürlich vor jedermann geheim gehalten, nur die päpstlichen Nuntien einigermaßen eingeweiht, durch die dann auch Contarini etwas Wind bekam. Gattinara hatte immer die Notwendigkeit betont, für das besondere Interesse Wolsey's zu sorgen. Der Kaiser eröffnete demselben die Aussicht, bei etwaiger Vakanz des päpstlichen Stuhles das Seinige dafür zu thun, daß Wolsey auf denselben erhoben werde*). Die Hauptpersonen seines Gefolges wurden mit sehr reichlichen Geldsummen bedacht**).

Der Kardinal verließ Brügge am 26. August in Begleitung Gattinara's und der anderen kaiserlichen Bevollmächtigten, um in Calais sein angebliches Vermittelungswerk fortzusetzen. Er wußte den Franzosen viel Schönes zu erzählen, wie er dem Kaiser erklärt habe, England werde nie einen Angriff auf Mailand dulden, wie man ihn in Brügge beschuldigt habe, ein ganzer Franzose zu sein; er erfreute sie mit starken Ausfällen gegen den Papst***). Ob Duprat und seine Gefährten wirklich nichts von dem in Brügge Geschehenen ahnten, wie Wolsey seinem Könige rühmte, wissen wir nicht. Sie gingen jedenfalls darauf ein, am 2. September die fast einen Monat unterbrochenen Verhandlungen aufzunehmen. Duprat und Gattinara tauschten abermals die schon so oft gehörten Anschuldigungen aus, denen Gattinara aber heute die bedeutsame Wendung gab, Frankreich habe durch den Bruch der Verträge dem Kaiser das Recht verliehen, auch seinerseits jene Verträge als null und nichtig zu betrachten und alle die alten Ansprüche, welche das Haus Burgund, Spanien und das Reich an Frank-

*) Ein förmliches Versprechen wird Karl wohl nicht gegeben haben (s. die Aeußerung des Kaisers im Briefe vom 16. Dezember, Monum. Habsb. p. 501, und die Antwort des Bischofs von Badajoz, ib. p. 523), konnte ja doch damals niemand das baldige Ende Leo's voraussehen.

**) Siehe das Verzeichnis bei Henne 2, 373 f.

***) Mignet, Rivalité 1, 283.

reich zu machen haben, von neuem zu erheben und mit den Waffen zu verfechten*).

Es hat kein Intereſſe, dem endloſen Wortgefechte, das noch monatelang in Calais fortgeführt wurde, im einzelnen zu folgen. Die Stellung der Mächte zu einander war in Brügge fixiert worden. England wünſchte zwar die Rolle des unparteiiſchen Richters feſtzuhalten, um in derſelben ſowohl für die eigenen Intereſſen von beiden Teilen möglichſt viel zu erhalten, als auch dem künftigen Verbündeten zu nützen; unter der Hand that es für dieſen bereits mancherlei. Da er bei ſeiner Rückkehr nach Calais die erfreuliche Nachricht erhielt, daß Naſſau das feſte Mouſon genommen habe, das noch wichtigere Mézières bald nehmen werde, ließ Wolſey dem Kaiſer auf eigene Hand in aller Heimlichkeit zweihundert Fäſſer Pulver nach Antwerpen ſenden, um einen empfindlichen Mangel zu beſeitigen. Sobald König Heinrich von dem kaiſerlichen Siege erfuhr, begann er die Anwerbung von 6000 Bogenſchützen. Hätte Graf Naſſau die Hoffnungen, welche er geweckt, erfüllen können, ſo würde England mit ſeiner Kriegserklärung ſchwerlich bis zum nächſten Frühling gewartet haben. Aber die Dinge ſollten anders kommen.

---

*) Monum. Habsb. p. 288 f.

Der Krieg.

Die ſcheinbar herzliche Freundſchaft, welche früher die beiden mächtigen Nachbarn Karl und Franz verbunden hatte, war allmählich in bittere Feindſchaft übergegangen; ſie wünſchten einander ſo wehe als möglich zu thun. Aber mit den unerläßlichen Vorbedingungen für einen großen Krieg war es auf beiden Seiten mißlich beſtellt: beiden fehlten Soldaten und Geld, um ſowohl in Italien als an den Pyrenäen und an der Maas und Schelde den Kampf zu beſtehen.

Was zunächſt die Soldaten angeht, ſo hörten wir früher (1, 66) aus Guicciardini's Munde, man könne ſtreiten, ob der ſpaniſche oder der ſchweizer Fußſoldat den Vorzug verdiene. Wie jedermann weiß, hatten die Spanier unter ihrem großen Kapitän auf den italieniſchen Schlachtfeldern reichen Ruhm geerntet; aber Gonſalvo de Cordoba war lange tot, ſeit faſt zehn Jahren hatten die Spanier keinen großen Krieg geſehen; es fehlte ihnen die Uebung und die Autorität eines anerkannten Feldherrn. Zuletzt hatte der Bürgerkrieg die militäriſche Organiſation erſchüttert. Wie die Dinge in Spanien immer noch lagen (noch immer ſtanden Toledo und Valencia unbezwungen, noch immer waren die Großen durch widrigen Hader getrennt), ließ ſich von dort eine energiſche Aktion für den Kaiſer nicht erwarten. Auch mit den ſpaniſchen Haufen in Neapel war es, wie wir wiſſen, übel beſtellt.

Hätte Karl auf die deutschen Landsknechte rechnen dürfen, so wäre damit für den italienischen und niederländischen Kriegsschauplatz gesorgt gewesen. Aber trotz dem günstigen Abschluß des Wormser Reichstags stand der Kaiser zu den Landsknechten nicht viel anders als König Franz: für bares Geld liefen sie dem einen wie dem anderen zu; dem Kaiser gewiß lieber, wenn er zahlte; aber wenn die Zahlung stockte, schwand auch die Liebe. Der Landsknecht war nicht viel anders als der Schweizer ein Söldner geworden, der für Geld jeder Sache diente und sehr viel bequemer ganz nach Belieben sich hierhin oder dorthin wenden konnte, da das Reich seinen Gelüsten weniger Schranken zu ziehen vermochte als die Eidgenossenschaft ihren Söhnen. König Franz hören wir zeitig im Frühling von seinen 10 000 Landsknechten rühmen; die Herzoge von Württemberg und Lüneburg, Graf Wilhelm von Fürstenberg und andere Herren wußten sie den französischen Fahnen zuzuführen. Auch im Dienste italienischer Fürsten, wie des Herzogs von Ferrara, finden wir deutsche Hauptleute. Beim Beginn des Kampfes hören wir von keinem einzigen deutschen Fürsten, welcher dem Kaiser zugezogen wäre. Als er am 24. Juni aus Brüssel ein Schreiben an die Stände des Reichs richtete, über die Feindseligkeiten des französischen Königs Klage führend, fand er es nicht zweckmäßig, mehr zu fordern, als daß sie sich zum allfälligen Schutze von Reichslanden bereit hielten. Artikel 21 des Vertrags vom 25. August bestimmte, weil nach dem Abschiede des Reichstags die Reichshilfe für das gegenwärtige Bündnis gegen Frankreich nicht in Anspruch genommen werden könne, würden sich die Verbündeten darüber einigen, wie die Deutschen bewogen werden könnten, sich an dem Angriffe gegen Frankreich zu beteiligen, und zu verhindern, daß Deutsche dem Könige Franz dienten.

„Das Geheimnis aller Geheimnisse ist, die Eidgenossen um jeden Preis zu gewinnen," hatte Chièvres in jener Instruktion vom August 1519 geschrieben (1, 183). Wenn man

sie Frankreich abspenstig machen könne, werde dasselbe außer stande sein, eine Schlacht zu liefern. In der That, mit Artillerie vorzüglich, mit Reiterei gut versehen, konnte doch König Franz mit seinem einheimischen Fußvolk den Spaniern nicht entgegentreten; er bedurfte der Schweizer absolut. Nun erinnert man sich, wie die rivalisierenden Mächte seit 1519 unablässig um die Freundschaft der Eidgenossen geworben, diese aber sich kühl zurückgehalten hatten, bis es mit dem Krieg Ernst werden und die Werbenden tief in den Beutel greifen würden. Nur dem Papst hatten sie jenes Hilfskorps von 6000 Mann gestellt. Da nun der Krieg da war und König Franz das höchste Gebot that, erklärten sich die zwölf Orte außer Zürich auf dem Tage zu Luzern Ende April*) für Frankreich. Sie thaten es in dem Glauben, daß dieses den Papst auf seiner Seite haben werde. Wie sie freilich sich durchzuwinden dachten, wenn sie den kaiserlichen Boten die unverbrüchliche Beobachtung der alten Bündnisse und Erbeinigungen mit dem Reiche, Habsburg und Burgund zusagten, ist nicht klar. Nun aber erfuhren sie zu ihrer peinlichsten Ueberraschung, daß der heilige Vater mit dem Kaiser gemeinsame Sache gemacht habe und auf dem Punkte stehe, jenen schweizer Haufen gegen das französische Heer zu verwenden, dessen Hauptstärke in Schweizern bestehen sollte. Inzwischen hatten die französischen Werber eilig namentlich in Bern gearbeitet, und nachdem der Gesandte schon am 21. Juni großenteils in Bern selbst geliehenes Geld an die einflußreichen Familien gezahlt, lief rasch ein stattlicher Haufe von 6000 Mann zusammen, der bereits am 16. Juli im Süden des Lago Maggiore stand, an demselben Tage, wo erst die Boten der Eidgenossenschaft in Dijon, nachdem König Franz das Bündnis beschworen, ihm die Gestellung von 6000 Mann zusagten. Natürlich erhob sich ein feindseliges

*) Schon am 28. April schreibt Bern, die Vereinigung sei in Luzern zustande gekommen. Strickler, Aktensammlung 1, 19.

Gemurr in den anderen Kantonen, welche sich von Bern die fettesten Bissen vorweg genommen, daneben aber auch ernste Verwickelungen heraufziehen sahen, wenn Schweizer auf französischer, päpstlicher und wohl gar auch auf kaiserlicher Seite föchten*). Alsbald eilten Boten über die Berge, um dem drohenden Unheil vorzubeugen.

Die Kurie, die hauptsächliche Anstifterin des Kriegs, hatte, wie es scheint, gehofft, ohne zu große Anstrengung die Franzosen aus Italien zu entfernen, eine keineswegs grundlose Erwartung. Denn die noch nicht sechsjährige Herrschaft der Franzosen hatte genügt, die Bevölkerung überall mit drohender Unzufriedenheit, vielfach mit grimmigem Haß zu erfüllen, eine Glut, welche die Agenten des verdrängten Herzogs Francesco Maria Sforza, von dem ebenso klugen als kühnen Morone geführt, seit lange mit bestem Erfolge schürten. In allen Hauptorten des Mailändischen bestanden Verschwörungen, welche auf eine Erhebung gegen die verhaßten Fremden hinarbeiteten. Speziell in Mailand, wohin sich Morone selbst gewagt, sollte das Volk am 24. Juni aufstehen und die Franzosen niedermachen, während Morone die Verbannten auf päpstlichem Gebiete, in Reggio, sammeln wollte. Parma, Piacenza, Cremona, Lodi würden dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt sein. Ueberall hoffte man, die schwach gerüsteten Franzosen über den Haufen zu rennen**). Gleichzeitig versuchte ein päpstlich-kaiserliches Geschwader im Einverständnis mit der Partei Adorno einen Handstreich gegen Genua.

Aber der französische Gouverneur Fregoso war hier auf seiner Hut, und jene Verbannten verrieten ihre Pläne vorzeitig oder scheiterten im ersten Beginn der Ausführung. Die

*) Eidgenössische Abschiede IV, 1 A S. 29 ff. Strickler 1, 30 ff.

**) Siehe die interessanten Berichte Guicciardini's an Kardinal Medici vom Juni und Juli in den Opere inedite 7, 275 ff. Daneben die Biographie Morone's von Joseph Müller in den Miscellanea di storia italiana Bd. 3, S. LXX ff.

Franzoſen griffen raſch zu, ſchreckten die Maſſen durch blutige Exekutionen und erſtickten die Komplotte der Verſchworenen, indem ſie ihre geringen Streitkräfte zur Stelle brachten, als die Haufen der Verbündeten erſt in weiter Ferne anmarſchierten. Ja Lescun, der Stellvertreter ſeines noch am franzöſiſchen Hofe weilenden Bruders Lautrec, wagte es ſogar, am 24. Juni vor Reggio zu erſcheinen und von Guicciardini, dem päpſtlichen Gouverneur, die ſofortige Zerſtreuung der Verbannten und die Auslieferung Morone's zu fordern. Dieſe Verletzung päpſtlichen Gebiets kam Leo X. höchſt erwünſcht: er konnte nun vor dem verſammelten Konſiſtorium die Klage erheben, daß Frankreich den Frieden gebrochen und er zur Abwehr genötigt ſei. Aber Colonna, dem er nach langen Verhandlungen mit Manuel den Oberbefehl übertragen, erſchien Anfang Juli in Bologna nur mit ſo ſchwachen Streitkräften, daß er nicht vorzurücken wagte. Die Spanier kamen von Neapel ſehr langſam heran; die Saumſeligkeit des Vizekönigs war abermals die Verzweiflung Manuels. In Bologna fehlte es ſchon an Geld, ehe der Krieg nur begonnen war.

Bei aller Klugheit der damaligen Staatenlenker vermißt man in ihren Unternehmungen doch oft den klaren Zuſammenhang der Pläne und die geſchloſſene Konſequenz der Ausführung: neben der raffinierteſten Berechnung ſteht etwas Träumeriſches, Phantaſtiſches. Der Papſt hatte auf dieſen Krieg ſo lange hingearbeitet und doch finden wir ihn ſo gut wie ganz unvorbereitet, da er den erſten Schlag thun ſoll. Und obwohl er es iſt, thut er den Schlag doch auf gutes Glück. Durch den Angriff auf Genua eröffnet er die Offenſive in einem Augenblicke, wo man erſt anfängt, Landsknechte für den Kaiſer am Bodenſee zu werben, wo noch viele Wochen vergehen, bis die Spanier aus Neapel herankommen. Da er einmal engagiert iſt, ſchickt er Colonna mit der ſchwachen päpſtlichen Armee eilig nach Bologna. Colonna allein kann natürlich nichts unternehmen; er liegt mehrere Wochen in Bologna ſtill. Endlich

am 25. Juli bricht er auf, um das Land zwischen Parma und Piacenza zu besetzen und dann letzteren Platz anzugreifen. Am 29. erreicht er Reggio. Jetzt bekommen die noch im päpstlichen Heere befindlichen Schweizer (etwas über 2000) strengen Befehl aus der Heimat, sich vom Kriege gegen Frankreich fern zu halten. Zugleich erfährt man von der Ankunft eines starken eidgenössischen Haufens in Mailand und daß Parma von beträchtlichen Streitkräften verteidigt werde. Die kaum begonnene Bewegung stockt. Inzwischen erscheint Antonio de Leyva mit der ersten spanischen Abteilung, dann der Markgraf von Mantua; der Marques von Pescara mit der spanischen Hauptmasse rückt heran, die Landsknechte stehen in Tirol. Nun beginnen lange Beratungen, was zu thun. Ueber Parma hinaus vorzudringen, erscheint Leyva ganz unrätlich, Parma selbst anzugreifen ebenso, da jetzt die Franzosen anderthalb Monate Zeit gehabt, die Stadt zu befestigen und sich der unzufriedenen Bürger zu versichern. Die Hauptfrage ist jetzt nicht den Feind anzugreifen, sondern die Landsknechte glücklich durch das Gebiet des mit Frankreich verbündeten Venedig zu bringen. Die verschiedensten Pläne werden dafür entworfen, ihre Ausführung heute begonnen, morgen gehemmt. Glücklicherweise wünschen die vorsichtigen Venezianer mit den Landsknechten nicht handgemein zu werden, und diese können fast ungehindert an den Po marschieren. Am 21. August trifft Pescara im Hauptquartier ein, bald danach die Landsknechte.

Jetzt endlich konnte man den vor mehr als zwei Monaten voreilig eröffneten Krieg wirklich beginnen; nachdem die Führer geschwankt, ob sie Parma oder Piacenza angreifen sollten, erschienen sie Ende August vor Parma. Rasch hatte das Geschütz in der Mauer zwei breite Breschen gerissen; man beschloß, am 30. zu stürmen. Aber Pescara schickte einige Spanier, auszuspähen, ob die Belagerten etwa hinter den Breschen Bollwerke aufgeworfen. Die Spanier, sobald sie die Mauer erreicht, spähen nicht, sondern schreien: Drein! drein! Sofort setzt sich

das spanische, dann auch das italienische Fußvolk tumultuarisch in Bewegung. Um größeres Unglück zu vermeiden, läßt Mantua zum Rückzug blasen. Gleich nach diesem ersten mißlungenen Streich sehen wir das Lager abermals voll Unsicherheit und Widerspruch und schon wieder fehlt es an Geld, aber auch an Pulver und Blei, an allem Möglichen. Man ist mit sechs Kanonen zu dieser Belagerung ausgezogen, von denen eine alsbald gesprungen; man muß zwei weitere von Mantua herbeiholen. Man will Minen graben. Aber für das alles war nichts vorbereitet, denn es hatte immer geheißen: sobald man gegen Parma anrücke, werden es die Franzosen räumen. Trotzdem gelang es, einen Teil der Stadt, den sogenannten Borgo, zu nehmen. Nun aber kam am 9. September die Nachricht, daß sich der Herzog von Ferrara in Bewegung gesetzt und Modena bedrohe; auf der anderen Seite erfuhr man, daß der aus Frankreich zurückgeeilte Lautrec zum Entsatz Parma's heranziehe. Guicciardini, der päpstliche Generalkommissär, hätte zwar gewünscht, daß man wohl schleunig ein Truppenkorps gegen Ferrara entsende, deshalb aber die Belagerung Parma's nicht aufgebe; die Feldhauptleute kamen jedoch zu einem anderen Schluß. Am 9. September bereits ging das Heer von Parma in das frühere Lager zurück. Das entfesselte die Unzufriedenheit der Landsknechte, welche die Schweizer, die man doch nicht in die erste Linie zu stellen wagte, besser bezahlt sahen und den Spaniern die im Borgo gemachte Beute beneideten. Sie tumultuierten, entsetzten ihre alten Hauptleute und wählten den Grafen von Helfenstein, welcher den Tumult angestiftet, zu ihrem Führer. Man mußte ihnen den Sold der Schweizer bewilligen und brachte sie trotzdem nur mit Mühe vorwärts, da sie drohten, zu den Feinden überzugehen*).

Als der Papst von diesem Rückzuge hörte, geriet er in

*) Guicciardini's Berichte in den Opere ined. 7, 307 ff.

großen Zorn, zumal ihn gleichzeitig die Nachrichten über Wolsey's Verhandlungen in Brügge ängstigten; noch immer fürchtete er, vom Kaiser im Stiche gelassen zu werden; er besorgte, üble Nachrichten aus Italien würden diese Gefahr verschlimmern. Er verlangte deshalb von den Feldherrn energischen Angriff, da ihr Heer dem feindlichen weit überlegen sei. Darin, erwiderte Guicciardini am 15. September, täusche man sich: die Reiterei und Artillerie der Franzosen sei an Zahl wie Beschaffenheit überlegen, ihren 11000 Fußsoldaten habe man 5500 Landsknechte und Graubündner, 3500 Spanier, 2000 Schweizer und 2000 Italiener entgegenzustellen, diejenigen eingerechnet, welche man gegen Ferrara detachiert. Als man beriet, ob man dem Befehl des Papstes folgen könne, erschienen Boten der Eidgenossenschaft, um Friedensvermittelung anzutragen mit der Drohung, wer sie ablehne, dem werde man die Schweizer entziehen. Es wurde jetzt klar, daß man die Schweizer höchstens zur Verteidigung des Kirchenstaats verwenden könne. Statt die Franzosen anzugreifen, welche sich bis auf einige Meilen genähert hatten, beschloß man, am 19. September nach Reggio zurückzugehen. Da fing man nun wieder an zu beraten. Der Papst verlangte den Schutz der Romagna gegen etwaige Anschläge Ferrara's und Venedigs und zugleich den Angriff auf die Franzosen. Anfangs hatten Colonna, Mantua und Pescara in bester Eintracht gehandelt, aber den Mißerfolgen war sie erlegen. Schon am 31. August mahnte Manuel den Papst, den Kardinal Medici ins Hauptquartier zu senden, damit der Streit zwischen Colonna und Pescara aufhöre. Ehe der Ende September eintraf, hatte man neuen Grund zur Zögerung darin gefunden, daß es dem Kardinal von Sitten trotz dem Bündnis der zwölf Orte mit Frankreich und trotz ihren leidenschaftlichen Anstrengungen, speziell gegen den Kardinal, gelungen war, in der Ostschweiz einen sehr stattlichen Haufen zusammenzubringen, der nun übers Gebirge zog. Man dachte die Vereinigung mit ihm abzuwarten. Aber

am 28. trafen ſo günſtige Nachrichten über Sittens Anmarſch und über die Schwierigkeiten ein, welche Lautrec mit ſeinen Schweizern habe, daß man endlich den Uebergang über den Po, die Offenſive gegen den Feind beſchloß. Am 1. Oktober ging man über den Strom*).

Jetzt endlich ſollten hier die Dinge für die Verbündeten eine günſtigere Wendung nehmen, aber zu derſelben Zeit ging es mit dem kaiſerlichen Glücke an Maas und Schelde rückwärts. Der Verlauf der Kämpfe auf dieſem Kriegsſchauplatze iſt nicht viel weniger wunderlich als der in Italien.

Das gemeinſame Schickſal der damaligen Mächte, England und Portugal etwa ausgenommen, war faſt permanente Geldnot. Wie ſie Karl vom Beginne ſeiner Regierung an verfolgte, haben wir oft gehört. In Worms mußte er ja König Franz ſelbſt geſtehen, daß ſeine Kaſſe leer ſei. Der lange Reichstag, welcher den gehäuften Ausgaben nicht einen Pfennig Einnahme gegenüberſtellte, die in Worms ſchon beginnenden Kriegskoſten mußten die Not mehren. Aber die begründete Erwartung, daß der Kaiſer im Reiche eine erhöhte, doch auch finanziell nicht unfruchtbare Autorität üben werde, mochte ſeinen Kredit heben und ſo eine Anleihe bei den Welſers ermöglichen**). Nach Chièvres' Tode wurde ſofort die Erwartung laut, dem Kaiſer werde etwas von ſeinen Schätzen zufließen. Wie viel die Witwe zahlen mußte, hören wir nicht; aber einmal heißt es, der Kaiſer habe 200000 Dukaten von ihr erhalten, dann Anfang Juli, die kaiſerliche Kaſſe fülle ſich hauptſächlich aus Chièvres' Nachlaß, Anfang September, die Witwe habe abermals eine Summe gezahlt. Inzwiſchen waren die Stände der Niederlande in Bewegung geſetzt worden:

*) Guicciardini's Berichte, denen ich bisher gefolgt, hören leider mit der Ankunft Medici's im Lager auf.

**) Brewer ſagt in ſeiner Introduction p. CIV, ohne freilich einen Beweis dafür zu geben, die Welſers hätten damals dem Kaiſer 130000 Gulden geliehen.

Artois bewilligte Ende Juli an 300 000 Livres, Flandern, Hennegau, Holland im Auguſt gegen 300 000 Thaler, die kleineren Provinzen geringere Summen*). Das waren Schätze, wie ſie die kaiſerlichen Rentmeiſter nie geſehen hatten. Dazu kam eine lange nicht erlebte Kriegsluſt, welche nicht nur den Adel, ſondern auch die Bürger der Niederlande ergriff und die Rüſtung weſentlich erleichterte. „Alles iſt voll großer Hoffnung," ſchreibt Spinelli am 21. Juli aus Gent.

Der Krieg hatte nach den erſten im Mai gegen Robert und ſeine Söhne gewonnenen Erfolgen während des Juni und Juli ſo gut wie geruht. Erſt Anfang Juli hatte der Kaiſer Sickingen auf Ende dieſes Monats mit 2000 Reiſigen und 15 000 Mann zu Fuß nach Diedenhofen geladen, die er aber nicht mit kaiſerlichem Geld, ſondern auf kaiſerlichen Kredit werben ſollte. Da Sickingen trotzdem zur beſtimmten Zeit im Luxemburgiſchen an 15 000 Mann zuſammenbrachte, auch Naſſau's Heer aus dem Niederländiſchen beträchtliche Verſtärkungen erhielt, ſo konnte Anfang Auguſt der Kampf wieder beginnen, aber auch jetzt noch nicht gegen Frankreich, ſondern wieder nur gegen Robert. Bouillon erlag alsbald dem Grafen Werdenberg**). Darauf vereinigten ſich die Haufen Naſſau's und Sickingens und erſchienen vor Sedan, dem ſtärkſten Platze Roberts. Dem tapferen Manne hatte König Franz übel mitgeſpielt. Er hatte ihn zuerſt verleugnet, Schweizer und Franzoſen von ihm abgerufen, ſich um ſeine Verluſte im Mai nicht gekümmert; auch jetzt noch ſchien es dem König wenig Sorge zu machen, was aus Robert werde. Denn wunderbarerweiſe war Franz nicht nur bis Ende Juli in Dijon geblieben, ſondern hatte ſich Anfang Auguſt, ſtatt nach Norden an die bedrohte Grenze zu eilen, in ſüdlicher Richtung nach Autun begeben.

---

*) Henne 2, 366.

**) Die Nachricht davon war ſchon am 8. Auguſt in Brügge. Brewer III, 2, 609.

Es war, als wenn sich der französische Hof noch immer nur um den Krieg in Italien und den Pyrenäen kümmere. Das wurde nun Robert doch zu arg. Er trat mit seinem alten Bekannten Sickingen in Verhandlung und schloß einen sechswöchentlichen Waffenstillstand mit dem Kaiser, der dessen Streitkräften ganz freien Raum gegen Frankreich gab. Wäre das Glück den kaiserlichen Waffen treu geblieben, so würde Robert wohl bald Frankreich ganz den Rücken gekehrt haben*).

Von der Thätigkeit der französischen Regierung auch in diesem kritischen Moment wissen wir so gut wie nichts. Wir hören wohl, was ihre Bevollmächtigten in Calais treiben, wir erfahren auch durch die fleißigen Schweizer, wie sich die französischen Agenten bei den Eidgenossen abmühten, möglichst rasch starke Haufen über die Alpen zu senden, und welchen Erfolg sie dabei hatten; was aber König Franz that, um in seinem eigenen Lande Menschen- und Geldkräfte für den großen Kampf aufzubringen, davon haben uns die Franzosen bisher so gut wie nichts verraten. Am 28. Juli schreibt Fitzwilliam, durch ganz Frankreich seien große Rüstungen angeordnet; seit Anfang August vernehmen wir, daß sich schweizer Haufen auch nach Burgund aufmachen. Aber mit den Mitteln für diese Rüstungen war es auch in dem reichen Frankreich übel bestellt. Wie hätte sonst der französische Gesandte in die Lage kommen können, bei seinen Berner Freunden wiederholt Anleihen zu machen? Am 10. September schreibt Fitzwilliam aus Troyes,

*) Die Verhandlungen Karls mit ihm gingen fort; wenn man sich mit ihm verständige, schrieben die englischen Gesandten Anfang September, würde er viele teuflische Praktiken der Franzosen zu ihrer ewigen Schande entdecken. Brewer a. a. O. p. 631 f. Vgl. übrigens Fleurange, Mémoires (Petitot 16, 375 ff.), und Ulmann, Sickingen S. 200 ff. Was Höfler, Papst Adrian VI. S. 58 von einem Vertrage sagt, den Karl am 24. Juni mit Sickingen und dessen Anhängern geschlossen und wodurch er sie auf drei Jahre in seine Dienste genommen, ist nicht ganz klar. Wenn derselbe S. 60 schreibt: „dafür gedachte jetzt Kaiser Karl zwei Armeen aufzustellen, jede von 150 000 Mann", so ist das hoffentlich ein Druckfehler.

der König biete noch immer alle Mittel auf, um von jedermann zu borgen; die Truppen lebten so vom armen Volke, daß, wenn das so fortginge, die Leute in zwei oder drei Jahren keine Taille würden zahlen können; er habe nie solche Armut gesehen wie jetzt hier. Natürlich ging es unter diesen Umständen sehr langsam mit den Rüstungen. Trotz all seinen hastigen Reden, meinte der Engländer, werde der König im besten Falle nicht vor Ende September imstande sein, eine Schlacht zu liefern.

So hatten also die Kaiserlichen einen bedeutsamen Vorsprung. Es war allerdings schon vor Monaten befohlen worden, die französischen Grenzplätze in Verteidigungsstand zu setzen; dann hatte der König seinen Schwager Alençon und den Marschall von Châtillon mit der Sicherung der Champagne beauftragt; aber man nahm es nicht zu ernst damit. Der junge Montmorency, welcher die Grenzplätze an der Maas zu visitieren hatte, berichtete ganz zuversichtlich von den zunächst durch die Kaiserlichen bedrohten, Mouson und Mézières, sie seien in so gutem Verteidigungsstand, daß diejenigen, welche es unternehmen wollten, sie zu belagern, mehr Schande als Ehre dabei gewinnen könnten*).

Sobald Karl des Bündnisses mit England sicher war, ließ er sein Heer zum direkten Angriff auf Frankreich vorgehen. Am 27. August erschien dasselbe vor Mouson. Kaum war die Beschießung begonnen, so kapitulierte der Kommandant. Die Nachricht davon machte überall um so größeren Eindruck, als König Franz geprahlt haben sollte, man werde Mouson in einem Jahre nicht erobern. König Heinrich las den Bericht Nassau's triumphierend den Herren seines Hofes vor. Wolsey sah die Lage so günstig an, daß er Karl täglich ermahnte, jetzt direkt auf Reims, in das Herz der Champagne vorzudringen; wenn er das nehme, liege die Straße

*) Decrue, Anne de Montmorency (Paris 1885) p. 15.

nach Paris offen. Auch Sickingen soll kühnen Vormarsch in das feindliche Land empfohlen haben. Da König Franz, wie wir oben hörten, noch vierzehn Tage später in dem fernen Troyes lag, hätte eine entschlossene Offensive die besten Aussichten gehabt. Aber der bedächtige Nassau wollte von solchen Wagnissen nichts hören. Er zog von Mouson die Maas abwärts an Sedan vorbei gegen den nächsten festen Platz Mézières. Am kaiserlichen Hofe herrschte die beste Zuversicht; man meinte, es werde mit Mézières gehen wie mit Mouson; nur Karl selbst enthielt sich, „nach seiner Gewohnheit", wie die Engländer berichten, aller prahlerischen Worte; es stehe, sagte er, in Gottes Hand.

Nun war es aber bestimmt, daß Mézières die Welt ebenso durch die Tapferkeit seiner Verteidigung überraschen sollte, wie Mouson durch den Kleinmut seiner Besatzung. Sobald Alençon erfuhr, daß die Kaiserlichen Mézières bedrohten, warf er 2000 Fußsoldaten aus Perigord und 200 schwere Reiter hinein; auch Montmorency erschien mit einer Anzahl kriegslustiger Ritter. Das Wichtigste war aber, daß Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, das Kommando erhielt. Schon am 30. August erschienen die ersten Fähnlein der Kaiserlichen vor der Stadt. Nassau forderte sie den nächsten Tag zur Uebergabe auf. Da Bayard das stolz zurückwies, begann die Belagerung. Die kaiserlichen Batterien sollen in vier Tagen über 5000 Kugeln in die Stadt geschleudert haben. Aber wie große Zerstörung sie auch anrichteten, der Mut der Verteidiger wurde dadurch nicht erschüttert, welche vielmehr durch kühne Ausfälle die Belagerungsarbeiten empfindlich störten. Diese Bravour imponierte so, daß, als die Kugeln eine Bresche gelegt hatten und Nassau nun stürmen wollte, zuerst die Deutschen, dann die Niederländer sich weigerten. Das Schlimmste war jedoch für die Belagerer, daß es ihnen nie gelang, den auf zwei Seiten von der Maas gedeckten Platz völlig einzuschließen, daß Bayard fortwährend mit Alençon verkehren und dieser

ihn mit Verstärkungen und Lebensmitteln versehen konnte. Da sich so die Belagerung in die Länge zog, zeigten sich die Vortruppen des endlich durch die Champagne heranmarschierenden französischen Heeres. Sickingen, der auf der Südseite stand, sah sich durch einen Angriff am meisten bedroht. Wenig geschaffen, sich einem anderen unterzuordnen, mit Nassau im ganzen wie im einzelnen gewiß nur selten einverstanden, vom Kaiser schlecht oder gar nicht bezahlt, von der Unzufriedenheit seiner Knechte bedrängt, unter welchen die Septemberregen und mangelhafte Verpflegung Krankheiten verbreiteten, vielleicht durch eine List Bayards mit Argwohn gegen Nassau erfüllt, zog Sickingen von seinem mißlichen Posten ab. Kurz darauf, am 27. September, gab Nassau die Belagerung auf. Zu dieser Wendung hatte auch Robert von der Mark beigetragen. Sobald er sah, daß das kaiserliche Glück stockte, bereitete er seine Rückkehr ins französische Lager dadurch vor, daß er den Belagerern die Zufuhr abschnitt. Am Michaelistage erschien er bei König Franz, der sein großes Verdienst um die Erhaltung von Mézières pries *).

Während sich diese Dinge an der Maas zutrugen, trieb Wolsey in Calais das diplomatische Spiel fort, indem er die beiden Parteien ihre Sache in weitläuftigen Deduktionen verfechten ließ. Dabei suchte er die englischen Interessen vor Schädigung durch die Kriegsunruhen zu wahren, indem er ein Abkommen vorschlug, durch welches sowohl die Fischerei als der Verkehr mit den englischen Häfen vor jeder Störung behütet werden sollte. Zuerst gingen beide Teile auf seinen Wunsch ein, dann aber fand Karl es nicht in seinem Interesse,

*) Fitzwilliam an Wolsey, 29. September. Mit dieser Angabe stimmt überein, was Karl Wingfield und Spinelli sagen ließ: Nassau sei durch Mangel an Lebensmitteln, den Robert herbeigeführt, und durch Krankheiten genötigt worden, abzuziehen. Die Engländer setzen hinzu, außer den Krankheiten hätten Desertion und Uneinigkeit der Führer die Kaiserlichen geschwächt. Wingfield und Spinelli an Wolsey, Mons den 30. September.

die Artikel zu genehmigen, da seine Unterthanen ihren Fischfang in der Hauptsache bereits beendet hätten und überdies eine beträchtliche Flotte zu ihrem Schutze ausgerüstet sei, demnach nur Frankreich von dem Vertrage Nutzen ziehen werde. Diese Weigerung traf unglücklicherweise in den Moment, wo die ersten bedenklichen Nachrichten von Mézières einliefen und Wolsey überdies durch längeres Unwohlsein verstimmt war. Da bekamen die Kaiserlichen seinen Unwillen, bald seinen Zorn in vollem Maße zu kosten. Er drohte, abzureisen, und versetzte selbst den doch nicht sehr ängstlichen Gattinara in solche Besorgnis, daß dieser dem Kaiser riet, sofort nachzugeben. Wolsey war wieder darauf zurückgekommen, Karl Waffenruhe anzuempfehlen, vor allem in seinem Interesse, damit er nur ja nicht genötigt werde, die Belagerung von Mézières aufzugeben. Da das nun doch geschah, drang er um so eifriger auf Unterbrechung der Feindseligkeiten. Obwohl König Franz jetzt endlich mit gesammelter Macht dem Feinde entgegenzog, fand er es doch klug, den Wünschen des Kardinals wenigstens scheinbar zu entsprechen. Auch der Kaiser durfte jetzt nicht mehr so spröde sein. Aus Liebe zu Wolsey, schrieb er seinen Gesandten, wolle er in die Verhandlung eintreten, obwohl er aus Spanien und Italien die günstigsten Nachrichten erhalte und er selbst seiner großen Armee eine Verstärkung von 18000 Mann zu Fuß und eine beträchtliche Reiterei zuführe. Daß Wolsey die Möglichkeit geschafft werde, seine diplomatische Thätigkeit an immer neue Fäden anzuknüpfen, entsprach ja gerade jetzt durchaus dem kaiserlichen Interesse. Einmal erhielt Karl durch Wolsey alle diesem von seinem Gesandten aus dem französischen Lager zugehenden Berichte. Sodann konnte der Kardinal, wenn die kaiserlichen Waffen ein ernster Unfall treffen sollte, durch seine Intervention großen Nutzen stiften. Aber unglücklicherweise verzögerte sich die kaiserliche Genehmigung jenes von Wolsey betriebenen Pakts von Tage zu Tage. Die Nachrichten vom

kaiſerlichen Heere lauteten immer verdrießlicher. Recht zur Unzeit entwickelte da Gattinara gerade jetzt den ganzen Umfang der Anſprüche, welche der Kaiſer, durch Frankreichs Friedensbruch von allen Verträgen befreit, von neuem erheben werde: er forderte im Oſten das Herzogtum Burgund, die Gebiete von Auxonne, Mâcon, Auxerre; im Norden die Landſchaften an der Somme mit Péronne, Mondidier und Roye; im Süden Narbonne, Montpellier, Toulouſe, das ganze Languedoc, Béarn — dazu die Champagne und Brie. Endlich von ſeiten des Reichs das Königreich Arelat, Provence, Dauphiné, Lyon, Mailand, Genua u. ſ. w.*).

Es war in der That faſt drollig, daß die Kaiſerlichen einen ſolchen Ton in einem Augenblicke anſchlugen, wo ihre Waffen eine empfindliche Schlappe erlitten. Wolſey fuhr denn auch ſehr unwirſch heraus. Man behandle ihn, rief er, als wäre er ein Franzoſe; man unterrichte ihn nicht über den Stand der kaiſerlichen Unternehmungen, über die man ſich ſelbſt bedenklichen Illuſionen hingebe; man hätte auf ihn hören und bei Zeiten Waffenſtillſtand abſchließen ſollen, um nicht ſchimpflich von Mézières abziehen zu müſſen; vor Tournay, deſſen Einſchließung Karl eben begonnen, werde es nicht beſſer gehen. Gattinara fand es nötig, daß der Kaiſer Wolſey durch einen eigenhändigen Brief beſchwichtige, worin er ihm ſein volles Vertrauen ausſpreche, wie ſeinem Vater. Der Kardinal wollte die unerfreuliche Wendung des Kriegs wenigſtens benützen, um dem Kaiſer die Unentbehrlichkeit ſeiner Freundſchaft recht fühlbar zu machen und dadurch ſeine Herrſchaft über ihn feſt zu begründen. Er ließ ſogar Gattinara zu Ohren kommen, er trage ſich mit der Abſicht, König Franz aufzuſuchen.

Während er ſo dem Kaiſer die rauhe Seite zeigte, ging er König Franz mit ſchönen Worten um den Bart. Es war in der That erſtaunlich, was dieſer ihm alles dankte: er hatte

*) Monum. Habsb. p. 359 f.

den Kaiser bewogen, nicht weiter in Frankreich einzudringen, was er sehr wohl gekonnt; er hatte ihn bestimmt, König Franz nicht in seinem Lager anzugreifen; er hatte ihn sogar veranlaßt, die Belagerung von Mézières aufzugeben, obwohl seine Streitmacht gewaltig und der Eifer seiner Unterthanen für diesen Krieg groß sei. Für alle diese Dienste sollte sich der König nun aber auch erkenntlich zeigen, ihn nicht unverrichteter Dinge nach England zurückkehren lassen, sondern einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand bewilligen, währenddessen dann England einen dauerhaften Frieden vermitteln könne. Der König könne darauf zählen, daß seine Ehre gut bewahrt sei, wenn er seine Forderungen Englands Schiedsspruch anheimstelle. Der König erwiderte, wie sehr er seinen Bruder Heinrich liebe, als Richter könne er ihn doch nicht anerkennen*). Am 12. Oktober formulierte er seine Bedingungen für einen Waffenstillstand in der Art, daß an seinem Entschlusse, jetzt den Kampf um jeden Preis fortsetzen zu wollen, kein Zweifel sein konnte**).

In der That hatten die letzten Wochen die Aussichten Frankreichs überraschend gebessert. Der Abzug von Mézières hatte der schon gelockerten Disziplin des kaiserlichen Heeres einen schlimmen Stoß versetzt. Indem Nassau auf Guise marschierte, wurde er von der Schlechtigkeit der Wege empfindlich aufgehalten, während die Haufen des französischen Heeres rasch gegen ihn heranzogen. Bereits am 6. Oktober, da Nassau die Höhe von Guise erreicht hatte, kamen ihm die Franzosen unter Vendome und Palice recht nahe. Seit dem 2. war ab-

---

*) Le Glay, Négociations 2, 556 ff. Brewer p. 677 u. 685.

**) In den auf fünf oder wenigstens auf vier Jahre auszudehnenden Stillstand sollten weder Mantua, noch die Verbannten von Mailand und Genua eingeschlossen werden; der Kaiser dürfe während dieser Zeit nicht nach Italien gehen, müsse das Geld für Neapel pünktlich zahlen, Navarra seinem rechtmäßigen Könige zurückgeben, für Flandern und Artois huldigen und endlich Sicherheit bieten für den Vollzug seiner Heirat mit der französischen Prinzessin. Le Glay a. a. O.

scheuliches Wetter eingetreten; es regnete Tag und Nacht. Nassau wandte sich jetzt nordwärts, dem Kaiser zu, der von Mons her beträchtliche Verstärkungen heranführte. Schon am 8. erklärte Karl den englischen Gesandten, er sehe wenig Möglichkeit, bei diesem bösen Wetter länger das Feld zu behaupten. Am 10. ging Nassau über die Grenze zurück. Der französische Vortrab und die Schweizer standen nur zwei Meilen von ihm. König Franz erzählte Fitzwilliam, die Deutschen desertierten in solchen Massen aus dem kaiserlichen Heere, daß dasselbe nur noch 16000 Mann zu Fuß zähle. Zugleich hörte er von Bonnivet, daß er Fuenterrabia eingeschlossen habe und es bald zu nehmen hoffe. Unter diesen Verhältnissen war es natürlich, daß König Franz auf Wolsey's Mahnung zu einem Waffenstillstande mit den obenerwähnten Bedingungen antwortete. Karl eilte inzwischen der von ihm gesammelten Verstärkung zuvor und traf am 12. mit Nassau in Valenciennes zusammen. Was er hier über den Zustand seines Heeres erfuhr, war höchst niederschlagend. In einer der nächsten Nächte ließ er den Herzog von Alba rufen und fragte ihn um seinen Rat. Alba äußerte sich sehr scharf über die Unfähigkeit und Nachlässigkeit, mit der bisher der Krieg geführt und die Politik geleitet worden sei von unerfahrenen Menschen, denen es zumeist darauf ankomme, den Kardinalshut zu gewinnen, womit er Gattinara und Palencia meinte. Er tadelte die Verblendung, mit der man Wolsey's guten Rat verschmäht habe. Als Fonseca die Armee musterte, stellte sich heraus, daß die deutschen Knechte von 24000 auf 8000, die Pferde von 8000 oder 9000 auf 3000 reduziert und dieser geringe Rest vielfach durch Krankheit geschwächt war. Dem gegenüber zählte die französische Armee wenigstens 30000 Mann zu Fuß und 7000 Reiter*). Das

*) Ein Bericht Freiburger Hauptleute vom 7. Oktober (Strickler 1, 72) sagt, der König habe 12000 Eidgenossen, 25000 Aventuriers, 2000 Gleven und 40 große Geschütze. Da wäre die Reiterei auffallend schwach gewesen.

vom Kaiſer neugeworbene, zum großen Teil ganz ungeübte Volk konnte dagegen nicht viel bedeuten. Da war denn nun in Wirklichkeit der Kardinal die beſte Hoffnung des Kaiſers. Dieſer vertraute Gattinara an, die Unterbrechung der Feindſeligkeiten ſei für ihn eine dringende Notwendigkeit; er möge in jeder Weiſe dahin wirken, daß Wolſey den Abſchluß des Waffenſtillſtandes ſo raſch als möglich unter günſtigen Bedingungen herbeiführe. Jene Notwendigkeit ergab ſich nicht nur aus dem traurigen Zuſtande des kaiſerlichen Heeres. Margarete ſchrieb ihrem Neffen am 14. Oktober, er müſſe in betreff der Bedingungen ſehr nachgiebig ſein, da er ſich in ſo äußerſter Bedrängnis befinde, daß, wenn der Waffenſtillſtand nicht abgeſchloſſen werde, ehe die neue Zahlung an die Reiter nötig werde, er in Gefahr gerate, vor der ganzen Welt entehrt zu werden. Denn es gebe durchaus keine Möglichkeit mehr, Geld aufzutreiben; alle irgend erdenklichen Mittel ſeien erſchöpft*).

Gattinara ſollte zwar dieſe ſchwere Bedrängnis vor Wolſey geheimhalten, aber was dieſer von ſeinen Geſandten erfuhr, reichte aus, um ihn den Ernſt der Lage erkennen zu laſſen. Da griff er nun raſch entſchloſſen ein, um von dem Kaiſer ein ernſtes Unglück fern zu halten. Am 20. Oktober entſandte er an die beiden Herrſcher außerordentliche Botſchaften, um ſie zu ſofortiger Unterbrechung der Feindſeligkeiten zu beſtimmen. König Franz ließ er durch den Grafen Worceſter und den Biſchof von Ely vorſtellen, daß nie die Umſtände für Herſtellung des Friedens ſo günſtig gelegen hätten wie jetzt, daß der König dem Wohle der Chriſtenheit und der Freundſchaft Englands ſchuldig ſei, dieſen verderblichen Krieg zu unterbrechen. Sei der Kaiſer nur erſt einmal aus den Händen der Deutſchen

---

Die Angabe Fitzwilliams in ſeinem Schreiben vom 17. Oktober iſt glaubwürdiger. Er bemerkt, der König gebe ſeine Reiter auf 10000 an, er ſchätze ſie aber nur auf 7000.

*) Brewer p. 698. 703. 710 f. Monum. Habsb. p. 391. 395 f.

und wieder in Spanien, so werde er schon auf billige Friedensbedingungen eingehen. Vor allen Dingen sollten die Gesandten den König von einer offenen Feldschlacht abhalten, welche in dieser späten Jahreszeit nur nutzloses Blutvergießen herbeiführen könne. Sehr nachdrücklich lautete die Instruktion für die Boten an Karl. Sollte er etwa auf den Rat junger Leute eine Schlacht wünschen, so werden sie ihm die Thorheit eines solchen Vorhabens klarmachen bei der Ermüdung und Demoralisation seines Heeres, das mit den frischen und überlegenen Massen des Feindes zu thun haben werde. Freilich könne der Waffenstillstand jetzt nur unter sehr viel schlechteren Bedingungen gewonnen werden als vor dem Abzuge von Mézières, aber er sei unentbehrlich für die Sicherung der Niederlande, wenn der Kaiser nach Spanien gehen wolle, und dieses sei notwendig, wenn in Spanien die Ordnung hergestellt und die Finanzen gebessert werden sollen. Er müsse sich jetzt sehr vorsichtig zurückhalten, besonders einen Kampf mit den Schweizern vermeiden, in den ihn König Franz zu verwickeln wünsche. Die Gesandten sollten endlich dem Kaiser vorsichtig zu Gemüte führen, daß es mit ihm sehr viel besser stehen würde, wenn er immer Wolsey's Rate gefolgt wäre; in Zukunft möge er ohne denselben nichts Wichtiges thun*).

So nachdrücklich einzugreifen wurde Wolsey noch dadurch veranlaßt, daß er von einem Versuche Frankreichs erfuhr, eine direkte Verhandlung mit Nassau anzuknüpfen. Aber all sein Eifer würde Karl nichts genützt haben, wenn die Franzosen ihre erdrückende Uebermacht energisch benützt hätten. König Franz hatte zwar seit Wochen bei jeder Gelegenheit von seinem Verlangen nach einer Schlacht gesprochen, aber Fitzwilliam meinte zu bemerken, daß viele der vornehmen Herren darüber nicht gerade erfreut wären. Aus seinen Berichten gewinnen wir den Eindruck, daß es im französischen Hauptquartier an

*) Brewer p. 706 ff. Monum. Habsb. p. 400.

einer kräftigen und geschickten Leitung ebenso fehlte wie im kaiserlichen, daß man mehr nach augenblicklichen Impulsen, als nach einem umfassenden Plane handelte. Seit dem 11. Oktober waren die beiden Heere in unmittelbarer Berührung. Aber die Franzosen unternahmen längere Zeit nur unbedeutende Operationen, um den einen oder anderen schwachen Platz, wie Bapaume, Landrecies, Bouchain zu nehmen; den so gut wie widerstandsunfähigen Feind nachdrücklich anzugreifen, kam ihnen nicht in den Sinn. Erst Mittwoch den 23. Oktober setzte sich das französische Heer wieder in Bewegung. Nachdem einige Meilen oberhalb Valenciennes zwei Brücken über die hier noch schmale Schelde geschlagen waren, ging der Vortrab unter dem Herzog von Alençon und dem Marschall Châtillon über den Fluß. Sobald Nassau davon Kunde erhielt, zog er aus Valenciennes mit seinem inzwischen verstärkten Heere heran, um die feindlichen Haufen zu schlagen, ehe sich die Masse der Armee mit ihnen vereinigt habe. Als er aber erschien, hatte schon ein großer Teil der Hauptarmee die Brücken überschritten. Da hätten nun wohl die Franzosen eine günstige Gelegenheit gehabt, zu schlagen. Sie wurde aus allerlei Bedenken verpaßt. Nassau konnte sein Volk ohne nennenswerten Verlust aus der schwierigen Lage herausziehen. König Franz kehrte in sein altes Lager zurück*).

Karl hatte sich, nachdem er am 20. aus Valenciennes

---

*) Wenn man den Bericht der englischen Gesandten vom 30. Oktober über diesen Tag liest (Brewer p. 726), sieht man, daß Du Bellay (p. 325 f.), dem alle Darsteller bisher gefolgt sind, die Bedeutung des Vorgangs übertreibt. Wenn aber gar Mignet 1, 286 meint, Franz habe an diesem Tage dem Kaiser das Schicksal bereiten können, welches ihn viertehalb Jahre später vor Pavia treffen sollte, so hat er sich durch Du Bellay zu einem starken Irrtum verleiten lassen. Denn Karl war an diesem Tage nicht mehr, wie Du Bellay angibt, in Valenciennes; er hatte es bereits drei Tage vorher verlassen, konnte also unmöglich, auch wenn es Nassau noch so übel ging, gefangen genommen werden.

aufgebrochen war, mit einem Teile des Heeres gegen Tournay zurückgezogen. Er versicherte Wolsey, er werde seinem Rate folgen und sich in keine Schlacht einlassen. Da er nun aber sah, wie der Feind Nassau unbehelligt abziehen ließ, gewann er rasch die einen Augenblick erschütterte Fassung zurück. Als am 24. die außerordentliche Botschaft Wolsey's bei ihm in Courtray eintraf, erklärte er allerdings seine Geneigtheit zu einem einfachen Waffenstillstand, aber die von Frankreich geforderten, seine Ehre kränkenden Bedingungen könne er nicht annehmen. Am 26. erreichten Worcester und Ely König Franz in einem Dorfe drei Meilen südlich von Valenciennes. Sie hatten eine entsetzliche Reise bei schrecklichem Wetter und Wegen gemacht. Die meisten Leute Fitzwilliams fanden sie krank; für ihre eigenen Diener wußten sie weder Nahrung noch Wohnung aufzutreiben. Das Land war weit und breit verwüstet; denn da die Kaiserlichen nach dem Abzuge von Mézières das feindliche Gebiet grausam heimgesucht hatten, übten jetzt die Franzosen reichliche Vergeltung. „Hier ist," schrieben die Engländer, „die erbarmungsloseste Zerstörung von Städten und Ausplünderung eines so reichen Landes, die man je unter Christenmenschen gesehen hat." Sie fanden den König sehr schwierig. Zunächst wollte er gar nichts von einem Waffenstillstand hören. Aber ihre dringenden Vorstellungen bewirkten, daß er vier- oder fünfmal seinen Rat berief, worauf er sich jedesmal anders äußerte. Zuletzt wollte er einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand, wie ihn Wolsey wünschte, zulassen, wenn er Tournay mit Lebensmitteln und stärkerer Garnison versehen dürfe, Flandern in dem alten Lehnsverhältnis zu Frankreich bleibe, der katholische König verspreche, während des Waffenstillstandes nicht nach Rom zu gehen und die Mailänder Verbannten von demselben ausgeschlossen blieben. Aber ehe sie nur ihren Bericht an Wolsey abgeschickt hatten, kam schon von ihren Kollegen beim Kaiser die Meldung, daß dieser auf die Forderung in betreff Flanderns und der Verbannten nicht

eingehen wolle. Endlich erfuhr jetzt Franz die Einnahme Fuenterrabia's, ein Ereignis, welches den englischen Diplomaten neue Schwierigkeiten bereiten mußte.

Da die Franzosen weder Nassau verfolgten, noch zum Entsatz Tournay's vorrückten, sondern am 1. November die in dieser Richtung, d. h. gegen Norden, begonnene Bewegung nach Westen und bald sogar nach Südwesten ablenkten, König Franz am 5. November in Doullens, am 9. in Amiens eintraf, so glaubte Karl auf den Waffenstillstand jetzt nur unter günstigen Bedingungen eingehen zu sollen. Wolsey dagegen sah die Lage durchaus anders an. Er bemühte sich allerdings sehr, die Franzosen zu Konzessionen zu bestimmen, erreichte auch einiges von ihnen, glaubte aber, daß eine Waffenruhe für den Kaiser absolut notwendig sei. Diese seine Anschauung entwickelte er Anfang November in einem ausführlichen Schreiben an seine Vertreter beim Kaiser. Er erinnerte daran, daß die kaiserlichen Gesandten ihn vor vierzehn Tagen, da sie die Lage ihres Herrn fast verzweifelt gefunden, in der dringendsten Weise bestürmt hätten, rasch einen Stillstand herbeizuführen. Er habe deshalb die bekannte Sendung in beide Lager veranstaltet und nun König Franz mit großer Anstrengung dahin gebracht, daß er einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand annehmen wolle, ohne die Verstärkung der Garnison von Tournay, die Ausschließung der italienischen Verbannten und das ausdrückliche Versprechen des Kaisers zu fordern, daß er während des Stillstandes nicht nach Italien gehen werde. Er habe geglaubt, Gattinara werde so günstige Bedingungen dankbar annehmen; statt dessen habe er ihn so schwierig, ja so hartnäckig gefunden, als wenn er lieber den Krieg fortsetzen wolle. Er habe darüber völlig die Geduld verloren. Während sie noch debattierten, sei ein Bote des Kaisers gekommen mit der Weisung, Gattinara solle auf den Stillstand nur unter der Bedingung eingehen, daß Frankreich Fuenterrabia ausliefere. Das sei ihm ein größerer Verdruß, als er bisher in dieser ganzen mühseligen

und ärgerlichen Verhandlung gehabt habe. Wenn der Kaiser auf dieser Forderung bestehe, welche die Franzosen unter keinen Umständen einräumen würden (welche sie in der That aufs schärfste abwiesen), so werde er all seine Mühe verloren haben, was ihm und seinem Könige zu nicht geringer Unehre gereichen müsse, der Kaiser aber werde seine ganze Herrschaft in äußerste Gefahr stürzen. Er müsse sein lebhaftes Bedauern darüber aussprechen, daß der Kaiser wieder einmal so übel beraten sei, etwas zu fordern, das er unmöglich erlangen könne. Die Forderung der Rückgabe Fuenterrabia's bedeute einfach die Fortsetzung des Kriegs. Diese aber müsse den Kaiser vollständig zu Grunde richten. Denn er sei außer stande, die Kosten für die Verteidigung der Niederlande und für die Ueberfahrt nach Spanien aufzubringen. Wenn er die Niederlande verlasse, würden seine Hauptleute dort ihre Sache noch schlechter machen, als sie jetzt schon gethan. Die Ueberfahrt nach Spanien werde bei der Fortdauer des Kriegs mit großer Gefahr verbunden sein. Selbst glücklich in Spanien angelangt, werde er lange Zeit gebrauchen, bis er die Ordnung hergestellt, die nötigen Geldmittel und Streitkräfte gesammelt habe, um den Krieg mit Erfolg führen zu können. Unter diesen Umständen werde König Heinrich in eine sehr schwierige Lage geraten, wenn er sich nach dem Brügger Vertrage gegen Frankreich erklären solle. Er hoffe deshalb, daß der Kaiser auf die Ehre seines Herrn Rücksicht nehme und nicht ein Werk vereitle, für welches sich dieser und er, der Kardinal, seit so vielen Monaten bemüht. Denn wenn er nun, ohne irgend etwas erreicht zu haben, nach England zurückkehre, was aus verschiedenen Gründen sehr bald geschehen müsse, so werde das für ihn wie für König Heinrich höchst unrühmlich sein. Er vertraue, der Kaiser werde sein eigenes Interesse, die Ehre König Heinrichs und seine, Wolsey's, Stellung besser bedenken. Er werde dem Kaiser in Zukunft noch bessere Dienste leisten als bisher, wenn derselbe ihn nicht dadurch entmutige, daß er

seinen guten Rat gering schätze, woran bisher alle Unternehmungen des Kaisers gescheitert seien. Er schloß seine lange und scharfe Explikation mit der Weisung, die Gesandten hätten vom Kaiser eine rasche Entscheidung zu erwirken; wenn derselbe auf die übermittelten Vorschläge nicht eingehe, sollten sie abreisen; auch er werde alsbald nach England zurückkehren, wo ihn die dringendsten Geschäfte erwarteten*).

Der von Wolsey formulierte Vorschlag lief auf einen achtzehnmonatlichen Waffenstillstand hinaus; er erwähnte weder Fuenterrabia, noch die Mailänder Verbannten, noch die Romfahrt des Kaisers, noch einen der anderen Punkte, über welche man so lange umsonst verhandelt hatte. Er war ohne Zweifel nach Lage der Dinge mehr zu gunsten des Kaisers als Frankreichs. Denn wenn auch König Franz den Kriegsschauplatz verlassen hatte, ruhten deshalb die Waffen noch keineswegs. Es gelang den Franzosen, am 6. November Hesdin mit reicher Beute zu nehmen; weite Strecken des niederländischen Gebiets wurden fortwährend von ihren Verheerungen heimgesucht; die Belagerung Tournay's rückte nur langsam vor; die Nachrichten aus Italien lauteten zweifelhaft. Trotz alledem konnte sich Karl nicht überwinden, Wolsey nachzugeben. Er fand die Rückgabe Fuenterrabia's ganz unerläßlich. Denn wenn die Franzosen im Besitze dieses Platzes blieben, würden sie damit Guipuzcoa, vielleicht die gesamten Baskenlande beherrschen; der Eindruck in Spanien werde so ungünstig sein, daß man neue Unruhen zu besorgen habe; England werde überdies dann der Zugang zu Guyenne verschlossen sein. Aber dieser Punkt machte nicht allein Schwierigkeiten. Der junge Herr fühlte sich durch das kategorische Auftreten Wolsey's verletzt. Er erklärte eines Tags mit zornigem Gesicht, der Kardinal scheine alles nach seinem Kopfe machen und ihn wie seinen Gefangenen behandeln zu wollen. Da sei er an den Unrechten gekommen.

*) Brewer p. 729. 734. 738. Monum. Habsb. p. 432 ff.

Es schien ein ernstlicher Bruch zu drohen. Da wurde Margarete von Brüssel herbeigerufen. Am 13. November traf sie, von Berghes begleitet, in Oudenaarde ein. Zwei Tage lang war man in ununterbrochener Beratung. Am Abend des zweiten Tages erhielten die Engländer den Bescheid, der Kaiser habe nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, Wolsey's Propositionen nicht anzunehmen, sein Sekretär Haneton werde dem Kardinal die Gründe vortragen. Als die Engländer darauf erklärten, abreisen zu müssen, drang Margarete in sie, das doch nicht zu thun, wenigstens Wingfield zurückzulassen. Darauf gingen sie, nachdem sie bis in die Nacht verhandelt, ein; die übrigen verließen am 17. Oudenaarde*).

Wie ernst die Verlegenheit war, in welcher sich Karl jetzt befand, zeigt die Denkschrift, welche er am 16. für Haneton aufsetzen ließ und welche gewissermaßen den eben gefaßten Entschluß zurücknahm. Sie begann mit dem offenen Bekenntnis, die Lage des Kaisers sei derart, daß er nach reiflicher Ueberlegung mit seiner Tante und seinen vornehmsten Räten nicht wisse, wie er sich in betreff des Waffenstillstandes entscheiden solle. Denn wenn Frankreich Fuenterrabia und die von diesem beherrschten Plätze und Häfen behalte, könne das auf die Spanier so schlimm wirken, daß er sie niemals zu schuldigem Gehorsam bringe und Gefahr laufe, alle seine dortigen Reiche zu verlieren. Auf der anderen Seite sei die Fortsetzung des Kriegs mit den größten Schwierigkeiten verbunden. Er sei außer stande, die gewaltigen Kosten zu bestreiten, welche der Schutz der Niederlande erfordere, über 200000 Gulden monatlich. Wenn er seine Armee, die wieder auf 30000 Mann zu Fuß und 4000 Pferde gebracht worden sei, für diesen Monat bezahlt habe, bleibe ihm nichts für die Unterhaltung

*) Monum. Habsb. p. 441 ff. Das da von Lanz in den Anfang November gesetzte Schreiben Margaretens muß den 14. oder 15. November aus Oudenaarde datiert werden. Vergl. Brewer p. 748. 752.

wie er dann deſſen Vorſchläge ſo hartnäckig abweiſen und darüber zu allem anderen die Freundſchaft Englands riskieren konnte. Aber waren nicht die in der Denkſchrift geäußerten Beſorgniſſe ſtark übertrieben? Hatte der Kaiſer in Wahrheit Grund, zu fürchten, daß der Verluſt Fuenterrabia's ſo verhängnisvolle Wirkungen in Spanien hervorbringen werde? Thatſächlich hat er ſie in keiner Weiſe gehabt. Und ſtanden die Dinge in Italien und Deutſchland wirklich ſo überaus kritiſch? Man mußte wohl ſehr niedergeſchlagen ſein, um die Zukunft ſo ſchwarz zu ſehen. Daß die alten Praktiker, welche den Kaiſer umgaben, dieſe Anſchauung hegten, beweiſt aber doch jedenfalls, wie höchſt unzuverläſſig damals noch die Grundlagen waren, auf welchen die Macht Karls ruhte. Wenn wir nun fragen, wie es denn gekommen war, daß trotz dieſen faſt verzweifelten Schwierigkeiten die Vorſchläge Wolſey's abgelehnt, die Selbſtändigkeit der kaiſerlichen Politik ihm gegenüber behauptet wurde, ſo deutet alles darauf hin, daß mitten in der Verzagtheit ſeiner meiſten Räte der junge Kaiſer unerſchütterlich blieb, wenn er dann auch das eben mitgeteilte Schriftſtück abgehen ließ. Als Wolſey dieſe Unerſchütterlichkeit ſah, that er nicht, was er vor vierzehn Tagen gedroht hatte, zeigte vielmehr bei Hanetons Ankunft ein freundlicheres Geſicht als ſeit lange. Er ſuchte neue Wege, um den Waffenſtillſtand möglich zu machen, trat aber an demſelben 22. November, wo die franzöſiſchen Bevollmächtigten Calais verließen, mit den Geſandten des Kaiſers und des Papſtes in Beratung über ein Offenſiv- und Defenſivbündnis, welche bereits am 24. zum Abſchluß führte. König Heinrich hatte Wolſey am 11. November zu dieſem Akt ermächtigt, woraus hervorgeht, daß Wolſey im Ernſt auch damals nicht daran dachte, ſich vom Kaiſer zu ſcheiden, als er dieſem damit zu drohen ſchien. Der Vertrag vom 24. beſtätigt zunächſt mit geringen Modifikationen die Abmachungen von Brügge. Der Papſt wird Frankreich mit dem Interdikt belegen, der Kaiſer und König Heinrich den

nehmen, ist die Jahreszeit wenig geeignet, denn die Leute können nur mit großer Beschwerde draußen liegen. Der Platz ist so stark und mit Geschütz so versehen, die Leute des Kaisers so entmutigt, daß niemand das Herz hat, etwas zu wagen. Sollte der Feind einen Entsatz unternehmen, so ist zu besorgen, daß das kaiserliche Volk, meistens Bauern, die nichts vom Kriegshandwerk verstehen, davonläuft oder übergerannt wird und das ganze Geschütz verloren geht. Deshalb sind die meisten einsichtigen Leute der Meinung, daß man in dieser Jahreszeit eine förmliche Belagerung Tournay's nicht unternehmen solle. „Aus all diesen Gründen ist der Kaiser wie seine Räte in solcher Bestürzung (si estonnez et parplex), daß sie zu keinem Entschluß zu kommen wissen. Deshalb wünscht der Kaiser das Gutachten seiner Gesandten, wobei er ihnen mitteilt, daß die Mehrzahl seiner hiesigen Räte der Ansicht ist, daß, wenn man durch die Vermittelung des Herrn Legaten (Wolsey's) die Herausgabe von Fuenterrabia nicht erreichen kann, man das geringere Uebel wählen, den Waffenstillstand annehmen und dadurch die Möglichkeit erlangen muß, nach Spanien zu gehen und zu retten, was man kann." Haneton soll dem Legaten die außerordentliche Wichtigkeit Fuenterrabia's, auch für England, von neuem ans Herz legen und auf Grund des Londoner Vertrags von 1518 den Beistand Englands gegen Frankreich anrufen. Um ihn dafür geneigter zu machen, hat er ihm mitzuteilen, wie Frankreich durch die Schweizer und sonst alles aufbiete, um sich ohne die englische Vermittelung mit dem Kaiser zu verständigen, wie es ihm dafür nicht nur Fuenterrabia, sondern noch viel mehr anbiete, was er aber beharrlich abgelehnt habe und stets ablehnen werde, da er fest entschlossen sei, um keinen Preis auf die Verträge mit England zu verzichten. Er hoffe, daß sich Wolsey ihm auch jetzt als Vater und guter Freund beweisen werde.

Man versteht nicht recht, wie Karl, wenn er seine Lage so schwierig fand, noch viel schwieriger als Wolsey sie ansah,

Gheenſt*). Sie war, ſoviel wir wiſſen, das erſte Weib, welches die Leidenſchaft des jungen Herrn weckte. Im nächſten Sommer gebar ſie das Kind, welches als Margarete von Parma die Regierung der Niederlande übernehmen ſollte, da ihr Vater bereits ins Grab geſunken war.

---

*) Fredericq, Dissertations sur l'histoire des Pays-Bas au XVI. siècle. (Gand 1883.) 1, 1 ff.

Karl und Adrian VI.

Wenn wir aus Wolsey's Munde wiederholt eine scharfe Kritik über die kaiserliche Politik und Kriegsführung vernommen haben, so können wir nicht in Abrede stellen, daß dieselbe fast durchweg begründet war. Hörten wir ja doch auch Alba ganz in sie einstimmen, die Unfähigkeit und Nachlässigkeit schelten, mit der unerfahrene Personen bisher die Dinge geleitet hätten. Unter diesen Unerfahrenen stand natürlich der Kaiser obenan. Hatte er zu lange so gut wie nichts bedeutet, so war er jetzt zu früh in die Lage gekommen, Entscheidungen zu geben, welche mehr Umsicht, Erfahrung, Geschäftskenntnis erforderten, als er besaß und besitzen konnte. In diplomatischen Dingen hatte er wohl schon leidliche Uebung gewonnen, und seine ganze Natur machte ihn an sich zu deren Behandlung geschickt. Aber vom Kriege, den er zum erstenmal sah, verstand er selbstverständlich ebensowenig wie von denjenigen Verwaltungszweigen, ohne welche der tüchtigste Feldherr und das beste Heer nichts ausrichten können. Man kann auch Gattinara den Vorwurf nicht ersparen, daß er seinem jungen Herrn über die Kriegsfrage Ratschläge erteilte, welche mit großer Einseitigkeit nur einen Punkt bedachten. Daß der Kaiser für seine Person Ansehen gewinne, war gewiß im höchsten Grade wünschenswert; wie stand es aber damit, wenn er im ersten von ihm unternommenen Feldzuge den kürzeren zog? Ueber die Leichtigkeit, mit welcher Gattinara die finanziellen Bedenken abfertigt, muß

man erſtaunen. Wenn ſchließlich der Krieg eine günſtigere Wendung nahm, als ſeit Ende September irgend jemand hatte erwarten können, wenn die Einnahme Tournay's nicht nur einen militäriſchen Erfolg, ſondern einen wichtigen politiſchen Gewinn, eine bedeutſame Abrundung des niederländiſchen Gebiets in ſich ſchloß, ſo durfte der Kaiſer dabei allerdings das Verdienſt der Beharrlichkeit für ſich in Anſpruch nehmen; daß ſie aber zu Gutem ſtatt Ueblem führte, verdankte er doch weſentlich der Schlaffheit ſeines Feindes. Wie denn überhaupt der ganze Verlauf dieſes erſten Feldzugs nur dadurch möglich wurde, daß die Schwäche der kaiſerlichen Kriegsführung von franzöſiſcher Seite noch weit überboten wurde.

Auch der weit gewichtigere, auf dem italieniſchen Kriegsſchauplatze gewonnene Erfolg der Einnahme Mailands, der Vertreibung der Franzoſen faſt aus der ganzen Lombardei war in keiner Weiſe vorwiegend das Werk überlegener Kriegskunſt. Seitdem die Verbündeten am 1. Oktober über den Po gegangen waren, hatte auch das Erſcheinen des Kardinals Medici mit reichlichen Geldmitteln der bisherigen Unſicherheit kein Ende gemacht. Zuerſt rückt das Heer allerdings über Caſalmaggiore in raſcher Bewegung auf Robecco vor, welches auf der Straße von Cremona nach Brescia liegt, unmittelbar ehe ſie den Oglio überſchreitet. Aber gleich hier gerät es in ernſte Gefahr, denn auf dem anderen Ufer des Fluſſes halten die Venezianer Pontevico beſetzt. Lautrec, welcher der Bewegung der Feinde gefolgt iſt, kommt in die Lage, ſie mit der beſten Ausſicht auf Erfolg angreifen zu können. Er iſt ihnen an Truppenzahl weit überlegen. Die Hauptleute der 12000 Schweizer, welche jetzt in ſeinem Lager vereinigt ſind, fordern ungeſtüm den Angriff; der Kriegsrat, welchen Lautrec beruft, erklärt ſich faſt einſtimmig dafür, aber er ſelbſt kann ſich nicht dazu entſchließen. Die Verbündeten retirieren zuerſt nach Gabbianetta, dann noch weiter den Oglio abwärts nach Oſtiano, wo ſie lange ſtill liegen.

Die Entscheidung hing jetzt ganz davon ab, wie sich die durch den Kardinal von Sitten geworbenen und von Chur über Chiavenna auf Bergamo geführten Schweizer verhalten würden. Die zwölf Orte waren durch die erfolgreiche Werbung Sittens in die größte Aufregung versetzt worden; sie hatten alsbald abermals eine stattliche Gesandtschaft über die Berge geschickt, welche die Hauptleute Sittens zur Umkehr bewegen sollte; sie hatten in demselben Sinne Zürich bestürmt. Dieses hatte seinen Hauptleuten von vornherein die Weisung gegeben, sie dürften dem Papste nur in seinem eigenen Lande dienen, um keinen Preis gegen die in französischem Solde stehenden Landsleute fechten, wenn sie nicht etwa von denselben angegriffen würden. Ebenso hatte Bern den seinigen schon im August befohlen, sich an keinem Angriffe auf päpstliches Gebiet zu beteiligen. Seit Mitte Oktober stand Sittens Haufe, etwa 10 000 Mann, in der Nähe von Bergamo. Hier begann jene Gesandtschaft ihre Thätigkeit. Die Hauptleute waren geteilter Meinung; die meisten wollten noch dem ursprünglichen Befehl ihrer Oberen gehorchen, einige aber hatte Sitten schon jetzt so weit bearbeitet, daß sie unbedenklich auf Mailand marschiert wären. Und von jetzt an bewies der schlaue Kardinal seine ganze Ueberlegenheit über die unbeholfene Diplomatie der schweizer Gesandten. Es kam zu einem blutigen Konflikt mit einer französischen Abteilung; die Hauptleute erhoben bittere Beschwerden über die Feindseligkeit, mit der sie von den Franzosen behandelt, über die Schimpfreden, mit denen sie von ihnen heimgesucht würden. Auch das bei Modena stehende schweizer Korps, welches am 9. Oktober den Herzog von Ferrara aufs Haupt geschlagen hatte, glaubte von Lautrec provoziert zu sein; die Hauptleute desselben erklärten am 26. Oktober, sie hielten sich nach diesen Erlebnissen nicht mehr an die Mahnungen der eidgenössischen Gesandten gebunden, sondern hätten beschlossen, den König von Frankreich in Parma und Piacenza und an anderen Enden, soviel ihnen möglich, zu schädigen.

Während so die für den Papst geworbenen Schweizer mehr und mehr dazu kamen, sich nicht allein für den Schutz des päpstlichen Gebiets, sondern auch zum Angriff auf das mailändische verwenden zu lassen, vollzog sich bei ihren Landsleuten im französischen Lager die entgegengesetzte Wandlung. Schon am 27. Oktober melden die eidgenössischen Gesandten, die Schweizer Lautrecs vom Angriff abzumahnen, thue nicht not, da dieselben bereits abzögen. Dann heißt es am 3. November: Lautrec sei von so großen Massen schweizer Knechte verlassen, es seien so wenige bei ihm geblieben, daß er einen Ueberfall des Feindes fürchte. Er beschwor die Gesandten, welche heim wollten, bei ihm zu bleiben, weil sonst seine letzten Schweizer davongehen würden*).

So hatten die Verbündeten seit Anfang November das entschiedene Uebergewicht nicht nur der Zahl, sondern auch der Stimmung. Lautrec wich mit seinem bereits demoralisierten Heere weiter und weiter zurück. Er konnte seine Leute nicht pünktlich bezahlen. Sie schalten über die schlechten Quartiere, die unergründlichen Wege bei strömendem Regen. Zugleich hob der Unmut der Bevölkerung wieder kecker das Haupt. Lautrec mußte in Mailand zu barbarischen Exekutionen schreiten. Sie erbitterten, statt zu schrecken. Das ganze Gebäude der französischen Herrschaft wankte bereits, als die Verbündeten am Abend des 19. November vor Mailand erschienen. Sie hatten schon vorher aus der Stadt Aufforderungen erhalten, dreist anzugreifen, alles werde ihnen die Hand bieten. Als sich nun in der That Pescara gegen das eine, Colonna gegen das andere Thor mit recht schwachen Haufen in Bewegung setzte, welche gegen Lautrec nichts vermocht hätten, da stand das Volk von Mailand auf. Schon seine feindseligen Rufe schreckten Lautrec so, daß er die Stadt eilig räumte.

Eine wahrhaft erstaunliche Begebenheit von der größten

*) Strickler 1, 76 ff. Abschiede S. 122 ff.

Tragweite! Denn dem Beispiele Mailands folgten alsbald Lodi und Pavia, Piacenza und Parma. Das ganze mailändische Gebiet schien bis auf einige Kastelle im Nu für Frankreich verloren. Auch das ängstliche Venedig erwog, ob unter so mißlichen Umständen ratsam sei, an dem geschlagenen Bundesgenossen festzuhalten. Da trat dem überraschenden Zusammenbruch der französischen Macht in Italien ein ebenso überraschendes Ereignis entgegen: der plötzliche Tod des Papstes.

Leo X. erfüllte die Botschaft von Mailand mit unaussprechlicher Freude; darüber, sagte er Manuel, freue er sich noch mehr als einst über seine Wahl. Aber kurze Zeit darauf befiel ihn ein Unwohlsein, welches rasch einen ernsten Charakter annahm. Auf dem Krankenlager erhielt er noch die Nachricht, daß Parma und Piacenza für die Kirche zurückgewonnen, also ein Hauptzweck des Kriegs erreicht worden sei; dann verschied er am Abend des 1. Dezember, erst 46 Jahre alt *).

Dadurch verlor die kaiserliche Politik eine ihrer wesentlichsten Stützen. Denn der Krieg in Italien war fast ausschließlich mit päpstlichem Gelde geführt worden: der Tod Leo's stellte alle gewonnenen Erfolge in Frage. Da von Rom kein Geld mehr kam, mußte ein großer Teil der siegreichen Truppen entlassen werden. Medici und Sitten eilten von Mailand nach Rom, um ihre Sitze im Kardinalskollegium einzunehmen. Venedig dachte nicht mehr daran, Frankreich zu verlassen. Lautrec, der alles verloren gegeben zu haben schien, raffte sich wieder auf, nahm Cremona, das seine Herrschaft wie die anderen Städte abgeworfen, zurück und ließ Parma bedrohen. Die Herzoge von Ferrara und Urbino erschienen im Felde, um der herrenlosen Kirche zu entreißen, was Leo ihnen geraubt hatte.

---

*) Vergl. über des Papstes Tod den bisher unbeachtet gebliebenen Bericht eines Augenzeugen, des schweizer Gardehauptmann Kaspar Röist, Rom den 4. Dezember. Eidgenössische Abschiede S. 153.

Ueberall in der Romagna erhoben die der Kurie unterworfenen Parteihäupter die Waffen. In vier Tagen war Urbino Herr seines alten Besitzes*).

Und gegenüber diesen drohenden Gefahren welche Zustände in Rom! Das Begräbnis des Papstes begleitete das Volk mit Schmähungen. Wie ein Fuchs, sagte man, habe er sich eingeschlichen, wie ein Löwe regiert, wie ein Hund sei er dahingefahren. Seit die Kirche bestehe, schrieb jemand aus Rom, habe kein Papst einen böseren Ruf hinterlassen. Im Kardinalskollegium herrschte unbeschreibliche Zwietracht. „In der Hölle," schrieb Manuel am Weihnachtsabend, „kann es nicht so viel Haß und so viele Teufel geben als unter diesen Kardinälen." Gewöhnlich, bemerkte er, strebten zwei oder drei Kardinäle danach, Papst zu werden, dieses Mal alle**). Und neben dieser Feindschaft aller gegen alle unbeschreibliche Geldnot. Die vom Papst hinterlassenen, bereits festgestellten Schulden, schrieb man dem Kaiser Anfang Januar aus Rom, beliefen sich auf mehr als 850000 Dukaten, die übrigen wurden von Wohlunterrichteten auf 300000 Dukaten geschätzt***). Leo hatte nicht nur die Einkünfte der Kirche auf lange hinaus verbraucht, sondern was die Kurie an Kleinodien, Silbergeschirr u. s. w. besaß, größtenteils verpfändet. Nicht einmal für seine Exequien konnte man das Geld aufbringen: man mußte die für einen kürzlich verstorbenen Kardinal schon einmal gebrauchten Wachslichter verwenden. Da blieben denn natürlich die dringenden Bitten der Generäle und Gouverneure um Geld unerfüllt. Was auch Guicciardini aus dem ernstlich bedrohten Parma schreiben mochte von der Unmöglichkeit, den wichtigen Platz zu

*) G. de Leva, Storia documentata 2, 122 f.

**) Das war wohl zu viel gesagt. Aber auch der Venezianer Gradenigo sagt in seiner Relation (Albèri II, 3, 73), von den 23 Gegnern Medici's hätten 18 Papst werden wollen.

***) König Franz sagte dem englischen Gesandten, Leo habe 1200000 Kronen Schulden hinterlassen. Brewer p. 836.

behaupten, wenn er die schwache Besatzung nicht bezahlen könne, die Kardinäle schickten ihm nur Segenswünsche*).

So hatte der Tod des Papstes die Sache des Kaisers in Italien aufs äußerste gefährdet. Noch Schlimmeres drohte, wenn es nicht gelang, die Wahl der Kardinäle auf einen Mann zu lenken, welcher an der zuletzt von Leo befolgten Politik festhielt. Manuel, des Kaisers Botschafter, sah sich dieser Aufgabe gegenüber in großer Verlegenheit. Er hatte Mitte Oktober, um die stürmischen Forderungen der Schweizer befriedigen zu können, in seinem Namen 30000 Dukaten bei den Welser und Fugger aufgenommen; nun war er in einem Augenblicke, wo Geld mehr bedeutete als je, völlig entblößt. Ueberdies, klagte er, kenne er die bei einer Papstwahl nötigen Künste nicht und es widerstrebe seiner Natur, zu Mitteln zu greifen, die da am besten wirkten, „denn alles ruht auf Habgier und Lüge". Vor allem endlich, ohne bestimmte Weisung des Kaisers konnte er nicht nachdrücklich in den Wahlkampf eingreifen. Und noch am 28. Dezember, da das Konklave bereits begonnen, hatte er von seinem Herrn noch keine Antwort auf die Anzeige von Leo's Tode.

Für den Kaiser war es eine schwierige Aufgabe, rasch einen Entschluß zu fassen. Der Tod des Papstes machte ihm die Freundschaft Englands unentbehrlicher als je; die Geldnot hatte ihn soeben getrieben, König Heinrich um ein Darlehen von 200000 Dukaten zu bitten; überall, zunächst in der Schweiz, bedurfte er der englischen Unterstützung, d. h. der Gunst Wolsey's durchaus. Daß dieser aber jetzt über alles wünschen werde, den päpstlichen Thron zu besteigen, verstand sich von selbst. Karl hatte ihm, wie wir wissen, die Aussicht auf seine Unter-

*) Bergenroth p. 385 ff. Guicciardini, Opere ined. 7, 366 ff. Albèri II, 3, 72 f. Ranke, Päpste 1, 58. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom 8, 263 ff. Reumont, Geschichte der Stadt Rom III, 2, 122 f.

ſtützung bei einer Sedisvakanz eröffnet, freilich zu einer Zeit, wo niemand das baldige Ende des im beſten Alter ſtehenden Papſtes erwarten konnte. Sollte der Kaiſer nun Ernſt damit machen, dem Kardinalskollegium Wolſey als ſeinen Kandidaten empfehlen, ſeinen ganzen Einfluß für ihn aufbieten? Man denke ſich Wolſey als Papſt! Schlimmeres hätte dem Kaiſer kaum begegnen können. Es kam alſo darauf an, Wolſey und König Heinrich einzureden, er werde in Rom alles aufbieten, um ihren Wunſch zu erfüllen*), während ſeine wirkliche Thätigkeit in einer anderen Richtung arbeitete. Aber der Erfolg dieſer Intrigue hing doch davon ab, daß der Kaiſer für ſeinen wahren Kandidaten, den Kardinal de Medici, nur vorſichtig wirken ließ. Auf der anderen Seite mußte ſelbſt Wolſey zugeben, daß es vor allem darauf ankomme, die Wahl eines franzöſiſchen Papſtes zu verhindern, daß man unter Umſtänden von ſeiner Kandidatur abſehen müſſe, um nur Medici durchzubringen. Aber je länger er ſich in die große Ausſicht vertiefte, deſto heißer wurde ſein Verlangen. Er ſagte wohl dem Biſchof von Badajoz, Karls Geſandten, nur um dem Kaiſer und ſeinem Herrn recht nützen zu können, wünſche er die päpſtliche Würde; er werde dann perſönlich mit ihnen gegen die Franzoſen zu Felde ziehen. Aber die Gier zerriß dieſe Schleier. Er ging ſo weit, zu fordern, daß der Kaiſer ſein Heer gegen Rom marſchieren und nötigenfalls die Kardinäle

*) Er that dafür das Mögliche, kam Wolſey gleich aus freien Stücken mit der Erinnerung an die früheren Geſpräche zuvor, ſchickte die Kopie einer Weiſung an Manuel, er ſolle ſich für die Wahl Wolſey's anſtrengen u. ſ. w. Margarete ſchrieb dieſem den 27. Dezember, er habe recht, ſie ſeine Mutter zu nennen: „Ich hoffe die Mutter meines Vaters, d. h. unſeres heiligen Vaters zu werden. Es wird nicht des Kaiſers Schuld ſein, wenn das nicht geſchieht.“ (Monum. Habsb. p. 512 ff. Brewer p. 814 ff.) Die wirkliche Inſtruktion Karls an Manuel kennen wir übrigens nicht. Jene Wolſey mitgeteilte Weiſung trug aber das ſpäte Datum des 30. Dezember! (Mignet, Rivalité 1, 310 f.)

zwingen lasse, ihn zu wählen; er selbst wolle 100 000 Dukaten daran wenden*). Pace mußte über Gent, wo er die nötigen Verabredungen mit Karl traf, nach Rom eilen, um dort persönlich die Sache zu betreiben.

Aber es ging hier noch übler als bei der Kaiserwahl. Als Pace in Florenz eintraf, fand er schon die Nachricht, das Konklave sei zu Ende. Der englische Gesandte Clerk hatte zwar, soweit er ohne bestimmten Auftrag konnte, die Aufmerksamkeit der Kardinäle auf Wolsey gelenkt, aber wenig erreicht. Nur ein einziges Mal, am 3. Januar, im fünften Skrutinium, finden wir sieben Stimmen für Wolsey**). Sehr viel bessere Aussichten hatte der Kaiser für seinen wahren Kandidaten, den Kardinal Medici. Anfangs schien dessen Wahl ziemlich sicher, da er über fünfzehn feste Stimmen verfügte; aber sehr zeitig erhob sich doch auch gegen ihn nicht nur die selbstverständliche Abneigung der französischen Partei***), sondern auch unter den Anhängern des Kaisers fand er entschiedene Widersacher. Man wollte nicht zum zweitenmal einen Medici wählen, den Papat gewissermaßen in diesem Hause erblich machen. Als die am 27. Dezember ins Konklave getretenen 39 Kardinäle am 30. ihr erstes Skrutinium vornahmen, erhielt Medici nur drei, im dritten Skrutinium am

---

*) Monum. Habsb. p. 523 f.

**) Clerk behauptete freilich in einem Schreiben vom 13. Januar, Wolsey habe einmal 9, dann 12, dann sogar 13 Stimmen gehabt, auch Compeggi schrieb am 10., Wolsey habe in jedem Skrutinium einige, mehrfach 8 oder 9 Stimmen gehabt (Brewer p. 839, 841); aber diesen Angaben steht gleichmäßig die bei Bergenroth p. 388 ff. gedruckte Abstimmungsliste und das Conclave Hadriani bei Burmann p. 147 f. entgegen, welches sich korrekter in der bekannten Hamburger Briefsammlung Adrians fol. 107 ff. findet.

***) Nach Mignet 1, 312 schrieb König Franz nach Rom, wenn Medici gewählt werde, „ni lui ni aucun de ses sujets n'obéiraient plus au Saint-Siége". Vergl. die übereinstimmende Meldung Fitzwilliams bei Brewer p. 836.

1. Januar nur fünf Stimmen. Manuel hatte sich zeitig überzeugen müssen, daß für Medici wenig zu hoffen sei, und sich von ihm daher schon vor Weihnachten versprechen lassen, daß er, wenn seine Wahl unmöglich sei, seine und seiner Partei Stimmen einem anderen Kandidaten des Kaisers zuwenden werde. Da die Zwietracht der Kardinäle immer leidenschaftlicher hervortrat, kam Manuel schon zur Zeit der Eröffnung des Konklave auf den Gedanken, möglicherweise würden die Kardinäle, welche keinem aus ihrer Mitte den Sieg gönnten, einen Abwesenden wählen; für diesen Fall empfahl er Adrian, den Kardinal von Tortosa. Am 3. Januar, beim fünften Skrutinium, in dem auch Wolsey genannt wurde, brachte es Adrian in der That auf acht Stimmen, dann aber schrumpfte diese Zahl auf zwei oder drei zusammen. Medici hatte nacheinander verschiedene Kandidaten empfohlen, welche aber sämtlich verworfen wurden. Endlich schien er mit dem Kardinal Alessandro Farnese durchzudringen; derselbe vereinigte zweiundzwanzig Stimmen; es fehlten ihm zur notwendigen Zweidrittelmajorität nur noch vier. Aber auch diese Aussicht zerschlug sich. Die Lage wurde jetzt höchst bedrohlich. Die Empörung hatte nicht nur in den Marken überhand genommen, wo nach dem Herzogtum Urbino Camerino, Perugia, Rimini und andere Städte verloren gegangen waren, sie bedrohte sogar Florenz, die letzte Stütze Medici's. Da trat er am 9. Januar mit der Kandidatur Adrians hervor. Verschiedene Kardinäle erhoben sich zum Lobe dieses ebenso frommen wie gelehrten und milden Mannes. Sogar die französische Partei befreundete sich rasch mit dieser Wahl*). In kurzem war die notwendige

*) Der Kardinal Trivulzio schrieb König Franz am 14. Januar, er hoffe, daß von allen Kardinälen, die dem Siege nahe gewesen, Adrian für Frankreich der beste sei, wofür der Gesandtschaftssekretär Nic. Raince den Grund anführte, derselbe werde vor sechs bis acht Monaten nicht in Rom sein, so lange also auch nichts gegen Frankreich thun können. Mignet 1, 318. Vergl. G. de Leva 2, 127 f.

Majorität von sechsundzwanzig Stimmen für den Kardinal von Tortosa vereinigt, worauf sich denn auch die übrigen bis auf eine einzige anschlossen. So geschah das eigentlich Unglaubliche, daß dieser kaum dem einen oder anderen Kardinal bekannte, allen ihren Interessen und Neigungen völlig fremde, dieser nicht italienische, dieser im unmittelbaren Dienst des Kaisers emporgekommene und jetzt noch stehende Mann fast einstimmig gewählt wurde. Als die Römer von dieser Wahl eines Barbaren erfuhren, waren sie wütend und begrüßten die aus dem Konklave abziehenden Kardinäle mit den stärksten Schmähungen; diese selbst begriffen nicht, wie sie zu einer solchen Dummheit gekommen seien*).

Der Kaiser wohnte am Morgen des 18. Januar der Messe bei, als er ein Schreiben des damals noch in Trient weilenden Herzogs Sforza erhielt, welcher meldete, eben sei ein Kurier aus Rom eingetroffen (er habe den Weg in fünfzig Stunden zurückgelegt), mit der Nachricht von der Wahl des Kardinals von Tortosa. Nachdem Karl den Brief gelesen, gab er ihn seiner Umgebung mit den Worten: Meister Adrian ist zum Papst gewählt. Aber drei Tage vergingen, ohne daß die Nachricht bestätigt wurde, so daß man schon fürchtete, der Herzog sei getäuscht worden. Endlich am 21. abends 8 Uhr traf der Kurier Manuels ein: sofort ließ der Kaiser mit sämtlichen Glocken läuten, den anderen Morgen in der Kathedrale St. Gudule eine feierliche Dankmesse celebrieren, den Abend Feuerwerke und Umzüge veranstalten**).

Dem jungen Kaiser waren schon oft erstaunliche Ueber-

---

*) Bergenroth, p. 382 ff. Brewer p. 805. 827. 833. 839. 841 f. Höfler, Adrian S. 78 ff. Gregorovius 8, 377. Reumont III. 2, 146 f.

**) Contarini's Depesche, Brüssel den 22. Januar. Spinelli an Wolsey, Brüssel den 22. Januar. Am 23. erging eine Weisung an den Rat von Flandern, überall öffentliche Gottesdienste zu veranstalten, um dem Himmel für die Wahl Adrians zu danken. Liste chronologique des édits et ordonnances des Pays-Pas. Règne de Charles-Quint. (Brux. 1885) p. 112.

raſchungen zu teil geworden, aber etwas Wunderbareres und Segenvolleres, als dieſe Wahl ſeines treueſten Lehrers und Dieners zu ſein ſchien, war ihm doch noch nicht begegnet. Wir kennen leider den Brief nicht, in welchem Karl ſeine friſche Freude über Adrians Wahl dieſem ausſprach. Aber die Lope Hurtado de Mendoça, welcher dieſen Brief überbringen ſollte, erteilte Inſtruktion gibt die Empfindungen und Erwartungen des Kaiſers deutlich genug kund. Er ſieht in der Wahl ein Werk Gottes und des heiligen Geiſtes zum Beſten der katholiſchen Kirche und der ganzen Chriſtenheit; denn eine würdigere Wahl als die Adrians, deſſen große Gelehrſamkeit und natürliche Güte er kennt, konnte nicht getroffen werden. Aber er perſönlich iſt mit beſonders großer Freude darüber erfüllt, daß, nachdem es Gott gefallen hat, ihm die kaiſerliche Würde zu übertragen, er ihm die große Gnade erweiſt, es zu fügen, daß er die Krone empfangen ſoll aus der Hand eines ihm ſo innig verbundenen Mannes, eines Landsmannes, „der uns von unſerer Kindheit an erzogen und gelehrt hat und eine ſo große und wahrhafte Liebe zu uns hegt, daß er uns den nun zu unſerem wahren Vater, zum höchſten und allgemeinen Hirten der allgemeinen Chriſtenheit gibt: dafür bringen wir der göttlichen Güte ſo vielen und unendlichen Dank dar, als wir können; denn wir halten es für gewiß, daß Gott mit ſeiner Hand dieſe glückſelige Wahl herbeigeführt hat, um uns ein Zeichen zu geben, daß ſein Wille iſt, die öffentlichen Angelegenheiten der Chriſtenheit zu ordnen und ihre Kräfte zur Erhöhung unſeres katholiſchen Glaubens zu einigen, damit alle Irrtümer der Welt gezüchtigt und gebeſſert werden und der wahren Erkenntnis einer einzigen und wahren Kirche und Religion unterworfen, zur unermeßlichen Glorie ſeines heiligen Namens, indem er Seine Heiligkeit und uns zu Dienern erwählt für die Ausführung dieſes Werkes“ *).

*) Gachard, Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI p. 24 f.

Das schien ja in Wahrheit der Wille des Himmels zu sein, daß diese beiden Niederländer, einst Lehrer und Schüler, jetzt Papst und Kaiser, von wesentlich gleichen Anschauungen erfüllt, von derselben ernsten und strengen Frömmigkeit, von demselben katholischen Eifer, nun Hand in Hand an die Heilung der tiefen Schäden gingen, an denen die Kirche und die Christenheit litt, die Kirche von dem unsauberen Wesen reinigten, das sie überwucherte, die Christenheit vom Gift der Ketzerei. Von den unheiligen Begierden, welche in Rom das Regiment führten und welche eben erst in den letzten Wochen ein so widerwärtiges Schauspiel geboten hatten, von diesem Geiste der Habgier, Genußsucht, Lüge war in der That der fromme, einfache Adrian frei; er war wirklich ein Mann der Kirche, nicht der Weltlust: er konnte unmöglich das sündhafte Wesen dulden, das seit dreißig Jahren über die Kirche Herr geworden war. Aber dieser Tugend stand in ihm ein katholischer Eifer zur Seite, der die erbarmungslose Ausrottung der Ketzerei wenigstens ebenso dringend fand als die Säuberung der alten Kirche. Soweit ein mächtiger Fürst diese Ueberzeugungen Adrians teilen konnte, teilte sie, wie wir wissen, Karl. Wenn es eine Möglichkeit einer allumfassenden, auf den Grund gehenden katholischen Restauration gab, so war sie offenbar jetzt geschaffen. Die Welt mußte erwarten, daß dieser Papst und dieser Kaiser in herzlicher Eintracht die ganze Fülle der geistlichen und der weltlichen Macht für dieses erhabene Ziel aufbieten würden. Wer sollte ihnen dann widerstehen?

Gewiß haben nie die Träger der beiden höchsten Gewalten der Christenheit einander so nahe gestanden als Adrian und Karl; aber die Natur dieser Gewalten brachte an sich einen unüberwindlichen Gegensatz hervor, der in diesem besonderen Falle trotz aller persönlichen Innigkeit an den Verhältnissen wie an der Individualität beider mannigfache Nahrung fand. Wenn wir uns an den Eifer erinnern, mit welchem der Kaiser in Worms gegen Luther aufgetreten war, in jener seiner ersten

Erklärung vom 19. April, sogar auf die Gefahr hin, wichtige politische Interessen zu schädigen, so werden wir anzunehmen geneigt sein, daß er die Durchführung des vom Reichstage erlangten Edikts mit konsequentem Nachdruck werde betrieben haben. Wir hören aber nicht, daß er, seit er Worms verlassen, in dieser Richtung etwas Besonderes gethan habe. Alle seine Gedanken waren seitdem von dem Kampfe gegen Frankreich in Anspruch genommen gewesen, der ja eine Weile seine ganze Stellung so ernstlich bedrohte und sein Gemüt vielleicht nicht weniger beschäftigte, seit große Erfolge ihm die Hoffnung eines vollständigen Triumphes gaben. Mit der ihm eigenen zähen Energie wollte er diesen großen Kampf jetzt ausfechten, die gefährliche Macht Frankreichs gründlich brechen. Als der Gesandte des Königs von Ungarn und Böhmen, seines Schwagers, ihn um Hilfe gegen die drohend vordringende Macht des Türken anflehte, lautete die Antwort, zuerst müsse Frankreich gebeugt werden, dann erst könne die geeinte Christenheit den Ungläubigen mit Erfolg begegnen. Aehnlich mochte sich im Sinne des Kaisers schon jetzt die Niederwerfung Frankreichs als unerläßliche Vorbedingung der katholischen Restauration darstellen. Und so verstand es sich denn auch für ihn von selbst, daß Adrian ihn in dieser großen Aufgabe mit der vollen Macht der Kirche unterstützen müsse, wie es Leo zuletzt gethan hatte. Er glaube, schrieb er seinen Gesandten in London am 21. Januar, über den neuen Papst verfügen zu können wie über jemand, der in seinem Hause groß geworden.

Konnte das nun aber die Meinung Adrians sein? Konnte ein Papst, der nicht wie Leo X., Julius II. und Alexander VI. in weltlichen Interessen befangen war, dem vielmehr das Heil der Kirche und der Christenheit ernstlich am Herzen lag, konnte der es für seine Pflicht halten, in dem Kriege zwischen dem katholischen und dem allerchristlichsten Könige Partei zu ergreifen, den Kampf unter Christen zu nähren, statt sie alle gegen die Ungläubigen zu sammeln? Aber von diesem Selbstverständlichen

abgesehen, mußten alle Erwägungen seiner persönlichen Umstände ihn zu einer Politik der Versöhnung und des Friedens treiben. Er saß, als er die höchst überraschende Kunde von seiner Wahl erhielt, in Vitoria. Er entschloß sich nur schwer, sie anzunehmen, da, wie er Karl schrieb, seine geringen Kräfte dafür nicht ausreichten und er in einem Alter stehe, das mehr der Ruhe bedürfe, als zur Uebernahme einer so außerordentlichen und „gewissermaßen nicht zu tragenden Last" ermutige. Nun beteuerte er allerdings dem Kaiser seine unveränderte Ergebenheit. „Ich werde," schrieb er, „immer, wo ich auch stehe, mit allem Willen und Fleiß, wie ich es bisher gethan, daran arbeiten, daß die Angelegenheiten Ew. Majestät gefördert werden, wie es sich gebührt und dem Dienste Gottes und der Erhöhung des heiligen katholischen Glaubens frommt." Aber unmittelbar vorher hatte er geäußert, er hoffe, die Franzosen würden seiner Reise nach Rom kein Hindernis in den Weg legen, da er ihnen nie etwas zuleide gethan habe*). König Franz bemühte sich natürlich, Adrian durch freundliches Entgegenkommen günstig zu stimmen, ihn wenigstens zur Neutralität zu bewegen**): wie hätte Adrian das zurückweisen sollen? Seine nächste Pflicht war ja doch, so rasch als möglich nach Rom zu gehen. Er konnte es ohne weiteres, wenn er durch Frankreich reiste. Und was er von der Lage der Kurie hörte, ihrer kolossalen Verschuldung, der vollständigen Mittellosigkeit, in der er lange werde leben müssen, das mußte doch vollends

*) Adrian an Karl, Vitoria den 11. Februar 1522. Gachard l. c. p. 26 f. Schon am 2. Februar hatte er Heinrich VIII. ermahnt, sich zur Erhaltung des Friedens mit Karl zu verbinden. Brewer p. 867.

**) Siehe den Brief des Königs an Adrian bei Mignet 1, 324 f. Dieser erwiderte am 21. April, wenn der König fürchte, er werde sich durch seine Liebe zum Kaiser zur Unbilligkeit gegen andere christliche Fürsten bestimmen lassen, so sei er im Irrtum; wie er bisher dem Kaiser nie in etwas Ungerechtem zu Willen gewesen sei, so werde er als Statthalter Christi den Kaiser nie auf Kosten eines anderen begünstigen. Gachard p. 265 f.

jeden Gedanken an die Fortsetzung der Kriegspolitik Leo's ersticken.

Kurz, die Richtung des Papstes befand sich in diametralem Gegensatz zum Streben des Kaisers. Und doch wünschte dieser in dem Augenblicke, wo er Adrians Wahl erfuhr, für einen Moment fast genau dasselbe wie jener. Er bereitete gerade eine vertrauliche Sendung des Herrn de la Chaux (Charles de Poupet) an die Könige von England und Portugal vor. Jetzt erhielt derselbe den Auftrag, sich von England zunächst zu Adrian zu begeben. Und die ihm für die Verhandlung mit diesem erteilte geheime Instruktion eröffnet uns einen überraschenden Blick in die damalige Lage Karls. Poupet sollte Adrian erklären, Karl befinde sich in solcher Not, daß er Gefahr laufe, alles zu verlieren. Die gewaltigen Ausgaben, welche er so lange für den Krieg hier und in Italien habe machen müssen, hätten seine Geldmittel dermaßen erschöpft, daß es ihm, wenn er nicht sehr bald einen Waffenstillstand mit Frankreich gewinne, unmöglich sein würde den Krieg zu tragen und seinen Besitz zu verteidigen, während er die Reise nach Spanien mache. „Wir würden vielmehr in Gefahr sein, nicht allein das zu verlieren, was wir erobert haben, sondern auch unser ganzes Erbe aufs Spiel zu setzen; wir wissen nicht, wie wir in diesem Falle von unseren Unterthanen in Spanien empfangen werden und wie wir imstande sein würden, unsere dortigen Königreiche in gute Ordnung zu bringen." Unglücklicherweise habe er sich, um es ganz von Frankreich zu trennen, unter so harten Bedingungen mit England verbünden müssen, daß er ohne dasselbe in keinerlei Verhandlung mit Frankreich eintreten könne. Nach der Einnahme Mailands habe er wohl Frieden mit Frankreich haben können, wenn er nicht an die Vermittelung Englands gebunden gewesen wäre.

Da er nun aber der Waffenruhe durchaus bedürfe und die englische Vermittelung sie lange verzögern werde, sei er gezwungen, Rettung bei Seiner Heiligkeit zu suchen. Der Papst

könne ja sehr wohl aus eigenem Antriebe mit Hinweis auf die Türkengefahr eine allgemeine Waffenruhe so vorschlagen, daß die christlichen Fürsten sie nicht wohl zu verweigern vermöchten. Der König von Frankreich, dem sie so nötig sei wie ihm, werde sie aus des Papstes Händen gewiß gern annehmen. Und wenn so der Papst als allgemeiner Friedensstifter auftrete, könne auch England sich nicht beklagen. Wenn aber Adrian meine, daß diese Waffenruhe nicht schnell genug zustande kommen könne „für die Erhaltung dessen, was wir besitzen, und für die Sicherheit unserer Reise nach Spanien", so möge der Papst raten, „was wir thun könnten, um aus dieser Not herauszukommen"; besonders wie er rasch Geld finden könne. Auch wünsche er zu wissen, was der Papst von seiner Heirat mit der Prinzessin Marie und seinen sonstigen Abmachungen mit England halte, und ob er billige, daß er eine seiner Schwestern mit dem Könige von Portugal zu verheiraten denke, damit derselbe keine Verbindung mit einer französischen Prinzessin eingehe. Auch möge der Papst raten, wie er am besten den Wunsch des Königs von Portugal, seine Schwester mit ihm, dem Kaiser, zu verheiraten, hinhalten könne, ohne ihm eine gewisse Hoffnung zu geben, aber auch, ohne ihm alle Hoffnung zu nehmen*).

So wünschte Karl in diesem Augenblicke den Frieden so sehr, als Adrian ihn nur wünschen konnte, und er wollte sich ganz unter die Obhut und den Rat des heiligen Vaters stellen. Als aber Poupet, sehr lange in England festgehalten, endlich Anfang Mai bei Adrian eintraf, hatten sich die Dinge total geändert, so daß von jener Weisung des Kaisers für ihn keine Rede mehr sein konnte. Und inzwischen waren bereits zwischen

*) Ce que le Sr de la Chaulx debvra dire et declairer a nostre Saint Pere, sans le communiquer en Angleterre, ains secretement et a part, est ce que sensuyt. Minute o. D. im Wiener Archiv. Die geheime Instruktion Poupets für Portugal ist vom 15. Januar 1522 datiert.

Kaiſer und Papſt Differenzen entſtanden, welche auf beiden Seiten verſtimmend wirken mußten. Manuel hatte es in ſeinem raſtloſen Eifer zweckmäßig gefunden, den Papſt, der ja von Rom und Italien nichts wußte, unter ſeine Obhut zu nehmen. Schon am 11. Januar hatte er Adrian einen ſehr eigentümlichen Brief geſchrieben. „Ich verkündige Euch," begann er, „große Freude." Bei der Wahl hätten ihm von den 38 Stimmen nur ſehr wenige gefehlt. Er verdanke ſie Gott und der Gunſt des Kaiſers. Beiden werde er dankbar ſein, wie es ſich gebühre, zumal der Wille des Kaiſers mit dem Gottes übereinſtimme, ſoweit das überhaupt bei einem Menſchen möglich. Von ſich ſelbſt, des Papſtes „armen Diener", wolle er nicht mehr ſagen, als daß er ſich unendlich über dieſe glückliche Wahl gefreut habe. Er füge dieſem Schreiben ein anderes bei, in dem er über einige Dinge ſein „armes Gutachten" ſage. Es begann: Da der Papſt dem Meere nahe ſei, ihm weder Schiffe noch Leute fehlen, „muß er nach Flandern gehen", wegen der Kürze und Sicherheit des Wegs. Von Flandern werde er bequem nach Italien kommen und unterwegs die deutſche Nation gewinnen. Wenn ihm das nicht paſſe, könne er ſich in Barcelona einſchiffen. Er möge ſich hüten, auf die vielen exorbitanten Bitten einzugehen, mit denen man ihn beſtürmen werde, um ſo mehr, da es nicht gebräuchlich, daß ein Papſt ſolche Dinge beſorge, ehe er ſein Amt auf die herkömmliche Weiſe angetreten. Wenn er auch ein größerer Papſt ſei als ſeine Vorgänger, da das Kaiſerreich und die übrigen Königreiche des Kaiſers mit ſeiner Macht verbunden ſeien, ſo werde die darin bewieſene Demut, welche ihm ja nicht fremd ſei, um ſo mehr gelobt werden. Einige Maßregeln laſſen ſich zwar nicht aufſchieben, wie die Ernennung verſchiedener Legaten: „Das beſte iſt", die und die zu wählen. Was das Amt des Datars angeht, „ſo ſcheint mir, daß Eure Heiligkeit es dem Protonotar Enckefort übertragen müßte". „Und Eure Heiligkeit muß ſich hüten vor den Suppliken, mit denen ſie die

Kardinäle und andere bedrängen werden, denn ich versichere, daß sie in dem, was sie so thäte, Täuschung erfahren wird." Und so geht es fort bis zum Ringe herunter, den sich der Papst sofort „muß" machen lassen in der und der Weise. „Und nach meinem Dafürhalten," schließt die gütige Belehrung, „muß Eure Heiligkeit den eigenen Namen beibehalten und sich Adrian VI. nennen," denn u. s. w.

Wie konnte, fragt man erstaunt, ein schlauer Diplomat wie Manuel einen so höchst unklugen Brief schreiben? Er kannte Adrian persönlich nur als bescheidenen Lehrer des jungen Karl, den der vornehme, stolze Castilianer gewiß immer unendlich tief unter sich gesehen hatte. Die Thaten des spanischen Regenten mochten ihm auch nicht sehr imponiert haben. Ueberdies hatte er sich gewöhnt, auch dem Kaiser sehr kategorisch formulierte Ratschläge zu erteilen. Wie aber dieser meisternde Ton auf Adrian wirken mußte, kann man denken. Von allen Seiten mochte es an sein Ohr schlagen, er sei als Kreatur des Kaisers gewählt worden, werde sich hoffentlich als solche dankbar beweisen. Nun kam diese gebieterische Weisung Manuels, welche ihm einen recht einladenden Vorgeschmack von der Rolle gab, die man ihm zudachte. Das war nun aber gar nicht Adrians Meinung, auf dem päpstlichen Stuhle den Diener des Kaisers zu spielen. Wenn wir ihn im Tumult der Comuneros mehr als einmal im Tone herben Tadels zum Kaiser haben sprechen hören, da er doch wirklich sein Diener war, so versteht es sich von selbst, daß er als Papst auf seine volle Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser den höchsten Wert legte. Offenbar hatte ihm seines Schülers Auftreten gegen Luther einen tiefen Eindruck gemacht. Denn wir finden in seinen ersten nach der Wahl geschriebenen Briefen an Karl eine Wärme, eine Herzlichkeit des Tons, so nachdrückliche Versicherungen seiner unveränderlichen Ergebenheit, wie derartiges in den Briefen der früheren Periode nie begegnet. Aber plötzlich, doch wohl nach dem Empfang jener Schreiben Manuels, wird ein anderer Ton

hörbar. Der Papst verwahrt sich nachdrücklich gegen die Behauptung Manuels, daß er seine Wahl wesentlich dem kaiserlichen Einflusse verdanke. Er hat durch den Kardinal Santa Croce positiv erfahren, daß Manuel seiner Wahl vielmehr entgegengearbeitet habe. Er begreift sehr gut, daß dem Kaiser seine Wahl nicht konveniert, daß er vielmehr die Medici's gewünscht habe, der für die italienischen Dinge unentbehrlich sei*); es werde dem Kaiser auch lästig sein, ihn nun in Spanien entbehren zu müssen. Trotzdem glaube er gern, daß der Kaiser persönlich immer seine Erhebung gewünscht habe, von Manuel aber könne er das nicht annehmen.

Noch ehe Adrian sich in diesem Sinne geäußert hatte, fand es Karl schon nötig, dem boshaften Gerede Santa Croce's mit auffallendem Nachdruck entgegenzutreten. Er glaube nicht, schreibt er eigenhändig am 7. März, daß Adrian sich durch ein so wahrheitswidriges Gerede täuschen lasse. „Seid versichert, daß ich die Ursache Eurer Wahl gewesen bin und darüber so große Freude gehabt habe, als wenn sie mich zu meiner Kaiserwürde getroffen hätte. Und ich weiß gewiß, daß Don Juan, mein Botschafter, Euch dabei wohl gedient und sich viele Mühe darum gegeben hat." Schon am 9. März ließ er abermals ausführlich über diesen Punkt an Adrian schreiben: Manuel sei der eigentliche Urheber seiner Wahl, Santa Croce habe derselben vielmehr entgegengearbeitet. Adrian ließ sich aber in seiner einmal gefaßten Ansicht nicht irre machen**), „und," fügte er bedeutsam hinzu, „ich bin sehr froh,

---

*) Daß Adrian mit den Worten: „Es paßte Euren Interessen nicht, mich als Kandidaten aufzustellen, weil Ihr dadurch die Freundschaft mit dem gebrochen haben würdet, der von allen für die italienischen Dinge am nötigsten war," daß er mit diesen Worten Medici und nicht, wie Bradford und Gachard sagen, Wolsey gemeint habe, bedarf wohl keines Beweises.

**) Seine Abneigung gegen Manuel wurde durch den Bischof von Burgos geschärft, welcher damals höchst intim mit ihm verkehrte. So

daß ich die Wahl nicht Euren Bitten verdanke, wegen der Reinheit und Aufrichtigkeit, welche die göttlichen und menschlichen Gesetze in solchen Dingen fordern." Der Kaiser dürfe an seiner beharrlichen Liebe nicht zweifeln; wie er bisher immer des Kaisers Interessen mehr bedacht habe als seine eigenen, so werde er es auch in Zukunft thun. „Aber," schließt er mit einer gewissen Feierlichkeit, „Sire, die Ursache unseres Elends ist, wie der heilige Chrysostomus sagt, daß wir die wahre und gebotene Ordnung verkehren und zunächst das suchen, was uns paßt, während er verheißt, die zeitlichen Güter sollen denen zufallen, welche zuerst die geistlichen Güter suchen; weil wir vor allem und am eifrigsten die zeitlichen Güter suchen, darum sind wir verflucht."

Als Adrian das am 3. Mai schrieb, war bereits klar geworden, daß er seine Aufgabe wesentlich anders ansah, als der Kaiser jetzt wünschte. Dieser hatte ihn schon seit Monaten vor den freundlichen Worten Frankreichs gewarnt. Als er erfuhr, daß König Franz eine Gesandtschaft an Adrian nach Spanien schicken wolle, bat er ihn dringend, sie nicht zuzulassen oder, wenn das schon geschehn, sie schleunigst zu entfernen, weil sie in Spanien nur Unfug anstiften werde. In jeder Weise arbeitete er darauf hin, daß sich Adrian von vornherein gegen Frankreich stelle. Dieser aber schrieb ihm: „Ich beabsichtige mit großem Eifer, den Frieden unter den christlichen Fürsten herzustellen, damit wir den Türken Widerstand leisten und von der Christenheit so großes Elend fern halten können. Herzlich bitte ich Ew. Majestät, sich dazu bereit zu zeigen und auf alle billigen und gerechten Bedingungen einzugehen." Um einen dauerhaften Frieden stiften zu können, möge Karl für ein oder zwei Jahre Waffenstillstand gewähren; er werde eine geeignete

---

schreibt am 10. April Hurtado de Mendoça dem Kaiser; der Bischof, sagt er, sei ein treuer Diener, aber leidenschaftlich und ein Todfeind Manuels. Bergenroth p. 413.

Person zu König Franz senden, der, wie er höre, zum Frieden geneigt sei*).

Fataleres konnte dem Kaiser jetzt kaum begegnen, und so wundern wir uns nicht, wenn wir die Freundschaft trotz allen freundlichen Worten bald genug straucheln sehen, wo es sich um mehr als Worte handelt. Ein jeder hat von dem anderen gar vieles zu fordern, aber manches bedauert heute der Papst, morgen der Kaiser, nicht gewähren zu können aus Gründen, die den anderen kaum befriedigt haben werden. Die gegenseitige Verstimmung hatte bereits einen ziemlich hohen Grad erreicht, als Karl in Spanien ankam.

---

*) Lanz, Korrespondenz Karls V. 1, 58 ff. Gachard p. 6 ff. 43 ff.

Bicocca.

Am Tage der Wahl Adrians ermunterte Raince seinen König, wieder wie im Beginn seiner Regierung selbst seine Scharen über die Alpen zu führen; er sah die Verhältnisse so günstig an, daß er bei seinem Leben versichern zu können glaubte, der König habe jetzt die Möglichkeit, sich für immer zum Herrn von ganz Italien zu machen*). Unter dem italienischen Gesichtspunkte war eine solche Hoffnung allerdings erklärlich. In der Mitte und im Norden der Halbinsel regten überall die Gegner des verstorbenen Papstes zuversichtlich und erfolgreich die Hände; den Freunden Frankreichs schien in den Marken, der Romagna, Toscana, diesseits und jenseits des Po das Glück zu lächeln. In Rom hatten zwar die Anhänger des Kaisers gesiegt, aber dieser Sieg drohte sofort in eine ernste Niederlage umzuschlagen. Die Entrüstung der Römer, der Verdruß der Kardinäle über ihre eigene Wahl war so groß, daß man davon sprach, dieselbe umzustoßen. Wenn es dazu auch nicht kam, für lange hinaus befand sich Rom und die Kurie im Zustande thatsächlicher Sedisvakanz. Da konnten alle Parteien ungehindert ihre Interessen fördern, und weil die höchst widerwärtige Wahl des „Barbaren" den Kaiserlichen zur Last fiel, sahen sich die Anhänger Frankreichs natürlich im Vorteil. Schon am 3. Februar war es so weit gekommen,

*) Mignet 1, 326.

daß Kardinal Colonna, früher einer der Führer der kaiserlichen Partei, im Kardinalskollegium den Vorschlag machte, im Namen der Kirche mit Frankreich Frieden zu schließen, wenn sie auch dabei auf Parma und Piacenza verzichten müsse. Zur selben Zeit finden wir Graf Carpi, jenen Vertrauten des französischen Königs, vom Kardinalskollegium mit der Regierung von Modena und Reggio betraut. Manuel, welcher anfangs, wir wir hörten, gewünscht hatte, Adrian möge über die Niederlande nach Rom gehen, um sich dort mit dem Kaiser zu besprechen, dann auf die Idee Pace's eingegangen war, der Papst möge in England mit dem Kaiser und König Heinrich zusammentreffen, fand Anfang Februar die Lage so bedenklich, daß er Karl schrieb, der Papst müsse so rasch als möglich nach Rom kommen*).

Viel wichtiger jedoch als diese italienischen Verhältnisse war die Stimmung der Eidgenossen. Man hätte meinen können, der Ausgang des letzten Feldzuges, welcher denn doch zu einem guten Teile der Unentschlossenheit und Unfähigkeit Lautrecs schuld gegeben werden mußte, würde den Eifer der Eidgenossen für Frankreich abkühlen. Das gerade Gegenteil geschah. Man sah nicht die Schuld Frankreichs, sondern erhitzte sich gegen den längst in einem großen Teile der Schweiz verhaßten Kardinal von Sitten, dem man allein den Verlust Mailands und die Niederlage des Heeres der zwölf Orte zu danken habe. In der That war es ja für diese Zwölf höchst ärgerlich, daß ihr Bündnis mit Frankreich an dem Eifer und Geschick des Kardinals zu Schanden geworden war. Er hatte sie aber noch besonders gekränkt. Jene Boten der zwölf Orte, welche den Abzug der für den Papst geworbenen Knechte oder doch wenigstens das bewirken sollten, daß dieselben nicht am Zuge gegen Mailand teilnähmen, dieser Boten Bemühungen waren durch Sitten und Medici in der empfindlichsten Weise durchkreuzt

*) Bergenroth p. 401. G. de Leva 2, 135. Guicciardini, Opere ined. 7, 389.

worden; die Kardinäle hatten ihnen mehrfach sicheres Geleit vorenthalten, ihren Verkehr mit den Landsleuten im päpstlichen Heere gehindert u. s. w. So kam es, daß sich die Schweiz Ende November und Anfang Dezember mit einer leidenschaftlichen Aufregung erfüllte. Die aus Lautrecs Heere heimgekehrten Hauptleute und Knechte wußten zur Entschuldigung ihres eigenen Mißerfolgs die ärgsten Dinge von Sitten und den anderen Landsleuten auf gegnerischer Seite zu erzählen. In manchen Orten artete der Streit in Handgreiflichkeiten aus. Man forderte exemplarische Bestrafung der dem Papst zugelaufenen Knechte und setzte sie vielfach wirklich durch.

Diese Stimmung wußte Frankreich wohl zu nützen. Schon am 27. November erschien der französische Gesandte Lamet auf der Tagsatzung in Luzern und forderte von den Eidgenossen, sie sollten ihre Knechte in Italien „entschütten" und energischen Beistand zur Wiedereroberung Mailands leisten, dessen Verlust durch ihre Schuld herbeigeführt worden, da sie mit Verletzung des Bündnisses Knechte ins feindliche Lager hätten laufen lassen. Es half nichts, daß derselben Tagsatzung mehrfache Beschwerden des Kaisers zukamen, die Eidgenossenschaft habe die Erbeinung mit Habsburg und Burgund übel gehalten, allein ihren Knechten verdanke er die barbarische Verwüstung seiner Lande Hennegau und Artois. Alles war für Frankreich erhitzt. Bern hatte schon am 22. November einen neuen Auszug von 2000 Mann beschlossen. Luzern lehnte es ab, den Vortrag der kaiserlichen und päpstlichen Gesandten nur zu hören; dieser letztere, der Bischof von Veroli, wurde gar in Bellinzona gefangen gehalten.

Da nun zu Neujahr eine höchst stattliche Gesandtschaft des Königs Franz erschien, von dem neuen Grandmaître, dem Bastard von Savoyen, von dem berühmten Kriegshelden und Marschall de la Palice und anderen hochansehnlichen Herren geführt, da verstand es sich von selbst, daß Frankreichs Wünsche offene Ohren fanden. Die Tagsatzung bewilligte nicht nur die rasche Sendung von 16000 Mann zur Wiedereroberung Mai-

lands, sondern traf auch sehr energische Maßregeln, um irgend welchen Zulauf eidgenössischer Knechte ins feindliche Lager zu hindern. Sie beschloß, daß die Knechte, welche gegen Lautrec gefochten, überall gestraft würden, daß alle Orte strenge Aufsicht hielten, damit niemand der Gegenpartei zuziehe; sie richtete an Zürich die dringende Aufforderung, mit allem Fleiß die Wiederkehr des vorjährigen Aergernisses zu hindern, was denn auch bestimmt zugesagt wurde. Da König Franz die Liebenswürdigkeit hatte, die Eidgenossen zu Paten zu bitten bei seinem am 22. Januar geborenen dritten Sohne Karl, überließen sie ihm sogar Geschütz. Die kaiserlichen Anträge, die Schreiben der Kardinäle und Adrians, die Bitten der Mailänder und Florentiner, die Vorstellungen Englands und des Reichsregiments, alles war umsonst: die Eidgenossen stürzten sich kopfüber in dieses neue französische Abenteuer. Es fehlte wenig, so hätte man die kaiserlichen Gesandten aus der Schweiz verjagt. Nur an einem Punkte fand man es im eigenen Interesse klug, einen Wunsch des Kaisers zu berücksichtigen. Besançon, die Hauptstadt der Grafschaft Burgund, hatte vor einigen Jahren mit Bern, Basel, Freiburg und Solothurn ein Burgrecht geschlossen, das diesen westschweizerischen Orten mit Recht bedeutsam erschien. Ueberdies aber entsprach es durchaus dem Vorteile der Eidgenossenschaft, daß die Grafschaft Burgund nicht das Schicksal des Herzogtums teile; denn wenn Frankreich das Land des Doubs mit dem der Saône vereinigte, so wurde dadurch die Schweiz beängstigend eingeklemmt und ihr der Verkehr mit den Niederlanden so gut wie gesperrt. Deshalb verwendeten sich jene Orte (18. Januar) dringend bei Frankreich, daß es gegen die Grafschaft Burgund und besonders gegen Besançon nichts Feindseliges unternehme, und Ende Februar beschworen sie von neuem die Erbeinung mit Burgund*).

---

*) Eidgenössische Abschiede S. 137 ff. Strickler 1, 115 ff. Anshelm, Berner Chronik 6, 78 ff.

Bei ihrem erstaunlichen Eifer schienen die Eidgenossen so zeitig in der Lombardei eintreffen zu müssen, daß Lautrec mit erdrückender Uebermacht den geschwächten Feinden auf den Leib gehen könne. Die 2100 Mann, welche Bern stellte, wurden da schon Ende Januar gemustert. Sofort brachen sie mit den 1800 Knechten von Basel, Freiburg und Solothurn auf, um durch Wallis über den Simplon zu steigen. „Aber," schreibt Anshelm, einer der vorzüglichsten Schilderer unserer Zeit, „diser Zug der Eydgnossen beschach mit so harter Arbeit, als vor kum je einer war beschehen, dann es grimm kalt und so großer Schnee, daß die Franzosen zum dritten Mal hand müssen lahn wegen, eh dann sie das Kriegsvolk möchtint us dem Gebürg bringen." Die anderen Haufen, welche über andere Päße gingen, mochten dieselbe Not haben. Aber eine viel beschwerlichere Aufgabe war doch dem Führer der deutschen Landsknechte, Georg von Frundsberg, gestellt, welcher erst am 12. Februar in Glurns im oberen Etschthal 12 Fähnlein musterte, da das Geld für ihn nur mühsam aus der Kasse des Kaisers, den patriotischen Gaben der Mailänder und einer Sendung des Kardinals Medici zusammentröpfelte. Und während er so fast vierzehn Tage hinter den Eidgenossen zurück war, hatte er ganz anders schwer mit dem Winter zu ringen als diese. Denn er mußte nicht nur aus dem Thale der Etsch in das der Adda klettern, sondern, da ihm die Bündner bei Pirano den nächsten Weg durchs Veltlin hinderten, von der Adda zum Oglio hinübersteigen, um dann das Val Camonica hinab auf Bergamo zu marschieren. Zweihundert Bauern hatten zu thun, um die Päße notdürftig gangbar zu machen. Trotz alledem erschien Frundsberg bereits am 23. Februar vor Mailand, als die Eidgenossen noch in den Bergen steckten*).

In Mailand hatte inzwischen der alte Prospero Colonna mit meisterhaftem Geschick den Schwierigkeiten der letzten Monate

*) Anshelm 6, 150 ff. Reisner, Frundsberg fol. 30.

widerstanden. Da die Franzosen noch die Citadelle besetzt hielten, drohte Mailand unhaltbar zu werden, sobald sie es auch von außen angriffen. Da das aber vorauszusehen war, arbeitete Colonna rastlos, sein Lager zugleich gegen die Citadelle und den äußeren Angriff durch sinnreich angelegte und bewehrte Verschanzungen zu decken. Dabei fand er an Morone, welcher seit der Einnahme Mailands als Sforza's Generalstatthalter die Regierung führte, den besten Helfer. Indem dieser seinen Landsleuten als Befreier von dem unerträglich gewordenen französischen Joche erschien, durfte er ihnen schon Starkes zumuten, damit die verhaßte Herrschaft nicht wiederkehre. Er legte ihnen unter anderem eine außerordentliche Steuer auf, um dafür 6000 Italiener zu werben. Er traf ebenso energische wie umsichtige Maßregeln, um Mailand für den Fall einer Einschließung widerstandsfähig zu machen, den Feinden den Aufenthalt in der Umgegend zu erschweren*). So war das Zentrum der kaiserlichen Stellung vortrefflich besorgt. Seit ihm Frundsberg die Hand gereicht, konnte Colonna nicht nur Mailand zu behaupten hoffen, sondern auch Novara, Alessandria und Pavia mit stärkeren Besatzungen versehen.

Trotzdem hatte sich der Horizont des Kaisers in bedenklichster Weise verdüstert. Wie er selbst seine Lage Ende Januar ansah, haben wir oben aus der geheimen Instruktion für Poupet erfahren. Die Wahl Adrians bereitete nicht nur in Italien endlose Nöte, sondern drohte das an sich so schwierige Verhältnis zu England ernstlich zu trüben. Als Wolsey die erste Nachricht von der wahrscheinlichen Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erhalten hatte, sagte er Karls Gesandten mit unverkennbarem Verdruß, Manuel habe alles für Medici aufgeboten; dabei entfärbte er sich. Karl eilte, den Gewaltigen zu beschwichtigen. Manuel, schrieb er, habe keinerlei Auftrag gehabt, sich für Medici oder irgend eine andere Person als Wolsey zu

*) Miscellanea di storia Italiana 3, 241 ff.

bemühen. Leider seien die Briefe, welche ihm eingeschärft, alle möglichen Anstrengungen für Wolsey zu machen, ebenso zu spät angekommen als Pace. An Adrians Wahl habe kein Mensch gedacht; sie sei mehr das Werk Gottes als der Menschen. Wenn nun auch Wolsey's Wunsch nicht in Erfüllung gegangen, so möge er sich doch damit trösten, daß ihm Adrian mehr Gunst und Vorteil zuwenden werde als irgend ein anderer*). Gleich bei der ersten Kunde von Adrians Wahl hatte der Kaiser Spinelli gesagt, der neue Papst sei sehr betagt und von schwacher Gesundheit; wenn er nicht lange lebe, werde er seinen Gesandten in Rom so instruieren, daß Wolsey seine herzliche Zuneigung zu ihm erkennen müsse; einstweilen werde er Adrian bitten, Wolsey's Legatur zu bestätigen.

Aber was auch Karl sagen mochte, Wolsey war nicht der Mann, eine solche Enttäuschung ruhig zu ertragen. Unglücklicherweise kam aus Italien Brief auf Brief, um den Verdruß wachzuhalten. Medici versicherte, er habe bei jedem Skrutinium für Wolsey gestimmt und 17 oder 18 seiner Freunde für ihn gewonnen; Campeggi und Sitten wollten Erstaunliches für ihn gethan haben; der letztere tröstete, Adrian sei alt und schwach, dann komme Wolsey an die Reihe. Pace beteuerte, wenn er nur rechtzeitig in Rom hätte eintreffen können, würde die Wahl anders ausgefallen sein. Auch er sann nur, wie das eben Mißlungene das nächste Mal erreicht werden könne. Die Majorität der Kardinäle, meinte er, habe von Wolsey's Wahl nichts hören wollen, weil sie gefürchtet, er werde als Papst seine Residenz in England aufschlagen; wenn nun aber Adrian über England reise, erhalte Wolsey eine wunderbar gute Gelegenheit, mit ihm nach Rom zu kommen. Bald darauf hatte Clerk einen noch kühneren Gedanken. Wenn Adrian, schrieb er Wolsey am 1. Februar, bestimmt werden könnte, nach England zu kommen, so könnte sich eine große Aussicht

*) Bradford, Correspondence of Charles V. p. 33 f.

eröffnen. „Denn der Papst ist alt und kränklich und könnte etwa in jenen Gegenden sterben; und wenn das geschähe, könnten Ew. Gnaden bei dem nächsten Konklave gegenwärtig sein, und die Leute von hier würden nicht zeitig dahin kommen können, denn Ew. Gnaden brauchten auf die Abwesenden nicht länger zu warten als zehn Tage post mortem; und Ew. Gnaden könnten, da sie dann nur die Kardinäle aus jenen Gegenden bei der Wahl hätten, ihren Zweck leicht erreichen.“ Denn sonst sei wenig Aussicht, da die Kardinäle wegen der Wahl eines Abwesenden eine schwere Last des Hasses trügen*).

Nun war ja allerdings Wolsey kaum in der Lage, die Politik Englands völlig herumzuwerfen; sein Verhältnis zu Frankreich war zu sehr gestört, alle Beziehungen zu stark auf die Verbindung mit dem Kaiser eingerichtet; seit gar der Herzog von Albany Anfang Dezember schottischen Boden betreten hatte, mußte der Gegensatz gegen Frankreich immer schärfer sich geltend machen. Denn König Franz hatte versprochen, den Herzog nicht nach Schottland zurückkehren zu lassen; Wolsey forderte, daß der König ihn sofort zurückrufe; Franz verhieß wohl das Beste, aber Albany blieb, und Ende Januar mußten Rüstungen zum Schutze des nördlichen England angeordnet werden; Anfang Februar konnte sich Albany bei König Franz beschweren, England habe ihm den Krieg erklärt. Wie sehr aber diese und andere Verhältnisse Wolsey zum Kaiser drängten, er konnte es sich doch nicht versagen, diesen seine Mißstimmung fühlen zu lassen. Er hatte zugesagt, die Bemühungen des Kaisers in der Schweiz durch einen Gesandten unterstützen zu lassen: wochenlang wurde derselbe vergeblich erwartet, wo doch die größte Eile not that. Karl hatte seinen teuren Onkel einmal wieder um ein Darlehen von 200000 Dukaten bitten müssen. Wolsey wollte nur die Hälfte bewilligen und nur unter Bedingungen, welche, wie ihm Margarete mit

*) Brewer p. 867.

Recht schrieb, unter Freunden keinen rechten Sinn hätten. Wenn sich, bemerkte sie, England erst nach Rückzahlung dieses Darlehens gegen Frankreich erklären wolle, so erwecke das den Verdacht, daß es sich überhaupt nicht erklären wolle. Wolsey hatte ferner die Ausweisung aller Schotten aus den Niederlanden gefordert; dieses Ansinnen, erwiderte Margarete, habe nur dann einen Sinn, wenn England gleichzeitig alle Franzosen ausweise, sei aber überhaupt bedenklich, da Schottland mit Dänemark und Geldern im Bündnis stehe. Sie habe ihm beim Abschiede aus Brügge versprochen, sie werde ihm schreiben, so oft etwas die Freundschaft des Kaisers mit England zu stören drohe. Jetzt liege ein derartiger Fall vor. Bei der Haltung Englands müsse der Kaiser an Waffenstillstand mit Frankreich denken; wenn Wolsey dazu nicht die Hand biete, könne dem Kaiser wohl geraten werden, eine andere Politik zu befolgen; schon jetzt werde er täglich dazu gedrängt. Gleichzeitig mit diesem Schreiben wurde Spinelli in die Lage gebracht, Wolsey zu melden, es drohe ein vollständiger Umschwung der kaiserlichen Politik. Die mächtigsten Herren des Landes, hatte ihm Berghes anvertraut, neigten zu Frankreich, wo sie viele Freunde hätten, welche beklagten, daß die vielen ehrenvollen Anerbietungen Frankreichs vom Kaiser nicht angenommen worden seien. Viele erklärten, Wolsey wolle den Kaiser mit schönen Worten hinhalten, ihn wie König Franz nach seinem Belieben gängeln. In Gattinara's Gegenwart mußte Spinelli hören, die Franzosen sagten, Wolsey würde seinen Vorteil ebenso bei ihnen wie beim Kaiser suchen und so praktizieren, daß der Krieg unter ihnen fortdauere und sie sich gegenseitig so schwächen, daß England als Herr und Schiedsrichter über ihnen stehe. Gattinara fügte hinzu, der Kaiser fordere Thaten. Andere sprachen von neuen Anerbietungen Frankreichs, das seiner Abhängigkeit von England, von der Schweiz und von Venedig überdrüssig sei*).

*) Brewer p. 868 ff.

Wenige Tage darauf fand in St. Germain eine eigentümliche Unterhaltung statt. Wolsey hatte kürzlich Fitzwilliam am französischen Hofe durch Thos. Cheyne ersetzt. Am 8. Februar hatte dieser bei der Regentin*) einen Boten anzumelden, welcher für sie Briefe Wolsey's gebracht. Nachdem sie in Bonnivets Gegenwart diese Briefe gelesen, fragte sie Cheyne, ob er ihr sonst noch etwas zu sagen habe. Dieser erwiderte, er würde ihr ein Patent des Kaisers übergeben, wenn sie auf Ehre verspreche, es zurückzugeben. Als sie das gethan, überreichte ihr der Engländer das kaiserliche Aktenstück. Wir erfahren leider nicht, was für ein Dokument seines Verbündeten England in dieser Weise der Herrin Frankreichs auslieferte. Diese versprach, schon den anderen Tag Bescheid zu geben, aber er verschob sich von einem Tag zum anderen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Dabei äußerte die Regentin immer wieder ein lebhaftes Verlangen nach einer Zusammenkunft ihres Sohnes mit Heinrich VIII. Sie verzweifelte noch immer nicht daran, die alte Freundschaft herzustellen. Auf der anderen Seite scheint es kaum zweifelhaft, daß zwischen den Niederlanden und Frankreich verschiedene Herren eine direkte Verständigung herbeizuführen suchten. Karl und die Seinigen wiesen bei jeder Gelegenheit den Engländern gegenüber auf die französischen Anerbietungen hin. Die Franzosen leugneten dieselben, wollten vielmehr vom Kaiser angegangen sein, aber alle seine Anträge ebenso abgelehnt haben, wie das Karl von sich rühmte**).

---

*) So nennen die Engländer schlechtweg die Mutter des Königs, welche diesen Titel auch wohl verdiente, da sie thatsächlich die Regierung führte. Wenn P. Paris die diplomatische Korrespondenz aus der Zeit Franz' I. studiert hätte, würde er in seinen kürzlich erschienenen Études sur François I. nicht behauptet haben, daß sich sein Liebling ernstlich und eifrig mit der Regierung beschäftigt habe.

**) Am 9. Februar hatte Contarini in Brüssel eine Unterredung mit des Kaisers Beichtvater Glapion; er setzte ihm auseinander, welche höchst wohlthätigen Folgen für die ganze Christenheit ein Friede zwischen dem

Trotz all dieſer Schwankungen und Praktiken ſtrebten aber doch die Dinge in der einmal eingeſchlagenen Richtung fort; es war, als wenn übermächtige Verhältniſſe England immer wieder zum Kaiſer zurückdrängten. Während Wolſey Karl ein böſes Geſicht machte, arbeitete er, Venedig von Frankreich zu trennen und mit dem Kaiſer zu verbinden, ergingen die Anordnungen für umfaſſende Rüſtungen zu Waſſer und zu Lande, bemühten ſich Wolſey's Agenten, in Italien die kaiſerlichen Intereſſen zu fördern, wo ſie konnten. Aber dieſe Thätigkeit Englands genügte den Bedürfniſſen des Kaiſers von ferne nicht. Die Nachrichten aus Italien ließen die dortige Lage immer ernſter erſcheinen. Man erfuhr in Brüſſel, wie die franzöſiſchen Machinationen ganz Mittelitalien unterwühlten. Der Herzog von Urbino, die Orſini, die Bentivogli, der Herzog von Ferrara, ſie alle arbeiteten Frankreich in die Hände, von dieſem ununterbrochen aufgeſtachelt und ſo viel es konnte mit Geld unterſtützt. Die Briefe Manuels aus Rom lauteten ſo troſtlos wie möglich. „Die Kardinäle," ſchrieb er Karl am 11. Februar, „waren vom heiligen Geiſte inſpiriert, als ſie Adrian wählten, ſeitdem aber hat ſie der Teufel gepackt." Voll Bedauerns über ihre Wahl, die ſie gern umſtießen, liebten ſie die Feinde der Kirche, bereit, nicht nur Parma und Piacenza an Frankreich, ſondern auch die Städte der Marken an Urbino preiszugeben. Neapel war wie immer im kläglichſten Zuſtande. Nachdem der freilich immer ſchwache Vizekönig Cardona am 10. März geſtorben war, ließ ſich zunächſt von da gar nichts erwarten. Es hätte das Geld für das Heer in der Lombardei aufbringen ſollen, aber das Parlament war widerſpenſtig und

---

Kaiſer und König Franz haben werde. Glapion erwiderte geheimnisvoll, es geſchehe wohl, daß, wenn alle menſchliche Hoffnung, ein gewünſchtes Ziel zu erreichen, geſchwunden, der Allmächtige dann durch irgend etwas Unerwartetes zu ihm hinführe. Glapion war, wie man ſich erinnert, Chièvres' Gehilfe in der Friedenspolitik geweſen. Noch immer, klagt einmal Spinelli, lebe Chièvres' Sekte und mache den jungen Kaiſer irre.

die schlechte Verwaltung verschleuderte die Einkünfte. Manuel war fortwährend in der äußersten Bedrängnis, wie er das nötigste Geld für die Truppen aufbringen sollte. Schon Mitte März riet er dem Kaiser, Frieden mit Frankreich zu schließen, denn Wolsey werde alles thun, ihn hinzuhalten, ihm nie wirklichen Beistand leisten, und ohne Englands energische Hilfe, namentlich mit Geld, werde Italien verloren gehen.

Besonders bedrohlich gestalteten sich die Verhältnisse in Florenz, wo Frankreich die stärksten Verbindungen hatte*), alle Gegner des Hauses Medici ihm ergeben waren. Der Kardinal, der bald nach Adrians Wahl dahin geeilt war, um dem Umsturz seiner Herrschaft zuvorzukommen, sah sich von Verschwörungen im Innern, von Urbino draußen bedroht. Er konnte nicht umhin, mit diesem letzteren einen freundlichen Ausgleich zu suchen, der freilich sehr unzuverlässig blieb, da Frankreich alles aufbot, um den Herzog für die Vertreibung Medici's zu gewinnen. Wie Renzo da Ceri König Franz Ende Januar auseinandersetzte, war Florenz für ihn fast so wichtig wie Mailand. Habe er Florenz und Siena, schrieb jener eifrige Parteigänger, so werde er auf ihre Kosten nicht nur eine beträchtliche Streitmacht ins Feld stellen können, sondern auch hier auf Rom und Neapel, da auf die Romagna, besonders Bologna, den stärksten Druck ausüben können. In Neapel sei die spanische Herrschaft so verhaßt, daß man sie mit geringer Anstrengung erschüttern könne; Bologna ersehne eine Aenderung; wenn sich die Baglioni der Stadt bemächtigt, werde der Herzog von Ferrara Mut bekommen, mit größerer Energie als bisher für Frankreich zu arbeiten. Sobald aber Frankreich über Florenz und Bologna gebiete, könnten sich die Spanier in Mailand unmöglich behaupten**) Demgemäß kon-

*) Zu seinen Freunden gehörten besonders seine Gläubiger, denen König Franz über eine Million Dukaten schuldete.

**) Molini, Documenti 1, 142 ff. Wenn Molini sagt, er wisse nicht,

zentrierten sich die französischen Umtriebe immer mehr auf Florenz. Manuel schrieb dem Kaiser am 21. April, es heiße, Florenz und Siena hätten ihren Frieden mit Frankreich gemacht. Medici habe einen französischen Kurier abgefangen und bei ihm Briefe französisch gesinnter Kardinäle gefunden, wonach jene beiden Städte König Franz 700 schwere Reiter versprächen, wenn er nach Italien käme. Derselbe Kurier habe eine Aufforderung des Kardinalskollegiums an den Markgrafen von Mantua als Generalkapitän der Kirche überbringen sollen, den Kaiser zu verlassen und seine Truppen zu Lautrec zu führen. Medici selbst hatte dem Kaiser schon längst sagen lassen, sobald Karls Heere ein Unfall zustoße, müsse er fliehen, da die Florentiner bereits zu meutern anfingen. Giovanni de' Medici, den er mit 2000 Knechten und einiger Reiterei dem Herzog Sforza zu Hilfe geschickt, sei treubrüchig geworden und zu den Franzosen übergegangen.

Als sich diese bösen Nachrichten aus Italien mit einer abermals unbefriedigenden Post aus England kreuzten, saß Karl mit seinen Vertrauten den ganzen Tag zu Rate. „Sie essen spät zu Mittag und zu Abend und gehen spät zu Bett," melden die englischen Gesandten am 14. April. Den anderen Tag schrieb Karl an Wolsey, er müsse ihn von der schweren Verlegenheit unterrichten, in welcher er sich befinde. Er habe bis jetzt die Last des Krieges allein getragen, bei der England verpflichtet gewesen, ihn zu unterstützen. Er könne nicht glauben, daß Wolsey seinen Feinden gestatten wolle, mit Italien und dem Papsttum zu machen, was ihnen beliebe. Unter allen

---

wer der öfter von Renzo genannte Niccolo Ramée sei, so kommt seine Verlegenheit daher, daß er den französischen Gesandtschaftssekretär in Rom, Nicolas Raince, nicht kennt, welcher all die Jahre in den italienischen Dingen eine erhebliche Rolle spielt. Aus seinen auf der Pariser Nationalbibliothek befindlichen Depeschen hätte Molini seine Sammlung wesentlich bereichern können.

Umständen müsse er rasch eine gute Summe Geldes schicken, um Mailand zu retten; er dürfe dabei keine Zeit verlieren. Seinen Gesandten in England habe er darüber schon dreimal geschrieben. „Und damit Ihr wißt," schloß der Kaiser, „wie ernstlich mich diese Sache angeht, setze ich dieses Zeichen her, dessen Bedeutung Ihr kennt" *).

Als Karl so sorgenvoll schrieb, standen die Dinge wenigstens bei Mailand besser, als er ahnen konnte. Erst am 1. März hatte sich Lautrec von Cremona, wo das venezianische Heer zu ihm gestoßen war, gegen Mailand in Bewegung gesetzt. Auf dem Marsche führte ihm der vorhin genannte Giovanni de' Medici den vom Kardinal für Sforza geworbenen Haufen zu. In Monza vollzog Lautrec seine Vereinigung mit den Eidgenossen, welche dort seit Ende Februar eingetroffen waren. Am 5. März brach das ganze gewaltige Heer (Anshelm sagt „ob 40 000 stark") gegen Mailand auf, vor dem es am 6. erschien. Lautrec wurde peinlich von den Schwierigkeiten überrascht, denen er hier begegnete. Man sprach zwar von einem Sturme auf die feindlichen Schanzen, wagte ihn aber nicht, da das Mißlingen keinem Zweifel unterlag; denn Morone hatte die ganze waffenfähige Bevölkerung der großen Stadt so weit eingeübt, daß sie bei der Verteidigung das Heer wirksam unterstützen konnte. Man tastete sechs Tage lang an Colonna's Bollwerken herum, ohne etwas Nennenswertes zu unternehmen. Da kam die Nachricht, daß der Herzog Sforza mit einer starken Macht, 7—8000 Landsknechten und 1000 Pferden **), von Parma her Colonna die Hand reichen wolle. Um das zu hindern,

*) Bergenroth p. 402 ff. Brewer p. 928.

**) Wingfield und Spinelli schreiben den 24. Februar aus Brüssel, Gattinara sage ihnen, Sforza sei am 16. Februar mit 10 000 Landsknechten aus Trient aufgebrochen. Ihnen gelang es nach einem Bericht des kaiserlichen Gesandten in Venedig, sich der Veroneser Klause zu bemächtigen und so ohne schwierige Gebirgsmärsche die Lombardei zu erreichen. Am 16. März traf Sforza über Piacenza in Pavia ein.

brach Lautrec am 12. März von Mailand auf*) und legte sich nach Cassino, ungefähr Mitte Wegs zwischen Mailand und Pavia. Sforza ersehnte aufs lebhafteste seinen Einzug in Mailand, Lautrec wünschte ihn um alles zu hindern. So lag man sich wiederum längere Zeit unthätig gegenüber. Jetzt schon begannen die Eidgenossen darüber ungeduldig zu werden. Viele sagten, sobald sie den dritten Monatssold eingestrichen, würden sie heimziehen, um rechtzeitig zu den Feldarbeiten zu kommen; sie behaupteten, sich nur für drei Monate verpflichtet zu haben. In Bern beschäftigte man sich deshalb schon mit einem neuen Auszuge, um ja die König Franz versprochene Zahl voll zu erhalten. Da war es denn gut, daß eine Bewegung nötig wurde, um die von Lescun aus Frankreich herangeführten Haufen einzuholen; bei dieser Gelegenheit sollte zugleich ein Schlag gegen Novara und Vigevano versucht werden. 3000 Schweizer und 1000 italienische und französische Reiter brachen zu diesem Zwecke am 24. März aus dem Lager von Cassino auf. Obgleich Mantua von Pavia her den Zug zu hindern suchte, gelang es doch am 29. in überraschender Weise, das von einigen tausend Mann verteidigte Novara zu nehmen. Die Stadt wurde unbarmherzig geplündert und, sagt der Bericht der schweizer Hauptleute, „ist der gmein man vast rich worden". Denselben Tag traf Lescun ein. Auf dem Rückmarsch wurde auch Vigevano genommen**).

Nach diesen Erfolgen war man voll bester Hoffnung. Aber während die Blicke Lautrecs über den Tessin gerichtet waren, brach Herzog Sforza, von Leyva geführt, in der Nacht von Pavia auf, umging Lautrec, reichte in Sesto Colonna die Hand und hielt am 4. April unter unbeschreiblichem Jubel seinen Einzug in Mailand. Als König Franz das hörte, „geriet

*) Berichte schweizer Hauptleute vom 12. März. Eidgenössische Abschiede S. 183 f. G. de Leva 2, 136 f.

**) Strickler 1, 147 ff.

er in wunderbaren Zorn und rief, alle seine Leute in Italien taugten nichts". Er beschloß sofort selbst über die Alpen zu gehen. Da Bonnivet und andere ihn mit gewichtigen Gründen davon abzubringen suchten, befahl er, sie sollten sich nicht noch einmal erdreisten, gegen seine Reise zu reden. Er ordnete an, daß ein Heer von 12000 Aventuriers und 1000 Pferden, welches nach der Picardie bestimmt war, in äußerster Eile nach Lyon marschiere. Sobald es da, wollte es der König nach Italien führen. Nachdem Cheyne das am 12. April gemeldet, fügt er hinzu: „Der König geht jeden Tag in Maskerade." Da seine Beziehungen zu England seit Ende März eine sehr ernste Wendung genommen hatten, sollte man wohl meinen, dieser stolze Herrscher hätte sich in einem so kritischen Moment mit ähnlichem Ernst den Geschäften widmen können wie sein unscheinbarer Gegner in Brüssel. Aber in dem nächsten Briefe Cheyne's vom 28. April lesen wir, daß der König fünf Tage auf der Jagd gewesen war und Briefe Heinrichs VIII. und Wolsey's so lange hatten warten müssen; des weiteren heißt es: „Der französische König und der Kardinal von Lothringen und verschiedene andere seiner Lieblinge gehen jeden Tag und jede Nacht (durch die Stadt) meistens in Masken."

Lautrec steckte längst in Nöten aller Art. Er mußte sein großes Heer bei noch rauher Jahreszeit notdürftig in kleinen Ortschaften unterbringen, während die Kaiserlichen in Mailand und Pavia sich guter Quartiere erfreuten. Die Verpflegung stieß auf bedeutende Schwierigkeiten, da Morone zeitig aus einem weiten Umkreise von Mailand Lebensmittel in diese Stadt zu schaffen befohlen hatte. Endlich litt der französische Feldherr fortwährend unter Geldmangel. Schon im Januar meldet Pace aus Florenz, zwei französische, zum Herzog von Urbino geschickte Hauptleute hätten seit achtzehn Monaten keinen Sold mehr erhalten. Mitte März wurde ein Brief Lautrecs an König Franz abgefangen, welcher lebhaft über Geldnot und Schwierigkeit der Verpflegung klagte. Hätte Venedig nicht

25 000 Dukaten geliehen, so hätte er sich schon damals nicht zu helfen gewußt; er forderte weitere Summen, welche aber die vorsichtige Signorie zurückhielt, da sie das Bündnis mit Frankreich bedenklich fand, sobald sie merkte, daß England mit dem Kaiser gemeinsame Sache mache*). Anfang April erfuhr Cheyne, daß Lautrec seine schwere Reiterei seit achtzehn Monaten nicht mehr habe bezahlen können. Nun gelang es Colonna auch noch, einen für Lautrec bestimmten Geldtransport abfangen zu lassen. Der französische Feldherr besaß nicht die Fähigkeiten, um zugleich dieser inneren Bedrängnis und den Feinden erfolgreich die Stirn zu bieten. Da er wußte, gegen Mailand nichts ausrichten zu können, unternahm er die Belagerung Pavia's. Aber Colonna legte sich mit einem starken Haufen in die berühmte Certosa und brachte dadurch den Feind so zwischen sich und der tapferen Besatzung von Pavia in die Klemme, daß dieser sich nicht recht rühren konnte. Nach einer Weile zog Lautrec ab, wieder nach Monza, von wo er vor mehr als einem Monate seine wesentlich unfruchtbaren Operationen begonnen hatte. Colonna, dem Feinde folgend, ging nicht wieder nach Mailand zurück, welches von Sforza ausreichend geschützt wurde, sondern bezog einige Meilen von der Stadt in dem großen Park der Villa Bicocca eine vorzügliche Stellung, aus welcher er alle Unternehmungen Lautrecs noch bequemer hindern konnte, vor seinem Angriffe noch sicherer war. Nach Anshelm hätte das kaiserliche Heer jetzt 30 000 Mann gezählt.

Was sollte Lautrec nun beginnen? Colonna erhöhte in kurzem die natürliche Stärke der Bicocca so, daß ein verständiger Feldherr an einen Angriff auf dieselbe nicht denken

---

*) Der kaiserliche Gesandte in Venedig sagte wohl zu viel, wenn er am 5. April meldete, die Republik habe Frankreich in diesem Kriege mit 120 000 Dukaten unterstützt und überdies 30 000 an die Orsini geschickt, damit sie Florenz und Siena bekriegten.

konnte. Des Franzosen einzige Hoffnung war, daß das volkreiche Mailand trotz aller Vorkehrungen Morone's bald Not haben werde, sich zu ernähren. Aber die Geduld der Eidgenossen war jetzt um so mehr erschöpft, als Lautrec auch sie nicht mehr pünktlich zahlen konnte und die Verpflegung ihren Ansprüchen keineswegs genügte*). Die Hauptleute forderten stürmisch den Angriff. Albrecht vom Stein, der oberste Hauptmann der städtischen Knechte, und Arnold Winkelried, „der obriste Hauptmann von Ländern", hatten eine Kundschaft gemacht und dabei eine starke Abteilung feindlicher Reisigen und Fußknechte weit vor der Bicocca im offenen Felde getroffen, welche Colonna zu ihrer Verlockung ausgeschickt. Auf diese trügerische Wahrnehmung stützten sie die Behauptung, der Feind liege im offenen Felde und sei gut zu schlagen; man solle eilen. Lautrec erwiderte, er habe gewisse Kunde, daß die Stellung des Feindes nicht ohne merklichen Schaden zu gewinnen sei; sie sollten sich doch durch seine Kriegslist nicht verführen lassen. „Da," sagt Anshelm, „fing der vom Stein an zu toben und zu schreyen: ihr wöllent wie im vergangenen Jahr uns die Fiend us unseren Händen lassen entrinnen; wir wöllint dran!" Was sollte der arme Lautrec machen? Seine Autorität war längst zu sehr erschüttert, um den Trotz der Hauptleute beugen zu können; er mußte fürchten, daß die Eidgenossen, die beste Kraft seines Heeres, abzögen, wie sie offen drohten, wenn er ihnen nicht den Willen that. Er unterwarf sich.

So kam es zu der denkwürdigen Schlacht vom 27. April, dem ersten großen Kampfe in diesem Kriege, welcher auf die Schicksale der modernen Menschheit so bedeutsam einwirken sollte. Die Eidgenossen waren ihrer Sache ganz sicher, „sie hielten's," sagt Anshelm, „für ein gewunnen Spil." Mit besserem Grunde erklärte Colonna, wenn die Feinde ihn

*) Sie klagten nachher, „daß man einem des tags nit mer hab wöllen geben, dann vier kleine brötli und ein buggal win". Abschiede S. 191.

angriffen, so hätte er schon gesiegt. Ein Meister im Verteidigungskriege, hatte er alles aufs trefflichste zu ihrem Empfange gerüstet. Er muß von ihrer Absicht wohl vorher unterrichtet gewesen sein, da er Sforza mit einer bedeutenden Streitmacht von Mailand herbeirufen konnte; 8—10 000 Fußknechte und 2000 Pferde führte ihm der Herzog zu*). Neben Colonna standen die seit fast zwanzig Jahren auf italienischen Schlachtfeldern erprobten Landsknechtsführer Georg von Frundsberg und Franz von Castelalt und die mit Ruhm bedeckten spanischen Hauptleute Pescara und Leyva. Italienische, deutsche und spanische Kriegskunst wetteiferte an diesem Tage, um dem fernen jungen Kaiser, diesem Italien, Deutschland und Spanien gleich fremden Herrn, einen ersten großen Sieg zu erringen.

Die blinde Zuversicht der Schweizer that ihr mögliches, dem durch sie erzwungenen Abenteuer einen für sie besonders verhängnisvollen Ausgang zu bereiten. Alle Klugheit verschmähend, die Anordnungen Lautrecs verachtend, stürmten sie geradeaus auf die von tiefen Gräben eingefaßten, mit Geschütz besetzten Brustwehren, hinter welchen die Feinde lagen. Ehe sie dieselben erreichten, traf sie das Feuer spanischer Geschütze und Hakenbüchsen so von der Seite her, daß sie einen Augenblick ins Schwanken gerieten. Frundsberg stand mit Castelalt in der Ordnung seiner Landsknechte. Als er die Schweizer heranstürzen sah, fiel er seiner Gewohnheit gemäß mit seinen Knechten auf die Kniee, Gott um Sieg und Glück zu bitten. Sich dann erhebend, rief er: Wohlauf in einer guten Stunde, im Namen Gottes! Sein Biograph Reisner, der das erzählt,

---

*) So meldete der Abt von Nájera, Karls Generalkommissär, in einem Berichte vom Schlachttage selbst, den wir leider nur aus der Erzählung der beiden Wingfield und Spinelli's (Gent den 7. Mai) kennen. Nájera wußte da schon, die Schweizer hätten Lautrec ihren Entschluß erklärt, heimzuziehn, wenn er nicht angriffe.

sagt: Er war ein starker Mann von Leib*), stand zuvörderst in der Landsknecht Schlachtordnung im ersten Glied, das mit niedergelassenen Spießen auf den Knieen lag. Arnold von Winkelried, mit dem er vor fünf Jahren Verona für Kaiser Maximilian gegen die Franzosen gehalten hatte, sprang ihm gerade gegenüber. Da er Frundsberg erblickt, ruft er: Du alter Gesell, find' ich dich da; du mußt von meiner Hand sterben. Frundsberg antwortet: Es soll dir widerfahren, will's Gott. Der Deutsche wurde verwundet, aber den Schweizer streckte eine Kugel nieder. Die neben den Landsknechten stehenden Spanier wurden den Schweizern so verderblich wie jene.

Der Angriff hätte nur gelingen können, wenn alle Teile gleichzeitig vorgegangen wären, auch dann nur schwer. Aber Lautrec vermochte seine Haufen nicht in Ordnung zu halten. Die Schweizer, welche allein den Sieg zu erzwingen gemeint, wurden bereits von den Wällen zurückgeworfen, als die Franzosen erst angriffen. Lautrec hatte einen Bogen gemacht, um in das Lager von hinten einzudringen, wo es den einzigen Zugang hatte. Es kam da so weit, daß einer seiner Haufen schon das kaiserliche Gepäck zu plündern begann. Da nun aber die von den Schweizern freigewordenen Deutschen und Spanier den von Lautrec bedrängten Italienern Hilfe bringen konnten, wurden auch die Franzosen nach dreistündigem Gefecht zurückgeworfen. Eine empfindliche Niederlage der Franzosen und Schweizer war das notwendige Ergebnis des blutigen Tages. Die schwersten Verluste erlitten die Schweizer; neben Arnold von Winkelried fielen Albrecht vom Stein und eine lange Reihe von Hauptleuten; drei- bis viertausend der Ihrigen bedeckten das Schlachtfeld**).

---

*) Seine in der Ambraser Sammlung zu Wien aufbewahrte Rüstung beweist seine ungewöhnliche Größe.

**) Die spanischen Berichte bei Sandoval 1, 547 f. und Cerezeda,

Da Nájera noch denselben Tag in Mailand einen ausführlichen Schlachtbericht schreiben konnte, muß der Kampf so zeitig beendet gewesen sein, daß eine Verfolgung des zum Teil in Verwirrung abziehenden Feindes bedeutende Resultate versprochen hätte. Aber die Sieger forderten vor allem Lohn. Sforza mußte nach Mailand eilen, schleunigst 50 000 Dukaten aufbringen, welche jetzt gern bezahlt wurden. Hätten die Kaiserlichen, wurde am 29. aus Mailand geschrieben, nicht aus Mangel an Bezahlung sich geweigert, den Feind zu verfolgen, so würden nur wenige entkommen sein*). Aber auch ohne Verfolgung hatte der Sieg die größten Folgen. Die Schweizer eilten unaufhaltsam über die Berge zurück. Die Venezianer, welche vor der Bicocca ihr Blut so wenig verschwendet hatten wie anderswo, zogen ebenfalls ab; sie konnten es mit um so besserem Scheine, als ihr Feldherr Gritti schon vorher mit Lautrec in Zwist geraten war. Dieser suchte wenigstens die Städte zu verteidigen, welche er noch besetzt hielt. Er warf sich zunächst nach Lodi. Gleich hier traf ihn ein neuer Schlag. Die Stadt wurde erstürmt, sechs Kompanien Gendarmen erschlagen oder in der Adda ertränkt. Jetzt eilte Lautrec nach Frankreich zurück, während sein Bruder Lescun mit dem Rest des Heeres Cremona zu verteidigen suchte.

Tratado de las campañas 1, 25 ff. wissen von der Veranlassung des Kampfes nichts; sie betonen natürlich das Verdienst der Spanier ebenso einseitig, wie Reisner das der Deutschen. Die ausführliche Schilderung Cerezeda's ist leider durch sehr starke Irrtümer entstellt. Am korrektesten erzählt von den Spaniern Sayas, Anales de Aragon p. 403 ff. den Hergang; er allein weiß auch von der Meuterei der Landsknechte nach der Schlacht.

*) Ganz ebenso wie Nájera am 27. und der eben genannte Brief am 29. April schreibt Manuel am 6. Mai, daß die kaiserliche Armee sich weigerte, ihre Pflicht zu thun, weil man ihr den Sold nicht bezahlt hatte. Die abweichende Angabe Reisners, Frundsberg habe die Verfolgung abgelehnt, um den Sieg nicht zu gefährden, verdient jenen Zeugnissen gegenüber keinen Glauben.

Am 10. Mai kapitulierte das feste Pizzighettone, wenige Tage darauf Cremona. Vom ganzen Herzogtum Mailand waren den Franzoſen nur noch die Citadellen von Mailand, Cremona und Novara geblieben. Sofort brach Pescara mit ſeinen Spaniern auf, um den nächſt Mailand wichtigſten Platz Oberitaliens, Genua, zu nehmen. Colonna ſollte ihm mit Landsknechten und Italienern folgen. Aber es war mit dem damaligen Kriegsweſen ein eigenes Ding. Als Lodi geplündert war, konnten die demoraliſierten Franzoſen wieder nicht verfolgt werden, weil die Landsknechte erſt ihre Beute in Mailand verſilbern wollten. Nachdem Cremona genommen war und nun Colonna nach Genua aufbrechen wollte, erklärten die Landsknechte, ſie würden ſich nicht vom Flecke rühren, bis ſie ihre volle Zahlung bis zum 5. Juni empfangen hätten; ſie ſagten, man habe ihnen das in Bicocca Verſprochene nicht gehalten. So konnte Colonna erſt am 21. Mai von Pizzighettone aufbrechen, während Pescara mit Adorno ſchon am 22. vor Genua eintraf. Ohne die Meuterei der Landsknechte, ſchrieb Adorno dem Kaiſer am 25., wäre Genua bereits genommen. Aber wenige Tage darauf begann die Stadt zu kapitulieren. Unglücklicherweiſe erſchien jetzt Don Pedro Navarro mit fünf franzöſiſchen Schiffen. Der energiſche Kriegsmann, den ein wunderliches Schickſal mit den Feinden ſeines Vaterlandes verbunden hatte, bewirkte den Abbruch der Verhandlungen, wohl ohne die Lage der Stadt genau zu kennen. Denn in die Mauern war eine breite Breſche gelegt. Sofort beſchloß Pescara, es war 2 Uhr nachmittags am 30. Mai, zu ſtürmen. Um 6 Uhr brachen die Spanier in die Stadt ein, welche jetzt umſonſt zu kapitulieren wünſchte. Sie wurde die Beute der zügelloſen Haufen. Der bisherige Doge Ottavio Fregoſo und Pedro Navarro fielen den Siegern in die Hände. Ein glänzender Sieg, ſchrieb Baniſſis dem Kaiſer, aber verderblich für die Stadt und kein Gewinn für uns, denn die

mit Beute beladenen Knechte laufen heim*). Er fürchtete, die Franzoſen würden die Zerſtreuung des ſiegreichen Heeres zu einem Angriffe auf Mailand benützen. Aber daran war nicht zu denken. Antoniotto Adorno übernahm als Vaſall des Kaiſers die Regierung Genua's. Die Thür, durch welche die Franzoſen jederzeit ſo bequem hatten in Oberitalien eintreten können, war ihnen verſchloſſen.

*) Bergenroth p. 420. Brewer p. 956. 960. 962 f. 965. 974. Sandoval 1, 550 f.

Inneres Leben.

Vor wenigen Wochen hatten sich die Freunde des Kaisers in Italien mit der Sorge beschäftigt, was werden solle, wenn vor Mailand ein Unglück geschehe; dann werde, meinten sie, alles König Franz zufallen, bis nach Neapel hinunter, und derselbe durch freiwillige oder erzwungene Darlehen unermeßliche Schätze gewinnen, allein von Florenz eine oder zwei Millionen Dukaten. Jetzt war Karl Herr des unglücklichen Landes. Wo man, wie in Florenz, dicht an die Erhebung für Frankreich gekommen war, wurde sofort jede dem Kaiser feindliche Regung erstickt. Und die Kunde von Bicocca und Genua beherrschte nicht nur Italien, sie fuhr durch ganz Europa mit erschütternder Gewalt. Wenn England trotz allem, was es in den letzten Monaten gegen Frankreich gethan, innerlich noch immer sich wenigstens vorbehalten hatte, wann es ihm bequem sein werde, sich an dem Kampfe zu beteiligen, so schien es jetzt vorteilhaft, die Hand des glücklichen Siegers recht bald und recht fest zu ergreifen.

Aber so glänzend die kriegerischen Aussichten des Kaisers sich gestalteten, so trübe erschien seine Situation noch immer von einer anderen Seite. Der Krieg hatte etwa neun Monate gewährt und bereits die von ihm heimgesuchten Länder mit schwerer Not erfüllt. Sie gehörten zu den reichsten Gebieten Europa's; aber der Krieg, namentlich wie er damals geführt

wurde, verstand, eine blühende Landschaft rasch zu veröden. Als Manuel Mitte Juni erwog, wie sich der Kaiser nun, nachdem die Franzosen glücklich aus Italien herausgeworfen, dort einrichten könne, meinte er, zunächst würden die gewöhnlichen Garnisonen genügen und die deutschen und spanischen Knechte entlassen werden können. Aber dazu gehöre Geld. Karl hatte ihm eben von England geliehene 50000 Dukaten angekündigt. Das, schrieb er, genüge nicht. Man könne wohl von den Städten, welche sich auf Verhandlungen mit Frankreich eingelassen, hohe Strafsummen fordern, von Florenz 100000, von Lucca 40000, von Siena 30000 Dukaten, aber der Herzog Sforza könne nichts mehr geben, denn sein Herzogtum sei durch den Krieg fast ganz zu Grunde gerichtet. Bis ein Mann von Manuels Denkweise so etwas schrieb, mußte der Ruin ein furchtbarer sein.

Schlimmer als im Mailändischen hatte der Krieg an der französisch-niederländischen Grenze gehaust. Dort hatten die Soldaten wohl einzelne Städte, wie Novara, Lodi, Genua, geplündert, aber doch nicht das Land systematisch verwüstet, wie zuerst die Kaiserlichen im französischen, dann die Franzosen im niederländischen Gebiete gethan. In Italien schonte ein jeder möglichst das Land, welches er selbst zu besitzen wünschte und hoffte; an Maas und Schelde zerstörte ein jeder, so viel er konnte, um den Gegner zu lähmen. Auch wurde hier der Krieg keineswegs nur mit geworbenen Knechten geführt, sondern gelegentlich die ganze Masse der waffenfähigen Bevölkerung in den Kampf geworfen*). Was das im tiefen Winter bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Vorkehrungen für Ernährung und Verpflegung der Truppen bedeutete, mag sich jeder sagen. Da

*) Ordonnanzen Karls vom 20. November und 6. Dezember 1521 befehlen allen Männern Flanderns, welche Waffen tragen können und zwischen 18 und 50 Jahren stehen, sich sofort auszurüsten und unter den Befehl des Gouverneurs zu stellen. Liste chronologique p. 110.

beide Teile ihre Heere hier noch viel weniger pünktlich bezahlten als in Italien, so mußten sie den Soldaten jeden Exzeß, den Hauptleuten jede Erpressung hingehen lassen. Aber der Krieg war nicht nur für die unmittelbar von ihm betroffenen Gegenden ein Unglück; die Kriegführenden hielten sich berechtigt, sich an dem Vermögen der Unterthanen des Gegners im allerweitesten Umfange zu erholen. Als im Sommer 1521 der Krieg zwischen Franz und Leo begann, legte jener auf die Habe aller in Frankreich wohnenden Bankiers und Kaufleute von Florenz Beschlag, was Leo natürlich erwiderte. Karl konfiszierte nicht nur am 22. August alle König Franz oder seinen Unterthanen gehörenden Städte, Schlösser, Grundstücke, beweglichen wie unbeweglichen Besitz, sondern er dehnte zwei Tage danach diese Maßregel auch auf solche Dinge aus, welche von Franzosen an seine eigenen Unterthanen gekommen waren.

Zu diesen Verwüstungen und Zerrüttungen gesellte sich nun endlich die verderbliche Einwirkung auf den gesamten Staatshaushalt. Da alle Zweige der Verwaltung noch in den schwächsten Anfängen einer zweckmäßigen Ordnung standen, verschlang der Krieg unglaubliche Summen*). Was wir früher von der allgemeinen Sitte der Zeit bemerkt haben, wonach jeder vom Staate mit irgend einer Gewalt Bekleidete sich berechtigt hielt, diese Gewalt namentlich für sein eigenes Interesse auszubeuten, das trat in der stärksten Weise hervor, sobald der Krieg die gewöhnliche Ordnung unterbrach: dann griff jeder zu. Die Hauptleute ließen sich für viel mehr Knechte bezahlen, als sie bei den Fahnen hatten, die Zahlmeister, die Lieferanten betrogen mit ihnen um die Wette u. s. w. Wenn man die Verordnungen aus der Zeit Karls liest, wird man öfter über-

*) Henne erzählt 3, 194: „Im Jahre 1528 kostete ein siebenmonatlicher, mit kaum 7000 Mann gegen Geldern geführter Krieg 1,270000 Livres, ungefähr 27 Millionen unseres Geldes."

raſcht von der ſehr ausgedehnten Fürſorge, welche ſeine Regierung in den Niederlanden den mannigfaltigſten Intereſſen zuwendete, wie ſie für Straßenbau, Fluß- und Kanalweſen, für öffentliche Sicherheit, für Handel und Verkehr thätig war oder thätig zu ſein ſchien; aber in einem Hauptpunkte der öffentlichen Ordnung ſtand dieſe Regierung auf einer ſehr tiefen Stufe: ihre Finanzwirtſchaft war eine ſehr ſchlechte, weſentlich auf die Bereicherung derer eingerichtet, welche ſie leiteten oder von ihr begünſtigt wurden. Als England die Ausſicht nahe trat, die Niederlande unter ſeinen Schutz nehmen zu müſſen, richteten ſeine Vertreter an Karls Hofe ihre Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt, der ihnen überdies ſchon dadurch nahegerückt wurde, daß Karl an den engliſchen Schatz immer neue Anſprüche machte. Sie fanden, daß die übelſte Wirtſchaft herrſche. Als Haupturſache der unaufhörlichen Geldnot wurde ihnen von Haneton bezeichnet, daß verſchiedene Große des Landes Penſionen bis zum Betrage von 200 000 Gulden jährlich bezögen. Das war ohne Zweifel ſehr übertrieben, aber die Uebertreibung läßt auf die Wahrheit ſchließen. Bei dieſer Gelegenheit hören wir, daß Chièvres ſich angewöhnt habe, jährlich 2000 Pfund zu verrechnen, die er angeblich Karl vorgeſchoſſen habe. Als im Januar die Stände von Flandern nach Gent berufen wurden, um von neuem große Summen für den Krieg zu bewilligen, war ihre Stimmung die beſte. Die Eroberung Tournay's hatte für Flandern eine große Bedeutung, indem ſie die Grafſchaft an dem empfindlichſten Punkte vor franzöſiſchem Angriff ſicherte; die ſchon am 24. Dezember in Ausſicht geſtellte Vereinigung Tournay's und ſeines weiten Gebietes mit Flandern war für dieſes ein weiterer Gewinn. Flandern und Artois hatten bisher unter der Suzeränität Frankreichs geſtanden, das Pariſer Parlament als oberſte Inſtanz anerkennen müſſen, ſelbſtverſtändlich eine Quelle vieler Mißſtände. Sie wurde jetzt verſtopft. Nachdem der Kaiſer ſchon am 24. Juli dem Rate von Flandern befohlen hatte, dem Pariſer Parlament

keine Ausübung der Jurisdiktion mehr zu gestatten, verkündigte er am 2. Januar, für Flandern und Artois sei hinfort nicht mehr das Pariser Parlament, sondern der große Rat von Mecheln oberste Instanz. Dazu kam endlich, was man von den unmenschlichen Erpressungen hörte, welche sich die französische Regierung in ihrem Lande erlaubte; das erweckte die Neigung, lieber alles zu opfern, als solcher Unterdrückung ausgesetzt zu sein. „Das Volk," schreibt Spinelli, „ist so gegen Frankreich aufgebracht, daß es dem Kaiser größere Summen geben würde als je, wenn es nur ihrer richtigen Verwendung sicher wäre." In dieser Richtung hatten die Stände, indem sie Karls Forderung bewilligten, den Wunsch ausgesprochen, daß das Geld durch ständische Kommissäre direkt an die Hauptleute und nicht an Finanzbeamte gezahlt werde, damit man sicher sei, daß es wirklich für den Krieg und nicht für andere Dinge verwendet werde und daß die Hauptleute nicht für mehr Knechte erhielten, als sie bei den Fahnen hätten. Natürlich ging Karl auf eine solche Minderung seiner Autorität nicht ein*).

Ein wesentlicher Grund der Finanznot lag ferner in dem sehr verschwenderischen Hofhalt. Die Traditionen der burgundischen Ueppigkeit und Prunksucht, durch welche Karl der Kühne alle Fürsten seiner Zeit in Schatten gestellt hatte, schienen mit dem Augenblicke aufzuleben, wo Karl selbständiger Herr der Niederlande wurde. Denn er verbrauchte von 1515 bis 1520 allein aus niederländischen Kassen für seinen und seiner Geschwister Hofhalt an zwei Millionen Livres**), eine wahrhaft kolossale Summe, wenn man bedenkt, daß Karl den größten Teil dieser Zeit nicht in den Niederlanden war und wie

*) Brewer p. 843 f.

**) Henne, welcher 2, 239 die einzelnen Posten aus einer offiziellen Aufstellung anführt, bemerkt, daß das Livre bis 1520 den Metallwert von 4 Fr. 64 Ctms. gehabt habe; um den gegenwärtigen Geldwert zu bekommen, müsse man überdies die Zahl verfünffachen.

die Spanier ihrerseits über die Verschwendung des Hofes seufzten.

So bereitete sich in den Niederlanden schon jetzt trotz den kriegerischen Erfolgen eine Mißstimmung vor, welche durch andere Maßregeln der Regierung nur zu sehr genährt wurde. Schon jetzt kündigte sich der schwere Kampf an, welchen Karl mit seiner Heimat der Religion wegen bestehen sollte, und schon jetzt geriet er mit der Selbständigkeit der großen Städte in Widerstreit. Der Druck, den die Kurie seit Dezennien auf die Christenheit übte, wurde in den Niederlanden kaum weniger empfunden als in dem übrigen Deutschland, und die Empörung des deutschen Gewissens über die römischen Verunstaltungen der kirchlichen Lehre und Praxis war dort so lebhaft wie in irgend einem deutschen Lande. Schon ehe Luther seine Stimme erhob, hatte der Gegensatz gegen römisches Wesen in den Niederlanden mehrfach nachdrücklich sich ausgesprochen, und als Luther den Kampf begann, fand er hier sofort lebhafte Teilnahme. Antwerpen, das London jener Zeit, stand namentlich mit Deutschland in den engsten Beziehungen; die großen Häuser Augsburgs und Nürnbergs hatten dort ihre Kommanditen. Aber nicht nur im Handel, auch in geistigen Dingen war Antwerpen ein Zentralpunkt der damaligen Welt; seit 1520 hören wir von vlämischen Uebersetzungen Lutherscher Schriften, welche in Antwerpen gedruckt werden. In Antwerpen trat denn auch 1520 ein erster Prediger in Luthers Sinne auf, der Augustiner Jakob Präpositus*).

Daß Karl gegen ketzerische Regungen in seiner Heimat mit aller Energie auftrat, verstand sich von selbst. Unter dem 22. März 1521 wurde in Mecheln das erste Plakat gegen Luther verkündigt, welches allen Behörden gebot, überall die Schriften des Ketzers wegzunehmen und unter Trompetenschall öffentlich

*) Siehe über diese Dinge die interessanten Ausführungen von P. Fredericq, De Nederlanden onder Keizer Karel 1, 19 ff.

zu verbrennen. Niemand solle in Zukunft derartige Schriften drucken, kaufen, verkaufen, besitzen oder lesen bei beliebiger Geldstrafe, von der zwei Drittel in die kaiserliche Kasse fließen, ein Drittel aber dem Angeber zukommen sollte. Dann wurde das Wormser Edikt gegen Luther überall in den Niederlanden kundgemacht. Da trotzdem die Ketzerei um sich fraß, schien dem Kaiser die fortwährend von den kirchlichen Gewalten geübte Inquisition nicht zu genügen; er ernannte seinerseits am 23. April 1522 einen Inquisitor mit unbeschränkter Gewalt, die Ketzer zu verfolgen und die Unterstützung aller Behörden in Anspruch zu nehmen. Dieser Inquisitor war nicht ein Geistlicher, sondern ein Mitglied des Rats von Brabant. Und einige Tage nachher gab ihm der Kaiser den Vorsitzenden des großen Rats von Mecheln bei. Der Staat selbst nahm so die Verfolgung der Ketzerei als eine Aufgabe in die Hand, welche er ganz unabhängig von den kirchlichen Gewalten zu lösen habe*). Infolge dieser Anordnungen wurde dann in den Niederlanden gegen die Lutherschen Schriften scharf vorgegangen; Verbrennungen derselben fanden statt in Utrecht im Mai, in Antwerpen im Juli 1521 und Mai 1522, in Gent im Juni 1522.

Es hätte der religiösen Bewegung nicht bedurft, um dem Kaiser auch auf politischem Gebiete eine Beschränkung der populären Kräfte wünschenswert zu machen. Die Autonomie der flandrischen Städte hatte seinem Großvater Maximilian so

---

*) Fredericq 1, 29. 38. 137. Wenn ich früher (1, 343) nach der bestimmten Angabe Aleanders gesagt habe, Karl habe schon Anfang Oktober 1520 in Löwen ein Mandat gegen Luther erlassen, so muß ich das jetzt berichtigen. Einmal haben von verschiedenen Seiten in belgischen Archiven und Bibliotheken angestellte Nachforschungen keine Spur eines solchen Mandats entdeckt; sodann beweist der Wortlaut des Plakats vom 22. März 1521, daß dieses die erste vom Kaiser für die Niederlande gegen Luther erlassene Verfügung war. Man hatte also Aleander in Löwen mit einem Versprechen getäuscht, welches erst sechs Monate später erfüllt wurde.

manche schwere Stunde bereitet, sich ohne Zweifel auch seiner eigenen Regierung so oft hinderlich erwiesen, daß er geneigt sein mußte, sie bei jeder Gelegenheit zu beschneiden. Ueberhaupt brachte es ja die Natur seiner universellen Herrschaft mit sich, daß in jedem derselben unterworfenen Lande selbständige Kräfte als verderblich erschienen. Die kaiserliche Macht konnte nur gedeihen, wenn die Träger nationaler oder kommunaler Unabhängigkeit überall gebrochen wurden, wohin sie reichte.

Dazu kam ein anderes. Des Kaisers nächste Lebensaufgabe war die Bezwingung Frankreichs geworden. König Franz hatte aber ganz besonders das vor ihm voraus, daß in seinem Lande die Stimme der Stände verstummt war, daß er völlig unbeschränkt über Habe und Besitz des französischen Volkes verfügte, daß er die Geldmittel desselben zum äußersten anspannen konnte, ohne durch seine Vertretung gehindert zu werden. Karl dagegen hatte überall, in den Niederlanden, in Spanien, ja selbst in Neapel, am meisten im Deutschen Reiche, mit den Ständen zu rechnen; seine Weltpolitik wurde überall durch das ständische Steuerbewilligungsrecht gehemmt. Es war unter diesen Umständen ganz selbstverständlich, daß er danach trachten mußte, in ähnlicher Weise unbeschränkt über die Finanzen seiner Reiche verfügen zu können, wie König Franz es that, die absolute Gewalt zu üben wie er. Diesem selbstverständlichen Gebote seiner Politik ist Karl vom ersten Beginne seiner Regierung an in den Niederlanden gerecht geworden. Er hat gleich bei der Huldigung in Gent einen bedeutsamen Griff in die alten Freiheiten seiner Geburtsstadt gethan; er hat in demselben Jahre 1515 der Grafschaft Holland ihren Privilegien zuwider einen Fremden zum Oberaufseher des Deichwesens gesetzt; er hat 1519 den Zünften von Mecheln die Wahl ihrer Schöffen genommen; er hat 1521 die Zünfte von Brüssel in ihrem Einfluß auf die Finanzen der Stadt beschnitten; er hat endlich nach der Einnahme von Tournay die Organe der

munizipalen Selbstverwaltung einfach kassiert*). Und als wenn seiner Regierung schon damals das Gefühl gekommen wäre, daß sie möglicherweise einmal von den Niederländern ähnliches zu befahren habe wie von den Castilianern, daß es deshalb gut sei, der thatsächlich fremden Herrschaft bei Zeiten eine zuverlässige Stütze in Fremden zu geben, geriet sie schon damals auf den Gedanken, Spanier in niederländische Garnisonen zu legen, während der Kaiser einige tausend Deutsche mit sich nach Spanien nahm**).

Erzherzog Ferdinand war, nachdem er seine Heirat mit Anna von Ungarn vollzogen, im Dezember zu seinem Bruder zurückgekehrt, um die vor einem Jahre in gewissen Punkten doch nur provisorisch geordnete Erbteilung zum Abschluß zu bringen. Das geschah zu Brüssel durch einen Akt vom 7. Februar 1522, ein sehr charakteristisches Dokument. Zunächst erklärte darin Karl, daß alle von Vater und Mutter und Großvater ererbten Gebiete dem Erstgeborenen unteilbar zuständen und Ferdinand deshalb nichts anderes ansprechen könne, als was den nachgeborenen Infanten zu ehrenvollem Unterhalt gegeben zu werden pflege; nachdem aber Ferdinand das anerkannt und sich dem älteren Bruder und seinem guten Willen gänzlich untergeben, entschied der Kaiser, um so aufrichtige brüderliche Liebe und so herzliches Vertrauen zu lohnen, daß Ferdinand zu den ihm früher übergebenen fünf niederösterreichischen Herzogtümern Tirol, die schwäbischen Lande des

*) Fredericq 1, 186 ff. Liste chronologique p. 102. 114.

**) En intencion de laisser en garnison de par deça ung nombre desdicts Espagnolz. Instruktion des Kaisers vom 13. Dezember 1521 für seine Gesandten in England. Monum. Habsb. p. 496 f. Contarini schreibt am 31. Mai aus Canterbury, der Bischof von Palencia habe ihm gesagt, es seien 4000 Mann spanisches Fußvolk an der Küste gelandet, die man, wie es heiße, in Flandern verwenden wolle. Sie kamen thatsächlich erst später, aber die Absicht, sie kommen zu lassen, beschäftigte den Kaiser seit dem Dezember fortwährend.

Hauſes, das Herzogtum Württemberg und die elſäſſiſchen Vogteien erhalten ſolle. Es entſprach nur dem Intereſſe des Kaiſers, daß er ſo alle deutſchen Gebiete mit Ausnahme der Niederlande dem Bruder übertrug, damit derſelbe als Statthalter des Reichs auf ausreichende eigene Macht ſich ſtützen und dieſe Macht dem Hauſe Habsburg wahren könne. Aber als ob er der eigenen Herrlichkeit damit zu viel vergeben habe, beſtimmte eine beſondere Urkunde, daß der Akt vom 7. Februar noch ſechs Jahre geheim zu bleiben habe, wodurch dann der von ihm zu hoffende politiſche Gewinn wieder zu einem erheblichen Teile aufgehoben wurde*). In welchem Maße Ferdinand unter dieſem Geheimnis litt, werden wir ſpäter hören. Offenbar konnte er ſich ſchon damals mit dem Akt vom 7. Februar nicht zufrieden geben, da er noch bis Ende April in Brüſſel blieb, während doch ſeine Anweſenheit in Oeſterreich dringend nötig war. Wohl um ihn zu beruhigen, gab ihm Karl am 28. März eine Beſtätigung der öſterreichiſchen Privilegien, wodurch ſeine Lande ſo gut wie von allen Pflichten gegen das Reich losgeſprochen wurden.

Geſpannt forſcht man in den Aktenſtücken der Zeit, ob man darin nichts von dem perſönlichen Leben des jungen Herrn entdecken werde, welcher immer bedeutſamer in die Geſchicke der Welt eingriff. Hatte dieſer zweiundzwanzigjährige Jüngling gar keine individuelle Exiſtenz, kein Bedürfnis des Gemüts, dem er einmal nachging, keine rein menſchlichen Beziehungen zu Geſchwiſtern und Verwandten? Warf er nicht dann und wann die ſchwere Laſt der kaiſerlichen Würde ab, um harmlos des Lebens ſich zu erfreuen? Freilich, wohin er in ſeiner Familie blickte, überall trat ihm der Staat mit ſeinen ernſten Sorgen entgegen. Seine älteſte Schweſter Eleonore hatte im Dezember ihren Gemahl, König Emanuel von Portugal,

*) Bucholtz 1, 156 ff.

verloren; mit der Todesnachricht erhielt Karl die Meldung, daß sich Frankreich bemühe, den jungen König für eine Heirat mit einer französischen Prinzessin zu gewinnen, wogegen dem Kaiser empfohlen wurde, auf die Verbindung desselben mit seiner jüngsten Schwester Katharina hinzuarbeiten. Daneben trat der alte, von den Spaniern immer mit der gleichen Lebhaftigkeit unterstützte Wunsch Portugals wieder hervor, daß der Kaiser des jetzigen Königs Schwester Isabella die Hand reichen möge, ein Wunsch, der vielleicht schon damals auch in des Kaisers Seele lag, dem er aber nicht näher treten durfte, solange ihn die Politik an das englische Kind band, den er aber doch ebensowenig ganz abweisen konnte, um nicht Portugal an Frankreich zu verlieren. Wir haben ihn oben in der geheimen Instruktion für Poupet sich darüber äußern hören. Seine zweite Schwester Isabelle, welche schon dreizehnjährig dem gewaltsamen, zügellosen Christian II. von Dänemark als Gemahlin gegeben worden war, um in dem nordischen Lande Kränkung über Kränkung zu erleiden, trat dem Kaiser nur zu oft sorgenbringend vor die Seele; Christian bestürmte den Schwager um endliche Auszahlung der großen Mitgift, welche ihm verheißen, aber immer nur erst zum Teile war ausgezahlt worden; dazu stiegen bereits an dem skandinavischen Horizont die schweren Gewitterwolken auf, deren Entladung bald den Dänenkönig als Flüchtling nach den Niederlanden treiben sollte.

Die dritte Schwester Marie hatte im Dezember ihre Ehe mit dem Ungarnkönige vollzogen, um bei ihrem ersten Schritte in das Donauland von der furchtbar herandringenden Türkengefahr erschreckt zu werden. Sollte der Kaiser, der sich so sehr als Haupt und Beschirmer der Christenheit fühlte, diesem Ansturm der Ungläubigen gleichgültig zusehen, da er zugleich die eigene Schwester bedrohte? Und nicht viel weniger den Bruder, dessen südliche Landschaften bereits von den verheerenden Einbrüchen der Barbaren heimgesucht wurden und der gar nicht anders konnte, als seine dringenden Bitten um Hilfe mit denen

der Schweſter zu vereinigen. Was aber konnte der Kaiſer thun, um dieſe ſeine nächſte und nötigſte Pflicht zu erfüllen, wenn vor allem Frankreich gedemütigt werden ſollte? Vergebens mahnte die Botſchaft vom Verluſte Belgrads an die Türken, vergebens die Hilferufe aus Rom und Venedig, aus Neapel und Sizilien. Der mächtige Kaiſer war ohnmächtig.

Endlich war da jene jüngſte Schweſter Katharina, das arme Geſchöpf, das ſeine ganze Jugend bei der geiſteskranken Mutter vertrauern mußte; ſie flehte den Kaiſer in beweglichen Worten an, ſie von der unbarmherzigen Tyrannei des Marques von Denia und ſeiner Frau zu erlöſen, unter deſſen Obhut ſie mit der Mutter ſtand. „Gott," ſchrieb ſie einmal, „hat mir Ew. Majeſtät an Vaters Stelle gegeben, und ich weiß, daß es Euch nicht dient, wenn ich mißhandelt werde." Was ſie dann von der Art Denia's erzählt, wie er ihr kein Geſpräch mit ihren Dienerinnen, keinen Briefwechſel mit vornehmen Spanierinnen gönne, ihr den geliebten Beichtvater rauben wolle, ſogar ihre Garderobe ſeinen Kreaturen preisgebe, das erregt ſelbſt durch die Ferne der Jahrhunderte Mitleid mit dieſem vierzehnjährigen Königskinde, das noch wenig als Trübſal geſehen. Wie ſollte es nicht den Bruder gerührt haben? Aber bis ſie vier Jahre ſpäter Johann III. von Portugal heiratete, blieb ſie in der Hand des harten Mannes*).

Wenn je auf einem Hochgeborenen, laſtete auf dieſem Kaiſer von der Kindheit bis zum vorzeitigen Alter der Druck der Macht. Von ihr wurden ihm, wie wir ſahen, während der ganzen Jugend die innigſten Beziehungen erkältet; ſie zeigte ihm jetzt in den Schweſtern nur Königinnen, in dem Bruder nur einen Gehilfen der Herrſchaft; ſie nötigte ihn, mit dem eigenen Herzen Handel zu treiben, einen recht raffinierten Handel. Wir dürften uns nicht wundern, wenn dieſes Herz in ſo kalter Luft erſtarrt, wenn der Menſch in dem Herrſcher

*) Bergenroth, Supplem. p. 397. 422.

untergegangen wäre. Doch können wir darüber zunächst noch nichts aussagen, sondern nur bezeugen, daß wir gar wenig von dem Menschen Karl vernehmen. Wird uns von etwas anderem als Staatsaktionen berichtet, so ist es, daß der Kaiser auf die Jagd gegangen, oder daß er in einer schönen, neu gebauten Galerie in Brüssel Ball oder mit seinem Bruder in maurischem Kostüm das spanische Stockspiel gespielt und dabei große Geschicklichkeit bewiesen habe. Dann und wann wird vor den Damen des Hofes, der Königin Germaine, der Erzherzogin Margarete, ein prächtiges Turnier aufgeführt; an der Spitze von zehn Rittern sprengt der Kaiser eines Tages in die Schranken, ganz weiß gekleidet; die andere weiß und gelbe Schar führt Ferdinand; zwei Stunden lang werden Speere gebrochen. Engländer wie Italiener stimmen darin überein, daß der Kaiser sowohl in der Kunst des Reitens, als in der Geschicklichkeit des Stoßes alle übertraf*).

Ein einziges Mal wird uns ein Blick in die Seele Karls eröffnet. Da er im Begriffe steht, die Niederlande zu verlassen, um über England nach Spanien zurückzukehren, bewegt ihn vor einer „so weiten Reise" der Gedanke, „daß nichts so sicher ist als der Tod und nichts so unsicher als die Stunde desselben", zur Abfassung eines Testaments. Zuerst empfiehlt er seine arme Seele Gott und der gesegneten glorreichen Jungfrau Maria und den Heiligen Peter, Paul, Philipp, Jakob, Karl, Georg, Anna und Magdalena und allen Heiligen des Paradieses. Sodann trifft er Anordnungen über sein Begräbnis. Stirbt er in Spanien oder auf der Reise dahin, so will er in Granada neben seinen Großeltern Ferdinand und Isabelle und seinem Vater Philipp, stirbt er in den Niederlanden oder auf der Reise dahin, so will er in Brügge neben seiner Großmutter Marie von Burgund beigesetzt werden. Sollte aber zur Zeit seines Todes das Herzogtum Burgund zurückgewonnen sein, so will er in der Kartause

*) Wingfield und Spinelli 3. März, Contarini 5. März.

bei Dijon neben seinen burgundischen Vorfahren, Philipp dem Kühnen u. s. w., ruhen. Das Begräbnis soll mit möglichst geringem Pomp stattfinden, aber in verschiedenen Klöstern strenger Observanz sollen 30 000 Messen gefeiert und an dem Orte seines Begräbnisses täglich ein Requiem abgehalten werden. Ferner sollen nach seinem Tode 40 000 Dukaten verteilt werden, und zwar 10 000 an verschiedene arme reformierte Klöster, ebensoviel an rechtschaffene Arme, welche nicht mehr arbeiten können; die gleiche Summe bestimmt er für arme talentvolle Knaben zu ihrem Unterhalt und Studium, die gleiche endlich für hundert arme Mädchen, damit sie heiraten können*).

Die ernsten Gedanken des jungen Herrschers sehen wir hier vor uns. Sie richten sich auf sein Seelenheil in streng kirchlicher Auffassung; sie streben zu den Vorfahren zurück, zu den burgundischen und spanischen, neben denen er ruhen will; aber sie bewegen sich doch auch mit wohlthuender Wärme in der lebendigen Gegenwart.

---

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 254 ff.

Spanien.

Es ist kein Bedürfnis, das nie ruhende Spiel diplomatischer Intrigue zu verfolgen, das selbst dann noch zwischen Wolsey, Karl und Franz mit erstaunlicher Lebendigkeit fortging, als die gegenseitige Stellung derselben sich bereits klar ausgesprochen hatte. Wolsey war den ganzen Winter hindurch, auch nachdem in England umfassende Rüstungen begonnen, bemüht geblieben, finassierend zwischen den beiden Rivalen hin und her zu gehen. Cheyne hatte im März noch einmal einen, wie es schien, sehr ernstlichen Versuch gemacht, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Derselbe scheiterte an der Forderung des Königs Franz, nicht nur Mailand, sondern ganz Italien müsse von der Waffenruhe ausgeschlossen bleiben; er meinte da noch eines großen Erfolgs sicher zu sein. Darauf trat dann Cheyne mit der Erklärung hervor, der Kaiser habe König Heinrich gebeten, während seiner spanischen Reise die Niederlande unter seinen Schutz zu nehmen, was der König nicht abgelehnt. Das, rief Franz, sei eine offene Ankündigung der Feindschaft, zu welcher er nie Anlaß gegeben habe. Der Kaiser sei sein Todfeind. Er wolle bei niemand Hilfe suchen. Er vertraue, sich mit eigener Kraft zu verteidigen. Nie aber werde er mehr einem Fürsten trauen*).

Damit schien ja nun endlich der offene Bruch erfolgt zu sein. Aber sowohl Wolsey als König Franz paßte es trotzdem, den Schein der Freundschaft fortzuerhalten. Wolsey hätte

*) Cheyne an Wolsey, Langres den 29 März 1522.

gar zu gern noch einmal eine schöne Summe französischen Geldes für sich und seinen Herrn bezogen; dazu waren die englischen Rüstungen noch nicht vollendet, und er liebte es nicht, wie der Kaiser mit unfertigen Mitteln und Kräften in ein großes Unternehmen sich zu verwickeln. Die sorgfältige Art, mit der Wolsey den Aufwand zu Lande wie zur See berechnete, wieviel Geld für den Krieg nötig sein werde, wenn er so oder so lange dauere, sticht von der beim Kaiser üblichen Weise vorteilhaft ab. Ueberdies: wenn die Dinge in Italien für den Kaiser so übel gingen, wie es doch lange genug schien, sollte er sich dann mit der schweren Last beladen, ihm aufzuhelfen? Was konnte er für sich und für England Besseres wünschen als den gegenwärtigen Zustand? Wenn er nicht hätte fürchten müssen, der Kaiser könne ihm den Rücken kehren und Frankreich die Hand reichen, würde er Cheyne schwerlich zu jener Erklärung ermächtigt haben. Franz I. seinerseits hatte die stärksten Gründe, England so lange wie irgend möglich von offenem Bruche abzuhalten. Er wußte wohl, wie derselbe auf das ängstliche Venedig, auf ganz Italien, vielleicht selbst auf die Schweiz wirken werde. Deshalb bezwang er sich gleich damals, als er seinem Zorne gegen Cheyne Luft gemacht, freundlich einzulenken: er hoffe doch noch mit König Heinrich, den er so sehr liebe, in guten Beziehungen zu bleiben. Vierzehn Tage später sendet er Montmorency mit besonders schönen Falken an Heinrich VIII. Und zu derselben Zeit schreibt Wolsey seinem Könige, es freue ihn sehr, daß der Kaiser jetzt erst Mitte Mai nach England kommen wolle; wenn derselbe dann vielleicht im Mai nicht mehr nach Spanien überfahren könne, werde er durch die Windstille genötigt sein, die Reise bis zum September zu verschieben: „Dadurch wird Eure Erklärung gegen Frankreich verzögert werden, und in der Zwischenzeit könnt Ihr sehen, wie die Welt geht“ *).

*) Brewer p. 926.

Wie sie ging, wissen wir bereits. Die Kunde von Bicocca machte dem langen Schwanken ein Ende. Nachdem Cheyne zum Schein noch einen letzten Vermittelungsversuch gemacht, verabschiedete er sich. Am 29. Mai erschien ein englischer Herold vor dem französischen Hofe, um König Franz den Krieg anzukündigen. Derselbe erklärte, er habe den Londoner Vertrag verletzt durch die Unterstützung Roberts von der Mark, welche sein Brief an Graf Carpi beweise, wie durch den Einfall in Navarra; trotzdem habe England alles aufgeboten, um den Frieden zu erhalten; aber das Erscheinen Albany's in Schottland, die Zurückhaltung der schuldigen Zahlungen und eine Menge feindseliger Handlungen zur See nötige England zur Abwehr. Franz wies die Anklagen in betreff Roberts und Navarra's wie schon so oft zurück; Albany sei ohne sein Wissen nach Schottland gegangen und er habe sich vergebens bemüht, ihn zurückzurufen. Was die Zahlung der Pension angehe, so habe er seit zwei Jahren gewußt, daß der König sein Todfeind sei, dem er natürlich nicht Geld habe geben wollen, um es gegen ihn zu verwenden*).

Als sich diese Szene im erzbischöflichen Palaste von Lyon zutrug, tauschten der Kaiser und König Heinrich in Dover die überschwenglichen Herzlichkeiten aus, mit welchen man damals die kälteste Berechnung zu verhüllen liebte. Karl hatte sich im April von den Generalstaaten der Niederlande in Brüssel verabschiedet, indem er sie durch Gattinara zur Eintracht ermahnen ließ und ihnen ankündigte, daß er seine Tante Margarete als Regentin zurücklasse, von deren unvergleichlichen Tugenden und großer Erfahrung das Land das Beste hoffen könne. An die Spitze des ihr beigegebenen geheimen Rats stellte er einen

*) Brewer p. 970 f. Mignet, der 1, 347 die letzte Unterredung Cheyne's mit Franz und die von Ende März zusammenwirft, hätte wohl der Regentin nicht glauben sollen, der englische Herold habe tout tremblant die Herausforderung ausgerichtet.

ebenso klugen als kundigen Mann, Jean de Carondelet, ein Kind der Grafschaft Burgund, einen jener Prälaten, welche damals schon in früher Jugend anfingen, einträgliche Pfründen zu sammeln und dieses fromme Werk mit bewunderungswürdigem Geschick bis an ihr Ende fortsetzten. Mit zehn Jahren bereits hatte Carondelet ein Kanonikat in Cambrai mit einem enormen Einkommen*) gewonnen und seitdem in Besançon, Brügge und wo es sonst anging hier eine Abtei, da eine Dechanei eingeheimst. 1517 begleitete er Karl nach Spanien, wo er mit Sauvage und Chièvres in die Wette geplündert haben wird. 1520 that er einen besonders reichen Fang: Karl ernannte ihn zum Erzbischof von Palermo und Primas von Sizilien. Jetzt endlich an der Spitze des geheimen Rates konnte er am besten für das Wohl des Landes sorgen, an welches er durch so mannigfache Beziehungen geknüpft war, auch darin ein echtes Kind seiner Zeit, daß er Wissenschaft und Kunst nicht nur liebte, sondern thätig förderte**).

Schon im Februar hatte Karl seinem Hofe ankündigen lassen, er werde Mitte März nach England und von da nach Spanien gehen; sie möchten sich für diese Reise bereit machen; er werde ihnen zwei Monate von der Besoldung auszahlen lassen, welche sie seit neun Monaten nicht mehr bekommen hatten. Aber Mitte April hatten sie noch kein Geld gesehen; des Kaisers Schatz war ganz leer. Es scheint, daß zuletzt Antwerpen aus der schlimmsten Not half. Immerhin hatte man gewiß den dringendsten Anlaß, sich so sparsam als möglich einzurichten. So schrieb denn auch der Kaiser an Wolsey, er hoffe, man werde allen unnötigen Aufwand vermeiden; er

*) Wenn dasselbe auf 10000 Livres angegeben wird, so kann ich dem freilich keinen Glauben schenken.

**) Henne 3, 242 ff. Gachard in der Biographie nationale. Auch später noch finden wir Carondelet als eifrigen Bewerber, sobald eine recht fette Pfründe vakant wird.

ſelbſt werde mit ſo wenig Begleitern kommen, als irgend angehe.

Da iſt es denn wohl intereſſant, das Gefolge kennen zu lernen, mit welchem der Kaiſer in England erſchien. Er hatte für den engliſchen Freund ein genaues Verzeichnis aufſtellen laſſen, aus dem wir entnehmen, daß ſeine große Kapelle, mit der das Regiſter beginnt, einige 50, die kleine Kapelle 26 Perſonen zählte; die Kammerherren, die Grafen von Naſſau und Hochſtraten, der Großkanzler Gattinara, der Marſchall von Burgund u. ſ. w. bildeten ein Corps von 98 Perſonen und 84 Pferden. Nach ihnen werden die Fürſten und Großmeiſter aufgeführt: der Herzog von Alba, der Markgraf von Brandenburg, der Prinz von Oranien, der Herzog von Cleve, eine Reihe ſpaniſcher Granden, Großkomture, Vizekönige, zuſammen 232 Perſonen mit 179 Pferden. Es folgt eine zweite Kategorie von Kammerherren, darunter Graf Egmont, Herr von Beaurain, ein Zuñiga, Guevara u. ſ. w., 64 Perſonen mit 40 Pferden. Danach erſcheinen die Räte von Caſtilien, Aragon und Flandern, jene beiden zuſammen nur 19 Perſonen, dieſer aber allein 81 Perſonen und 70 Pferde. Nun kommt die eigentliche Bedienung. Die gentilshommes servant la bouche machen einen Trupp von 80 Perſonen und 40 Pferden aus; die gentlemen of the household ſtellen ein kleines Heer von 276 Perſonen mit 138 Pferden; die unter Hannart ſtehende Vorratskammer erfordert 11 Perſonen mit 3 Pferden, Küche, Stall u. ſ. w. 151 Perſonen mit 70 Pferden. Aber es gibt in dieſem Gefolge noch ein beſonderes ſpaniſches Lager: die ſpaniſche Geiſtlichkeit mit 44 Perſonen und 29 Pferden, die ſpaniſchen Kapläne mit 30 Perſonen und 15 Pferden, der ſpaniſche Adel mit 54 Perſonen und 18 Pferden. Das Regiſter ergibt die Summe von 2044 Perſonen und 1126 Pferden. Da der Kaiſer, wie wir hörten, ſein Gefolge ſo ſehr als möglich beſchränken wollte, befahl er, daß ihn nur 2000 Perſonen und 1000 Pferde nach England begleiten, der Reſt ſich in Seeland mit der

aus deutschen Landsknechten und Niederländern gebildeten Armee einschiffen sollte*). Wenn man berechnet, was ein derartiger Hofhalt verschlingen mußte, der sich nach der Sitte der Zeit fast ununterbrochen von einem Ort zum anderen bewegte, was die häufigen großen Reisen des Kaisers mit einem solchen Gefolge verzehrten, das bei jeder Gelegenheit die üppigste Pracht entfaltete, so wird man verstehen, daß für den Haushalt dieses Kaisers auch die größten Einkünfte nicht genügten.

Karl war mit seinem Gefolge am 26. Mai in Calais zu Schiffe gestiegen, von einer englischen Flotte mit 10000 Mann geleitet. In Dover sollte ihn eigentlich nur Wolsey begrüßen, aber König Heinrich überraschte ihn am 28., als er sich gerade zur Abendmahlzeit setzen wollte. Er konnte nur an die Treppe eilen, als Heinrich vor ihm stand. Nachdem sie das Haupt entblößt, umarmten sich die beiden Herrscher und hielten sich lange umfangen**). Von Dover ritten sie dann zusammen nach Canterbury, von da nach Greenwich, wo die Königin Katharina weilte; drei Tage wurden dort mit Turnieren und anderen Lustbarkeiten verbracht. Am 6. Juni zogen sie in London ein. Die Straßen, welche sie berührten, waren aufs reichste geschmückt; acht Triumphbogen stellten den Ursprung des Ordens vom goldenen Vlies, des römischen Kaisertums, die Genealogien beider Herrscher und ihre Reiche dar; die meisten derselben wiederholten eine Inschrift, welche Karl und Heinrich als Verteidiger des Glaubens und der Kirche verherrlichten. Bei jeder Gelegenheit wurde als Zweck ihrer Verbindung die Wahrung der Interessen der Kirche betont***).

In Greenwich traf am 5. der englische Herold ein, welcher König Franz im Namen seines Herrn herausgefordert hatte.

---

*) Brewer p. 968 f.

**) Per spatio di doi miserere, schreibt Contarini.

***) Contarini, London den 6. Juni. Karl an Poupet, London den 9. Juni.

Es war natürlich fruchtlos, daß die Regentin von Frankreich in dieſem Augenblicke die Verhandlungen noch einmal durch einen außerordentlichen Geſandten aufzunehmen ſuchte; derſelbe wurde kurzweg beſchieden, es ſei zu ſpät. Am 13. verließen die Vertreter Frankreichs London. Indeſſen bemühte ſich Wolſey, die Botſchafter Venedigs zum Eintritt in das Bündnis gegen Frankreich zu drängen. Die mächtigen Alliierten glaubten gegen die Republik die ſtärkſten Mittel anwenden zu dürfen. Schon in Canterbury ließ Wolſey, während in der Kathedrale ein feierliches Hochamt celebriert wurde, Contarini und Surian zu ſich in eine Kapelle rufen und kündigte ihnen den Wunſch ſeines Königs an, daß die in Southampton liegenden venezianiſchen Galeeren ſich der Flotte anſchlöſſen, welche den Kaiſer nach Spanien geleiten ſollte. Da die beiden ſich einem ſolchen Anſinnen natürlich zu entziehen ſuchten, bekamen ſie immer ſtärkere Drohungen zu hören: man werde nicht nur die Schiffe, ſondern auch die für ſie beſtimmten Waren mit Beſchlag belegen, bis ſich Venedig gegen Frankreich erkläre; gewähre es demſelben noch die geringſte Unterſtützung mit Geld oder Lebensmitteln, ſo werde man es als Feind behandeln. Bei einem Gaſtmahl, zu dem neben den kaiſerlichen und engliſchen Diplomaten die beiden Venezianer geladen waren, erging ſich Wolſey in ſehr heftigen Reden gegen Frankreich: wenn man Frieden in der Chriſtenheit haben wolle, müſſe man es ausrotten, da es ſtets darauf ausgehe, Zwietracht unter den chriſtlichen Fürſten anzuſtiften; König Heinrich habe ein beſſeres Recht auf Frankreich als der Allerchriſtlichſte, und er wolle es beſitzen. Nach ſolchen und ähnlichen Expektorationen wendete ſich Wolſey an die Venezianer und beſtürmte ſie mit Gattinara um die Wette, daß ſie ſofort in das Bündnis einträten*).

---

*) Depeſchen Contarini's und Surians vom 31. Mai, 5., 6. und 7. Juni. Questo Rev^mo. Cardinale, ſchreiben ſie am 7., cominciò a parlare contra Francesi, dicendo che volendo haver pace in la Christianità, necessario

Nachdem die beiden Herrscher mehrere Tage mit glänzenden Festlichkeiten in London zugebracht, begaben sie sich nach Windsor. Hier wurde das Bündnis unter ihnen in einer langen Reihe von Schriftstücken zum definitiven Abschlusse gebracht und darauf am Fronleichnamstage, dem 19. Juni, vor dem Altare von ihnen beschworen in Gegenwart sämtlicher Ritter des Hosenbandordens, dessen Insignien sie trugen. Das Hauptinstrument stellte den gemeinsamen Kampf gegen Frankreich dar als lediglich im Interesse der Christenheit unternommen. Der Kaiser und König Heinrich, der Verteidiger des Glaubens, haben die Pflicht, die katholische Kirche zu schützen, welche ärger als je von den Türken bedroht wird, denen einige selbstsüchtige Fürsten in die Hände arbeiten. Der König von Frankreich ist unter diesen der schlimmste. Ehe man seinen Ehrgeiz gebrochen hat, kann die Christenheit ihre vereinten Kräfte nicht gegen die Türken kehren. Deshalb verbinden sich Kaiser und König zu ewigem Bündnis gegen Frankreich, nicht nur, um ihren gegenwärtigen Besitz zu verteidigen, sondern um durch Krieg zu Lande und zu Wasser Frankreich alles zu entreißen, was es ihnen früher geraubt hat. Bis dieses Ziel erreicht ist, werden sie ihre Streitkräfte immer in derselben Stärke erhalten. Sie werden den Papst auffordern, an die Spitze ihres Bundes zu treten, damit ein Hirt und eine Herde werde. Venedig wird der Beitritt drei Monate lang offen gehalten und die Eidgenossenschaft zu ihm aufgefordert werden. Der Beginn des ernsten Krieges wurde auch jetzt erst auf eine noch fernere Zukunft als früher, auf den Mai 1524, angesetzt: dann sollten beide mit je 30000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter in Frankreich einbrechen, bis dahin ihm an den Küsten

---

era extirparli, perchè loro sempre nutrivano zizzanie et discordie fra li Principi Christiani .... Che questo Re havea più giusto titolo in la Francia che non il Re Christianissimo et che il voleva la Francia et così in simili ragionamenti se extese longamente.

und Grenzen so viel Schaden thun als möglich. Die Heirat des Kaisers mit der Prinzessin Marie wurde durch jede denkbare Garantie gesichert; wenn einer von beiden Teilen sie breche, solle er dem anderen 400000 Kronen zahlen. Die Mitgift der Prinzessin wurde auf die gleiche Summe festgesetzt, auf eine Million, wenn König Heinrich noch einen männlichen Erben bekäme; wenn aber die Prinzessin Königin von England werde, müsse Karl die Mitgift zurückgeben. Der Kaiser mußte sich verpflichten, König Heinrich jährlich 133000 Kronen zu zahlen als Ersatz der bisher von Frankreich gezahlten Pension*) und die geliehenen 150000 Kronen binnen Jahresfrist zurückzuerstatten. Beide Herrscher verpflichteten sich endlich vor Wolsey als päpstlichem Legaten, die schwersten Kirchenstrafen zu dulden, wenn sie diesen Vertrag von Windsor verletzten**).

Man hatte wohl Grund, sich der Treue der Verbündeten durch die stärksten Bürgschaften zu versichern; denn schon in diesem ersten Beginn innigster Gemeinschaft konnte man das reizbare Mißtrauen nicht verhehlen, mit dem man sich beobachtete. Schon in London äußerte sich der Bischof von Palencia gegen Contarini sehr ungehalten über die Art und Weise, wie Wolsey die Verhandlung mit Venedig betreibe. „Das ist doch wahrlich," rief er, „ein seltsamer Mensch, er will sich in alles einmischen und alles selbst machen." Er sagte sehr böse Dinge von der Arroganz des Kardinals. Auch Gattinara verriet sein Unbehagen über Wolsey's vordringliche Art. Auf der anderen Seite machte dieser seinem Unmut über Gattinara Luft. „Dieser Kanzler des Kaisers," sagte er eines Tages den Venezianern, „fordert zu viel; von den Siegen in Italien erfüllt, möchte er dem ganzen Erdkreise gebieten,

---

*) Wolsey hatte er schon am 8. Juni eine jährliche Pension von 9000 Kronen als Ersatz der früher von Frankreich bezogenen verschrieben. Brewer p. 978.

**) Bergenroth p. 434 f. 438 ff. Brewer p. 983. 987 ff.

aber mein König wird als ein guter und gemeinsamer Freund dazwischentreten." Dann wieder versicherte Gattinara Contarini, dem Kaiser sei es nicht in den Sinn gekommen, das Geleit der venezianischen Galeeren zu fordern, das sei lediglich eine Idee Wolsey's. Dieser aber, der Anfang Juni die Republik mit den stärksten Drohungen heimgesucht hatte, rühmte sich vierzehn Tage später, er habe den Zorn seines Königs über die Widerspenstigkeit der venezianischen Kapitäne beschwichtigt, damit die so alte Freundschaft zwischen den beiden Staaten nicht wegen einer solchen Kleinigkeit gestört werde*). In der That, ein eigentümlicher Beweis der herzlichen Eintracht unter den beiden Verbündeten, daß sie ihre Rivalität nicht einmal in einer Sache bemeistern konnten, in welcher sie nur dasselbe Interesse hatten.

Karl war am 22. Juni von Windsor aufgebrochen, um sich nach Southampton zu begeben, wo die Einschiffung erfolgen sollte. Da aber die niederländische Flotte dort noch immer nicht eingetroffen war, gingen die beiden Herrscher mit sehr geringem Gefolge über Winchester nach Waltham Castle, wo nicht einmal Gattinara Unterkunft fand**). Da trafen sie am 2. Juli nähere Abrede über einen noch in diesem Sommer gemeinsam auf Boulogne zu unternehmenden Angriff***). Denselben Tag hatten sie dem außerordentlichen Nuntius Audienz

---

*) Depeschen Contarini's und Surians vom 5., 13., 19. und 26. Juni.

**) Briefe Karls an Margarete vom 19., 20., 22., 25. Juni und 2. Juli im Wiener Archiv.

***) Karl schrieb seiner Tante denselben Tag, sie werde die von ihm übernommenen Verpflichtungen wohl etwas schwer finden, er sei sie aber nach reiflicher Ueberlegung deshalb eingegangen, weil die Niederlande durch den gemeinsamen Angriff auf Frankreich vor feindlichen Einfällen geschützt sein würden. Er hoffe, man werde des Feindes Grenzlande verderben, Hesdin, Dorlans und andere Städte nehmen und dadurch König Franz leichter zur Raison bringen können. Die Kriegskosten für die drei nächsten Monate müsse sie durch Anleihen und Bewilligungen der Stände aufzubringen suchen.

zu erteilen, welcher am 28. Juni in Southampton mit dem Auftrage Adrians eingetroffen war, sie zum Frieden mit Frankreich oder doch wenigstens zu einem längeren Waffenstillstande zu ermahnen. König Heinrich erwiderte, er sei immer ein gehorsamer Sohn des heiligen apostolischen Stuhles gewesen, habe sich auch immer um die Eintracht unter den christlichen Fürsten bemüht; aber von dem Allerchristlichsten seien ihm so schwere Beschimpfungen widerfahren, daß er mit demselben weder Frieden noch Stillstand, sondern Krieg wolle; er geriet bei diesen Worten in unbeschreiblichen Zorn. Sachlich erhielt der Nuntius vom Kaiser dieselbe Antwort, wenn auch nicht mit der gleichen Heftigkeit*).

Denselben Abend traf endlich die niederländische Flotte, an neunzig Schiffe, auf der Reede von Southampton ein. Die beiden Herrscher nahmen voneinander Abschied, um sich nie wiederzusehen; am Abend des 5. Juli kam Karl in Southampton an; den anderen Morgen beging er das Abendmahl, wie vor einem gefährlichen Unternehmen; nach dem Mittagessen bestieg er das Schiff, welches am 7. Juli vor Tagesanbruch die Anker lichtete. Beim herrlichsten Wetter fuhr das Geschwader in das offene Meer. Obwohl Wind und Wetter so günstig als möglich waren, ging man doch jeden Abend vor Anker, bis man den Kanal verließ. Am 15. wurden die Berge der Küste Asturiens sichtbar. Man wollte in den nächsten Hafen (Laredo) einlaufen; da aber ein Boot meldete, daß da zwanzig Schiffe mit jenen 4000 Spaniern lagen, welche den nächsten Tag nach England segeln würden, steuerte die Flotte westlich und landete am 16. in Santander.

Das war ja ein viel ansehnlicherer Ort als das kleine Villaviciosa, wo Karl vor fünf Jahren seine erste Bekanntschaft mit spanischer Kultur gemacht hatte. Aber auch das Gefolge

*) Ma non con tanto sdegno, schreibt Contarini am 5. Juli, iuxta la sua più mite natura.

des Kaisers war heute ein ganz anderes als damals. So fehlte es denn schon den zweiten Tag an Brot; die Unterkunft, mit der sich der Nuntius und Contarini begnügen mußten, war die kümmerlichste. Aber diese Unbequemlichkeiten der augenblicklichen Existenz verschwanden vor den höchst erfreulichen Nachrichten, welche der Kaiser schon vor seiner Landung durch ein Schreiben des Connetable von Castilien erhielt. Der Kommandant des spanischen Heeres vor Fuenterrabia, Don Beltran de la Cueva, hatte zuerst das für die Verteidigung Fuenterrabia's wichtige Kastell Beobia erstürmt und dann die Franzosen, als sie Beobia wiederzunehmen suchten, am 30. Juni vollständig geschlagen. „Jetzt können die Unserigen," schrieb der Connetable am 1. Juli, „ungehindert in Frankreich eindringen. Fuenterrabia ist so gut wie vollständig eingeschlossen." Als Karl seiner Tante am 18. Juli seine glückliche Ueberfahrt und Landung meldete, konnte er jener Siegespost noch weitere beifügen: seine Leute hatten in dem Hafen vor Fuenterrabia fünfzehn gute französische Schiffe verbrannt; der Platz war infolge davon eng blockiert. Karl befahl, diese guten Nachrichten überall in den Niederlanden bekannt zu machen, Dankgebete und Prozessionen zu veranstalten. Er meldete sie ebenso dem König Heinrich, seinem Bruder und dem Reichsregiment*).

Daß Karls Rückkehr nach Spanien mit solchen Erfolgen seiner Waffen zusammentraf, machte auf die Menschen einen tiefen Eindruck. Nicht nur Petrus Martyr jubelte, der Kaiser sei offenbar zur Herrschaft über den Erdkreis geboren, der göttliche Ratschluß bestimme der vollendeten Weisheit dieses Fürsten die vollkommene Regierung über die Christenheit; auch Contarini glaubte, als er Karl zur glücklich beendeten Fahrt und den neuen Siegen gratulierte, sagen zu müssen, er hoffe, der Allerhöchste werde ihn zum ruhmreichsten Fürsten machen,

*) Der Connetable an Karl, Vitoria den 1. Juli. Karl an König Heinrich, Santander den 16., an Margarete den 18 Juli. Wien. Arch.

der seit vielen Jahrhunderten gelebt habe. Karl dankte freundlich und teilte Contarini mit, König Franz habe sein Kriegsvolk aus Italien abberufen, an dessen Behauptung er verzweifle; er hoffe, es werde alles gut gehen. Als dann Contarini die Erwartung aussprach, Gott werde dem Kaiser die Gnade erweisen, Konstantinopel wiederzuerobern, erwiderte Karl mit heiterer Miene: Auch ich hoffe zu Gott, daß das geschehen wird*).

Die Spanier hatten gemeint, Karl werde sich nach dem nahen Vitoria begeben, wo seit längerer Zeit die Residenz der Regenten Castiliens war, um zugleich von da den Kampf gegen Fuenterrabia energischer leiten zu können. Aber dem Kaiser schien mit Recht die innere Ordnung der spanischen Verhältnisse dringender als die Einnahme jener durch die letzten Waffenthaten völlig isolierten Festung. Er brach am 26. Juli von Santander nach Castilien auf, und zwar merkwürdigerweise, ganz wie vor fünf Jahren, nicht auf der großen Straße über Burgos, sondern auf dem höchst beschwerlichen Wege über Aguilar de Campo und Palencia. In Aguilar erschien eine Deputation von Burgos, um ihn nach dieser Hauptstadt Altcastiliens einzuladen. Karl lehnte ab, weil er nicht in die Lage kommen wollte, die vom Connetable der Stadt während der Unruhen der Comuneros verliehenen Privilegien zu bestätigen.

Ohne Zweifel war Karl auf dem Ritt durch das einsame Thal des Pisuerga hauptsächlich mit der Frage beschäftigt, wie er sich zu den Dingen stellen solle, welche während seiner Abwesenheit in Spanien geschehen waren. Er hatte wohl absichtlich das baldige Zusammentreffen mit dem Connetable und dem Admiral von Castilien vermieden, um seine Entschlüsse unabhängig von ihnen und doch in lebendiger Berührung mit den spanischen Verhältnissen fassen zu können. Jene Regenten

*) Petr. Martyr, Epp. 764 sq. Contarini, Santander den 17. und 18. Juli.

hatten immer, wie wir uns erinnern, solange der Aufruhr noch tobte, Milde empfohlen; sie hatten nach dem Tage von Villalar durch Milde die Unterwerfung der Städte beschleunigt; sie hatten auch seitdem nach den Niederlanden stets in demselben Sinne berichtet. Die verschiedensten Gründe konnten für eine solche Politik geltend gemacht werden. Ganz unzweifelhaft hatte doch das Willkürregiment Chièvres' den Aufstand verschuldet, jene grollende Unzufriedenheit geschaffen, welche alle Stände Castiliens erfüllte, als der König im Mai 1520 das Land seiner Verwirrung überließ. Ebenso unzweifelhaft hatte er während seiner Abwesenheit für die Bezwingung des Aufstandes gar nichts gethan, oft das Land völlig zu vergessen geschienen. Was er auch von der Loyalität der Granden denken mochte, sie allein hatten ihm doch schließlich das Land wieder unterworfen; von den großen Familien waren aber so viele in die Bewegung verwickelt worden, daß rücksichtslose Strenge sie nicht viel weniger treffen mußte als ihre demokratischen Gegner. Endlich hatten die an der Revolution beteiligten Städte unmittelbar nach Beendigung derselben wahrhaft gewetteifert, die königliche Sache gegen Frankreich zu verfechten. Die ersten Siege in Navarra verdankte der König zum guten Teile den von diesen Städten geschickten Haufen. Einzig und allein Toledo hatte in unbeugsamem Trotze unter der Herrschaft der Witwe Padilla's, der kühnen Maria Pacheco, den Kampf bis in den Anfang des Jahres 1522 fortgesetzt. Seitdem herrschte in ganz Castilien äußere Ruhe, aber der Boden zitterte noch von der gewaltigen Erschütterung der letzten Jahre. In den Städten und Landschaften standen sich die alten Gegner nur mit verschärfter Feindseligkeit gegenüber; der Haß, welcher die Familien, die Eifersucht, welche die Städte und Provinzen gegeneinander trieb, hatte durch den wilden Aufruhr nicht beschwichtigt werden können. Endlich tobte in Valencia der Bürgerkrieg noch immer, seine Flammen ergriffen hier Mallorca, da die Grenzgebiete Aragons.

Wenn man alle diese Umstände erwog, schien es selbstverständlich, daß der nach mehrjähriger Abwesenheit in das früher von ihm so übel regierte Land zurückkehrende Herrscher kluge Milde werde walten lassen. Ueberdies war der darauf gerichtete Rat der Regenten wiederholt nicht nur von Wolsey, sondern auch von einem so unbedingt ergebenen Manne wie dem Herzog von Alba unterstützt worden, welcher sich Ende 1521 nach Spanien begeben hatte, wohl um die Lage an Ort und Stelle zu prüfen. Dieser Mann richtete am 28. Dezember aus Vitoria ein Schreiben an die Königin Katharina von England, worin er sie bat, sie möge doch ihren Neffen bestimmen, daß er „uns" folge. Leider sei es ihm bisher nicht möglich gewesen, den König von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß er die verlorenen Herzen durch Milde und Nachgiebigkeit gewinne, da er schlecht beraten werde. „Hätte er auf mich gehört," meinte der Herzog, „so wäre die Rebellion ohne Blutvergießen erstickt worden."

Also damals schon scheint es bei Karl festgestanden zu haben, daß er bei seiner Rückkehr nach Spanien mit Strenge, nicht mit Milde handeln werde. Da wir die leidenschaftlichsten Gegner der Comuneros, die Fonseca und Ronquillo, da wir die rechte Hand Chièvres' bei der Mißregierung Spaniens, den Bischof von Palencia, solange Karl in den Niederlanden weilte, fortwährend in seiner vertrauten Umgebung finden, so können wir leicht erraten, von wem die schlechten Ratschläge kamen. Aber in seiner eigenen Natur und Ueberzeugung lag wohl das hauptsächliche Moment, welches nach dieser Seite die Entscheidung gab. Dieser junge Herrscher sah in jeder Auflehnung gegen sein Regiment ein unverzeihliches Vergehen gegen die göttliche Ordnung; ernst, unbeugsam, mit allen seinen Gedanken und Kräften unablässig auf die höchsten politischen und kirchlichen Ziele gerichtet, hätte er Milde und Barmherzigkeit nur üben können, wenn die Verhältnisse ihn dazu genötigt hätten. Ein Gefühl eigener Verschuldung hat sich schwerlich in ihm

geregt, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die Sieger über die Comuneros ebensowenig. Hatten diese Sieger nicht lediglich ihr eigenes Interesse verfochten, nachdem sie lange den Brand geschürt oder doch geschont? Und gebot nicht das Interesse der Krone, diese aristokratischen Träger nationaler Unabhängigkeit ebenso zu beugen wie den demokratischen Trotz der Städte? Endlich trieb ein Bedürfnis von unwiderstehlicher Macht zu unbarmherziger Strenge. Wir wissen, wie Geldnot die stete Begleiterin des Kaisers war, sie allein ihn eigentlich in seinen großen Anschlägen hemmte. Unnachsichtige Züchtigung der Comuneros bedeutete aber die Oeffnung eines großen Schatzes.

Alle diese Gründe werden den Kaiser wohl zeitig zu dem Entschlusse geführt haben, in Castilien mit rücksichtsloser Strenge aufzutreten, durch ein furchtbares Exempel für immer von jedem Gedanken der Widersetzlichkeit gegen seine geheiligte Autorität abzuschrecken. Nicht allein die oben angeführten Zeugnisse beweisen das, sondern unzweideutige Thatsachen. Militärisch hatte es doch kaum einen Sinn, 3000 deutsche Landsknechte nach Spanien zu führen und dagegen eine ungefähr gleiche*) Anzahl Spanier nach den Niederlanden zu versetzen; noch viel weniger aber, einen mächtigen Artilleriepark in das Herz Castiliens zu transportieren, wie jetzt mit großer Mühe und Aufwand geschah**); denn die Geschütze, welche jetzt Tausende von Maultieren über die steilen, unwegsamen Gebirge schleppten, fehlten an der flandrischen Grenze empfindlich, während sie an der spanischen zunächst wenigstens nicht verwendet, sondern in den Kastellen der Städte aufgestellt wurden, um die Bevölkerung zu schrecken***).

*) Karl selbst gibt sie in seinen Briefen bald auf 3000, bald auf 3500 an; Margarete dagegen jammert in einem Briefe vom 17. September, daß sie plötzlich den Sold für 4000 Spanier aufbringen sollte, wovon ihr Karl früher nie etwas gesagt.

**) Siehe die merkwürdige Beschreibung bei Sandoval 1, 560 f.

***) Nach den Briefen Karls an Margarete vom 18., 19., 20., 22. Juli und 11. August muß man annehmen, daß er auch die 3000 Landsknechte

Aber wenn auch Karls Entschluß über die Behandlung der Comuneros gewiß längst feststand, so entsprach es doch seiner vorsichtigen Art, erst in Spanien selbst hören und sehen zu wollen, ehe er sich erklärte. So schrieb Contarini noch am 31. Juli aus Aguilar, es sei in der Sache der Comuneros noch nichts entschieden. Diese selbst jedoch, wenn sie hörten, wie der Kaiser mit seinen „großen Drachen" und „großen Teufel" und anderen schrecklich benannten Geschützungeheuern dahinzog, ahnten wohl, was er sinne; sie fingen damals bereits an, sich nach Portugal und Frankreich zu retten oder sonst zu verschwinden.

Am 5. August hielt Karl seinen Einzug in Palencia. „Einige meiner größten Vasallen aus diesen Königreichen," schreibt er, „begleiteten mich, welche mir entgegengeritten waren. Von diesen und meinen anderen Unterthanen wurde ich ehrenvoll, mit großer Unterwürfigkeit und Verehrung (en grande humilite et reverence) empfangen. Ich finde, Gott sei Dank! alle Unruhen gestillt und jedermann zu gutem und schuldigem Gehorsam zurückgekehrt." Um sofort mit der Ordnung der spanischen Angelegenheiten zu beginnen, habe er die Regenten, Gouverneure und obersten Beamten hierher berufen; er werde nicht ruhen, bis alles in guten Stand gebracht sei. Unter den Gegenständen dieser wichtigen Beratungen nahm natürlich die Bestrafung der Empörer eine hervorragende Stelle ein. Ueber den Gang der Verhandlungen wissen wir nichts. Aber am 14. August bereits meldet Contarini, daß an verschiedenen Orten Comuneros hingerichtet worden seien. Karl selbst schreibt erst am 25. August, er habe angefangen, an zehn oder zwölf der hauptsächlichsten Uebelthäter, nachdem ihr Prozeß gemacht, die Exekution vollstrecken zu lassen. „Und ich werde darauf

---

erst aus Palencia, nachdem er sich der vollständigen Unterwürfigkeit Castiliens versichert hatte, nach San Sebastian geschickt hat. Erst aus Palencia schreibt er, er werde einen Teil der Geschütze ebendahin senden.

ſehen," fuhr er fort, „auch noch weiter die ſchuldigſten ſtrafen zu laſſen, damit es für immer ein Beiſpiel ſei, indem ich jedoch auch einige Gnade und Milde übe"*). Sieben der einſt in Tordeſillas gefangen genommenen Mitglieder der heiligen Junta waren in Medina del Campo, ein Neffe des mächtigen und um die Niederwerfung des Aufruhrs ſehr verdienten Grafen von Benavente trotz deſſen dringenden Bitten in Salamanca, einige andere anderswo gerichtet worden. Selbſt dem höfiſchen Petrus Martyr, welcher für die Bewegung nie die mindeſte Sympathie empfunden hatte, entfuhr ein Ruf des Entſetzens, als er von dieſer Härte hörte.

In allen Briefen, welche Karl um dieſe Zeit an ſeine Tante, König Heinrich, ſeine Geſandten in England und andere ſchrieb, rühmt er in faſt überſchwenglichen Ausdrücken die Liebe und den Gehorſam, den er überall finde. Seine Unterthanen, ſchreibt er z. B. König Heinrich ſchon am 16. Juli, ſtrömten ihm ſo maſſenhaft entgegen und bewieſen ſolche Geſinnungen, daß er nicht dankbar und zufrieden genug darüber ſein könne. Und ſeinen Geſandten in England ſchreibt er am 15. Auguſt aus Palencia, auf der ganzen Reiſe ſei er überall aufs beſte empfangen. In Palencia habe er unter dem Jubel des Volks einen glänzenden Einzug gehalten. Er zählt alle die Granden, Herzoge, Marques, Prälaten, Ritter auf, welche ihm entgegengekommen. Alle, groß und klein, erwieſen ſich als gute und loyale Unterthanen und Diener. Bald werde in Spanien ſo gute Ordnung hergeſtellt ſein, daß ſich jeder überzeugen werde, welche Wohlthat dieſe ſeine Reiſe nach Spanien nicht allein für ſeine eigenen Angelegenheiten, ſondern für die ganze Chriſtenheit ſei. Und in demſelben Briefe konnte er von weiteren Erfolgen ſeiner Waffen gegen Frankreich melden, daß ſeine ſpaniſchen Hauptleute die Grenzfeſte St. Jean de Luz genommen, die letzte Poſition des Feindes in den Pyrenäen, das Fort

*) Karl an Margarete, Palencia den 11. u. 25. Auguſt. Wien. Arch.

Maya, gestürmt, in Frankreich eingedrungen und das Land bis nach Bayonne hin gebrandschatzt hätten.

Waren bei dieser Lage der Dinge noch weitere blutige Exempel nötig?

Nachdem Karl am 27. August mit überaus glänzendem Gefolge in Valladolid eingezogen war, begab er sich am 2. September zu seiner Mutter nach Tordesillas, wo er eine Gedächtnisfeier für seinen Vater veranstaltete. Nach seiner Wiederkehr wurden die Beratungen über die Neuordnung der Dinge in Spanien, über die Fortsetzung des Kriegs, über eine Menge der wichtigsten und dringendsten Angelegenheiten fortgeführt, nicht wenig dadurch erschwert, daß das spanische Klima auch dieses Mal wieder zahlreiche Opfer forderte. Der erste, welcher ihm erlag, war der englische Gesandte Spinelli, ein geborener Florentiner, eine wenig beliebte Persönlichkeit; ihr Tod schuf aber doch Verlegenheit, weil nun England niemand an Karls Hofe hatte. Die neuen Gesandten trafen erst Ende Oktober in Spanien, erst Anfang November am Hofe ein. Noch peinlicher war für Karl, daß er Woche für Woche vergebens auf Nachrichten aus England, den Niederlanden, dem Reich, Italien wartete. Es vergingen fast drei Monate, bis endlich am 8. Oktober die ersten Briefe aus England und den Niederlanden kamen. Man denke sich die Verlegenheit des Kaisers, daß er so lange nicht wußte, was seit Anfang Juli in diesen Gegenden geschehen war. Bald hörte er von seinen Spionen in Frankreich, die Engländer hätten in der Bretagne glänzende Erfolge gewonnen, eine Reihe Städte, sogar Brest, erobert, sechzig große Schiffe verbrannt; bald, daß sie Niederlagen erlitten hätten. Wie sollte er sich bei dieser Unwissenheit verhalten, sollte er seinerseits kühn in Frankreich vordringen? Und wie sollte er auf die dringenden Friedensmahnungen des Papstes antworten?

Am 13. September starb der Beichtvater Glapion, wenige Tage darauf der Bischof von Palencia. Ein großer Teil der

niederländischen und noch mehr der italienischen Begleitung des Kaisers lag krank danieder, sehr ernstlich eine Zeitlang sein vornehmster Rat, der Großkanzler Gattinara. Da ist es denn wohl auffallend, daß der Kaiser selbst, auf den vor fünf Jahren die spanische Luft so übel gewirkt, sich jetzt durchaus wohl befunden zu haben scheint. Ueberhaupt muß in diesen Jahren eine sehr merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Dieser vor kurzem noch körperlich so gebrechliche, geistig so passive Herr steht plötzlich in voller Rüstigkeit und Schlagfertigkeit vor uns, voll unermüdlicher Arbeitskraft und Arbeitslust.

Die fand nun freilich jetzt reichlichste Verwendung. Denn während sich die Dinge in Oberitalien immer günstiger gestalteten, in Spanien alles in Unterwürfigkeit wetteiferte, fehlte es nicht an sehr ernsten Botschaften und schweren Sorgen. Das Königreich Granada wurde in weiter Ausdehnung von einem jener furchtbaren Erdbeben heimgesucht, unter denen diese Landschaft schlimmer als irgend eine andere in Europa leidet. In Almeria waren nur zwei Häuser stehen geblieben, man zählte achtzig zerstörte Ortschaften. Aber noch viel ernstere Sorge hatte die Ankunft eines Ritters bereitet, den der Großmeister von Rhodus abgesandt, um die schleunige Hilfe des Kaisers anzurufen.

Diese Insel bildete in der Hand der Johanniter recht eigentlich ein Bollwerk der Christenheit gegen die Osmanen. Solange sie zusammen mit den benachbarten kleinen Eilanden von dem Orden beherrscht wurde, hemmte sie die freie Entfaltung der türkischen Seemacht und des türkischen Handels, den Verkehr Konstantinopels mit Syrien und Aegypten, das Vordringen nach Westen. Der Orden hatte auf den Sultan nicht die Rücksichten zu nehmen, welche der orientalischen Politik Venedigs längst den Charakter ängstlicher Zurückhaltung aufgeprägt hatten; er ergriff mit herausfordernder Keckheit sogar gelegentlich die Offensive, belästigte nicht nur die türkische Schiffahrt durch ausgedehnte Kaperei, sondern suchte auch die benachbarten Küstenländer mit verheerenden Raubzügen heim.

Mit einem Worte, Rhodus war durch seine Lage wie durch seine außerordentliche Festigkeit und die Kriegstüchtigkeit der Ritter für die christliche Welt eine Position von unschätzbarem Wert. Sobald sich der junge Sulleiman im Sommer 1521 Semlins, Belgrads und der anderen Plätze bemächtigt hatte, welche Ungarn an der unteren Donau deckten, richtete er seine Gedanken auf die Erstürmung von Rhodus. Nach sorgfältiger Rüstung zu Wasser und zu Land erklärte er am 1. Juni 1522 dem kürzlich an die Spitze der Johanniter getretenen Villers L'Ile-Adam den Krieg, und gegen die Mitte Juni setzten sich eine Flotte von 300 Schiffen und ein Landheer von 100000 Mann gegen Rhodus in Bewegung*). Sobald Villers das Schreiben des Sultans empfangen hatte, schickte er seine Boten in den Occident, um die Fürsten der Christenheit von der drohenden Gefahr zu unterrichten. Von Heinrich VIII. erbat er nicht einmal weitere Hilfe, als daß er die englischen Mitglieder des Ordens die üblichen Gelder einsammeln und ihm überbringen lasse**). „Die Stadt," schrieb er, „ist wohl befestigt, der Orden wird sie mannhaft verteidigen." Anders lautete natürlich das Gesuch an den Kaiser, welches diesem Mitte August in Palencia überreicht wurde. Karl fühlte sich von der Botschaft des Ritters tief berührt. Wenn er Contarini vor kurzem die zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen hatte, es werde ihm beschieden sein, Konstantinopel zu erobern, wie konnte er dann bei dem Angriffe der Ungläubigen auf Rhodus unthätig bleiben, welches überdies recht eigentlich seine unteritalienischen Besitzungen deckte?

Aus den Briefen, welche er alsbald nach allen Richtungen, an alle Fürsten der Christenheit, an das Reichsregiment, an

*) Zinkeisen, Geschichte des osmanischen Reichs 2, 621 ff.

**) Bereits am 19. März, als ihm ein Spion aus Konstantinopel die erste Nachricht von den Rüstungen des Sultans überbracht, hatte er Heinrich und Wolsey davon in Kenntnis gesetzt und sie gebeten, alle Ritter des Ordens nach Rhodus zu senden. Brewer p. 904.

seine Vizekönige und Gouverneure in Italien richtete, sehen wir, wie ernstlich der junge Kaiser die Bedrängnis von Rhodus sich zu Herzen nahm. „Seit meiner frühsten Jugend," schrieb er Margarete, „habe ich immer das Verlangen empfunden, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, auch dem Stand und der Würde des Kaisers zu genügen als Haupt, Protektor und Beschützer unserer christlichen Religion, wozu mich Gott durch seine Gnade berufen hat." Trotz allem, was auf ihm liegt, ist er entschlossen, sobald als irgend möglich Rhodus eine Flotte zu Hilfe zu senden. Er hat einstweilen seinen Vizekönigen in Neapel und Sizilien Befehl gegeben, in größter Eile den Großmeister mit Leuten und Lebensmitteln zu unterstützen. Zugleich hat er den Adorni in Genua Weisung erteilt, eine Flotte von vierzig Schiffen zu rüsten. Adrian hat er gebeten, in dieser dringenden Not die Schätze der Kirche zu öffnen, alle Fürsten an ihre Pflicht zu mahnen. Vor allen müssen auch das Reichsregiment und die deutschen Fürsten schleunig Hand anlegen, Ungarn verteidigungsfähig zu machen, denn die Gefahr ist die größte. Wenn Rhodus, diese „Vormauer und Hauptbollwerk der Christenheit", den Ungläubigen in die Hände fiele, so könnten sie nach Belieben Sizilien, Neapel, die Länder der Kirche, ganz Italien überschwemmen. Unterläge ihnen auch Ungarn, das schon so geschwächt und fast zerstört ist, so würde der Ruin der ganzen Christenheit drohen. „Ihr könnt glauben, meine gute Tante," schloß er seinen Brief an Margarete, „daß ich nicht aufhören werde, alles, was in meinen Kräften, für die Verteidigung unserer christlichen Religion zu thun, ohne meine eigene Person, mein Leben, meine Reiche und alles zu schonen, was mir der Schöpfer verliehen hat" *).

Aber was hieß das: „alles, was in meinen Kräften"? In Italien hatten seine Hauptleute die Armee auf 12000

*) Karl an Margarete, Palencia den 25. August. Vergl. den Brief vom selben Tage an Poupet bei Lanz, Korrespondenz 1, 66 ff.

Spanier und Deutsche zu Fuß, 1200 schwere und 600 leichte Reiter reduzieren können; sie erforderte nichtsdestoweniger monatlich 70 000 Dukaten; er hatte dafür nur die Hoffnung, daß es Colonna, Pescara und dem kürzlich zum Vicekönige von Neapel ernannten Lannoy gelingen werde, diese Summe von den italienischen Fürsten und Städten aufzubringen. Er war mit ganz leerer Kasse in Spanien angekommen, so daß jener spanische Haufe mit der kümmerlichsten Ausrüstung nach England absegeln mußte. Da entstand denn bald peinliche Not. Es trat absoluter Mangel an Lebensmitteln ein. Die Gesandten in England hatten bald ihren ganzen Kredit erschöpft, um die Leute nur notdürftig zu ernähren. Sie mußten wieder einmal zu König Heinrich ihre Zuflucht nehmen, der aber nur gegen Bürgschaft helfen wollte. Margarete und Ferdinand bestürmten den Kaiser in jedem Briefe um Geld. Er aber mußte antworten: „Ich habe bei meiner Ankunft hier meine gesamten Einkünfte verbraucht und verschwendet gefunden. Meiner ganzen Armee war man den Sold für ein Jahr schuldig. Ich mußte vor allem suchen, sie zu bezahlen, wenn ich sie verwenden wollte" *).

Unter diesen Verhältnissen mußte Karls erste und dringendste Sorge sein, wie die leere Kasse gefüllt werden könne, und zwar augenblicklich. Da bot sich nun kein bequemeres und wirksameres Mittel, als wenn man die Hand auf das Vermögen einer großen Anzahl reicher oder doch wohlhabender Personen legte, welche sich an der Bewegung der Städte beteiligt hatten.

Am Tage Allerheiligen erschien der Kaiser mit glänzendem Gefolge auf einer prachtvollen Tribüne, welche man auf dem Hauptplatze Valladolids mit einem großen Aufwande kostbarer Stoffe errichtet hatte, und ließ dem Volke sein Urteil über den gottlosen Aufstand der Comunidades verkündigen. Auf eine ausführliche Schilderung all der Unthaten, welche die Empörer

*) Karl an Margarete den 11. August, 31. Oktober. Der Bischof von Badajoz und Elna und de Praet an Karl, den 10. Oktober. Wien. Arch.

begangen, folgte die Darlegung, daß der König berechtigt sein würde, alle, welche sich an diesen Majestätsverbrechen beteiligt, an Leben und Vermögen zu strafen, allen an dem Aufruhr mitschuldigen Städten den Sitz in den Cortes wie alle übrigen Privilegien zu nehmen, daß er aber, da Milde und Barmherzigkeit den Fürsten eigen sei, welche Gott auf Erden vertreten, aus seiner absoluten königlichen Gewalt Städten wie Dörfern, Geistlichen wie Weltlichen, Hohen wie Niederen vollkommene Verzeihung gewähren wolle. Ausgenommen aber wurden davon nicht viel weniger als 300 Personen, meist den besten Familien des Landes, den Guzman, Ayala, Mendoça, Zuñiga, Avila u. s. w., angehörend. „Der Wert ihrer konfiszierten Güter," schreibt Contarini, „wird auf mehr als zwei Millionen Goldes geschätzt, denn es befinden sich unter ihnen solche, deren Einkünfte 10 000 und 12 000 Dukaten betragen" *).

Wie es nun den von der Gnade Ausgeschlossenen erging, entzieht sich im einzelnen unserer Kenntnis. Wir wissen nur, daß von ihnen 23 bereits am 1. November hingerichtet waren und daß der bekannte, Karl nahestehende Bruder Antonio de Guevara ihn noch nach dem Siege von Pavia ermahnte, zu verzeihen. „Für die Fürsten," schrieb er, „ist es sicherer, wegen ihrer Barmherzigkeit geliebt, als wegen der Strafe gefürchtet zu werden. Diejenigen, welche Ew. Majestät in den vergangenen Unruhen beleidigten, sind teils gestorben, teils verbannt, einige leben im Verborgenen, andere haben sich durch die Flucht gerettet: es ist billig, erhabenster Fürst, daß sie sich

*) Contarini sagt in seinem Bericht, Valladolid den 7. November, da 300 in circa seien ausgenommen; Petrus Martyr schreibt (Ep. 771) 270 betrage die Zahl der Unglücklichen; das Verzeichnis bei Lafuente (11, 249 ff.) führt 272 auf. Sandovals Angabe, nur 70 bis 80 habe Karl nicht begnadigt, ist ebenso falsch wie die, das Urteil sei am 28. Oktober verkündigt worden. Seine Verherrlichung der Milde Karls, die er in der Hauptsache dem Schmeichler Mejia nachgeschrieben, hat selbstverständlich keinen Sinn, Wert nur seine Mitteilung des Urteils 1, 486 ff.

bei der Feier eines so großen Sieges Eurer Milde erfreuen und nicht über Eure Härte klagen. Die Weiber der Unglücklichen sind arm, ihre Kinder gehen zu Grunde; die Milde, welche Ihr wenigen erweist, wird viele glücklich machen." Der böseste aller Aufrührer, der Bischof von Zamona, saß derweil noch hinter den Mauern von Simancas, da seine geistliche Würde den Arm der Gerechtigkeit hemmte; aber im März 1526 endete er durch den Strang*).

Als Karl auf dem Platze von Valladolid die für Spaniens innere Entwickelung höchst verhängnisvolle Tragödie der Comuneros durch seinen Richterspruch beendete, war das Königreich Valencia noch weit von Beruhigung der wüsten Wirren entfernt, welche diese reichste Landschaft Spaniens seit drittehalb Jahren verödeten. In der Hauptstadt selbst freilich, wo das Bürgertum zuerst dem Könige die Hand gegen den Adel geboten und dann, da der König dem gebeugten Adel seine Macht geliehen, mit eigener Kraft seine Ansprüche verfochten und eine Weile ebenso vollständig wie in Castilien die Oberhand gewonnen hatte, war die Germania schon im Herbst 1521 und dann, nach neuem Aufflammen des Bürgerkriegs, im März 1522 zusammengebrochen. Hauptsächlich aus derselben Ursache, welche den Comuneros verderblich geworden: auch in Valencia trat der gemäßigten bürgerlichen mehr und mehr eine radikale demokratische Partei gegenüber; auch hier erschrak der besitzende Bürger vor den Uebertreibungen und Zerstörungen der Revolution, zog sich erst in Unthätigkeit zurück, um schließlich mit dem Adel und dem Vizekönige gegen die alten Genossen gemeinsame Sache zu machen. Nach viel blutigeren Kämpfen, als sie Castilien gesehen, Kämpfen, welche zuletzt in den Straßen Valencia's selbst tobten, unterwarf sich die Hauptstadt der alten Ordnung. Längst aber hatte die Germania sich im Süden des Königreichs, in dem außerordentlich festen Játiva und in dem

*) Lafuente 11, 254 ff.

von den Fluten des Jucar gedeckten Alcira, neue Bollwerke gewonnen. Gegen diese beiden Plätze kämpfte der Vizekönig auch nach dem Falle Valencia's nicht allein monatelang vergebens, sondern die Verbündeten unternahmen aus ihnen mehrfach verwegene Streifzüge, versuchten sogar, in der Hauptstadt die Revolution von neuem zu entzünden. Erst die Ankunft Karls in Castilien, der im September eine Truppenabteilung gegen sie abschickte, benahm diesen trotzigen Gesellen die Lust, den aussichtslosen Kampf fortzusetzen, zumal der Vizekönig ihnen die Unterwerfung erleichterte, indem er mit ihnen in freundliche Verhandlung trat. Sie durften im November eine Deputation an Karl senden, dem sie versicherten, nie gegen seine königliche Autorität, sondern lediglich gegen den ungerechten Uebermut des Adels die Waffen erhoben zu haben. Man verständigte sich, und am 5. Dezember hielt der Vizekönig seinen friedlichen Einzug in Játiva*).

Das unglückliche Land schien jetzt endlich nach fast dreijährigem Tumult den Frieden gefunden zu haben. Der Vizekönig von Valencia hatte ebenso wie die von Castilien die Herstellung der Ruhe durch reichlich gewährte Milde erleichtert; bei der Einnahme Valencia's war eine allgemeine Amnestie verkündigt worden, von der nur einzelne Ausnahmen gemacht wurden. Die hartnäckigsten Vorkämpfer der Revolution, die von Játiva und Alcira, schien der König selbst zu Gnaden aufgenommen zu haben. Nur in diesem Glauben öffneten die beiden Städte ihre Thore. Aber Karl meinte seine Autorität in Valencia wie in Castilien nicht durch Milde, sondern durch Härte herstellen zu müssen. Bereits im Dezember kündigte der Vizekönig den Valencianern seinen Rücktritt in einem Schreiben an, welches Schlimmes erwarten ließ. Zwei Dinge, sagte er, blieben jetzt zu thun; diejenigen, welche sich in den Unruhen

*) Sayas, Anales de Aragon p. 548 ff. Karl an Margarete, Valladolid den 18. November.

um den König verdient gemacht hätten, müßten von ihm belohnt, die Schuldigen so enormer Verbrechen bestraft werden. Die Belohnung stehe allein dem Könige zu, die Strafe aber möge er nicht vollziehen. „Da ich in den Schlachten so viele habe erschlagen, so viele Gefangene habe verurteilen müssen, so will ich nicht mehr strafen, sondern verzeihen, und wenn Strafe stattfinden muß, so möge Se. Majestät einen anderen senden.“ Es währte lange, bis dieser andere kam. Es war die Königin Germaine, welche ihrem nicht sehr ruhmreichen Leben den wenig beneidenswerten Ruhm hinzufügte, die Henkerin Valencia's zu werden. Am 30. Oktober 1523 fertigte der König für sie in Pamplona eine Instruktion aus, worin er sagte, in Valencia seien so verwegene und enorme Verbrechen mit so schwerer Schädigung seiner Einkünfte und Interessen verübt worden, daß sie scharfe Züchtigung verdienten. Verzeihung habe nur er, keiner seiner Diener gewähren können; die ohne seine ausdrückliche Erlaubnis ausgesprochenen Begnadigungen seien deshalb nichtig; die Königin solle ohne Rücksicht auf dieselben verfolgen und züchtigen alle, welche während der Rebellion an der Spitze der Städte und Gemeinden gestanden, alle, welche im Heer der Rebellen einen Posten bekleidet, und diejenigen, welche sonst nach der Meinung der Königin den Aufruhr hauptsächlich angestiftet und befördert. Die eigentlichen Häupter der Germania waren größtenteils in den blutigen Kämpfen dieses Bürgerkriegs untergegangen; aber es blieben freilich noch genug, welche man schuldig finden konnte, wenn man vergessen wollte, daß diese ganze Bewegung ursprünglich durch die Krone geweckt und gestärkt worden war. Nachdem Germaine Ende Dezember in Valencia eingezogen war, wurden in der Nacht des 9. Januar 1524 im ganzen Reiche massenhafte Verhaftungen vorgenommen, denen bald massenhafte Hinrichtungen folgten. Tausende trieb der Schrecken aus ihrer Heimat. 5000 Häuser standen leer. Alle Gemeinden und Korporationen, von denen man meinte, daß sie sich

an der Bewegung beteiligt hätten, mußten ihre Schuld durch Geldsummen büßen. Eine neue Flut ergoß sich in die königliche Kasse durch diese Zahlungen und durch die Konfiskationen, denen die Güter der Verurteilten erlagen. Der Adel, welcher Millionen eingebüßt, wurde mit 40 000 Dukaten abgefunden*).

Mehr als einmal hatte die Volkserhebung von Valencia die benachbarten Gebiete anzustecken gedroht; die südlichen Landschaften Aragons standen wiederholt auf dem Punkte, in die Bewegung einzutreten; da es hier aber keine Städte von irgend welcher Bedeutung gab, gelang es den aristokratischen Behörden in Zaragoza, die Ruhe zu erhalten. Dagegen wurde Mallorca aufs heftigste von der Bewegung ergriffen, welche hier, wie es scheint, noch verheerender im Haß der Stände und Familien gegeneinander wütete als in Valencia**). Erst im März 1523 wurde der Vizekönig von Mallorca des Aufstandes völlig Herr.

Als die Germania in das radikale Fahrwasser geriet, nahm sie im Süden Valencia's eine eigentümliche religiöse Wendung. Der größte Teil der ländlichen Bevölkerung gehörte hier noch dem Islam an; die maurischen Bauern, Pächter und Tagelöhner bildeten direkt und indirekt die Hauptstütze des adeligen Grundbesitzes. Da nun der Haß der Verbündeten gegen die Ritter immer heißer erglühte, rief er den Glaubenseifer zu Hilfe und verkündete neben der Ausrottung des Adels die des Unglaubens. Die Mauren wurden, wohin der Arm der Germania reichte, zur Taufe gezwungen oder, wenn sie sich widersetzten, aus dem Lande getrieben. Natürlich kehrten sie, sobald der Sturm sich gelegt hatte, zu ihrem Glauben und

*) Sayas p. 554. 645 f.

**) Schon am 18. November 1522 schreibt Karl seiner Tante: „Der Vizekönig von Mallorca hat mehr als 1500 von den Rebellen gezüchtigt, und hofft, den Rest bald zu unterwerfen, so daß, Gott sei Dank! meine Königreiche hier von jetzt an durchaus in gutem Gehorsam und Frieden leben werden et bien de coupables par moy et ma justice chastiez."

zu ihren Hütten zurück, von ihren Herren wenig gestört, welchen die mauriſchen Unterthanen doppelt ſo viel zahlten als die chriſtlichen. Sobald die Inquiſition von dieſem Abfall erfuhr, veranſtaltete ſie in Madrid eine große Conſulta, zu welcher die Räte von Caſtilien, Aragon, den Militärorden und Indien, auch verſchiedene namhafte Theologen zugezogen wurden. Nach wochenlangen Beratungen kam man zu dem Schluſſe, daß die Mauren richtig getauft und verpflichtet ſeien, am chriſtlichen Glauben feſtzuhalten. Am 23. März 1525 erſchien der König ſelbſt in der Sitzung und billigte und bekräftigte den Beſchluß, daß die Mauren nötigenfalls mit Gewalt gezwungen werden müßten, in dem Chriſtentum zu bleiben, welches ihnen die Germania auferlegt hatte. Kommiſſäre, unter ihnen der obengenannte Guevara, gingen nach Valencia, um den am 4. April vom Könige ausgefertigten Befehl zu vollſtrecken. Die Mauren aber, ſtatt zu gehorchen, bewaffneten ſich und zogen, 16000 Mann ſtark, in die Berge, wo man ihnen ſo wenig anhaben konnte, daß man froh war, ſie nach viermonatlichen fruchtloſen Kämpfen zu einer Kapitulation zu bewegen.

Die Kommiſſäre ſtanden auf dem Punkte, nach Caſtilien zurückzukehren, als ſie ein neuer Befehl des Königs erreichte. Karl lebte damals, nach dem großen Siege, welcher König Franz zu ſeinem Gefangenen gemacht hatte, im Hochgefühle ſeiner kaiſerlichen Macht und ſeines katholiſchen Berufs; dieſem meinte er zunächſt in Spanien nachkommen zu müſſen dadurch, daß er alle noch in demſelben lebenden Mauren nötigte, Chriſten zu werden. Unter dem 13. September erließ er ein Schreiben, welches dieſen ſeinen Willen den Mauren von Valencia ankündigte. Der Rat von Aragon hatte ſich vergebens bemüht, Karl von einem ſolchen Vorgehen abzuraten, das bei der in Valencia noch herrſchenden Gärung leicht die kaum beſchwichtigten Unruhen erneuern könne. Karl hatte erwidert, große Dinge ſeien immer mit großen Schwierigkeiten verbunden, ein Fürſt dürfe ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen. Er wiſſe wohl,

daß sein Befehl in Valencia mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge haben werde, aber er handle im Dienste Gottes. Er sei entschlossen, das Unternehmen durchzuführen, entstehe daraus, was da wolle; denn er könne Gott nicht anders für die großen Wohlthaten danken, welche er ihm besonders dadurch erwiesen, daß er den König von Frankreich in seine Gewalt gegeben habe.

Die Kommissäre begannen seit Anfang Oktober den Befehl des Königs zu vollstrecken, indem sie die Aufforderung an die Mauren, sich zu bekehren, sofort mit den härtesten Maßregeln verbanden: es sollte niemand von ihnen seinen Wohnort verlassen bei Strafe, der Sklave dessen zu werden, der ihn antreffe; es sollte niemand das Geringste verkaufen, jeder einen blauen Halbmond am Hute tragen u. s. w. Bis zum 8. Dezember sollten sämtliche Mauren getauft sein. Da das aber in keiner Weise geschah, erschien ein neues Edikt: alle nicht getauften Mauren sollten bis zum letzten Dezember Valencia, bis zum letzten Januar Spanien geräumt haben. Damit sie aber nicht die schon so lästige Macht der Barbaresken Afrika's mehrten, sollten sie Spanien durch keinen anderen Hafen verlassen dürfen als durch das am entgegengesetzten Ende der Halbinsel gelegene Coruña!*)

Sandoval, welcher das Vorgehen seines Helden als ein höchst christliches preist, bekennt zugleich, von allen Mauren Valencia's (und es habe damals in diesem Königreiche 26000 maurische neben 22000 christlichen Häusern gegeben**) hätten sich nicht sechs aus Ueberzeugung taufen lassen. Sehr viele verschmähten es aber auch, Heimat und Habe durch die Taufe zu retten, flohen vielmehr in die Berge und begannen da einen Kampf der Verzweiflung gegen die Verkündiger der Religion der Liebe. Bei diesem Unternehmen mußte ihnen zu statten

*) Sayas p. 777 ff. 797 ff. Sandoval 1, 677 ff.

**) Diese Zahlen können nicht richtig sein, da sie eine viel zu geringe Bevölkerung des Königreichs ergeben würden.

kommen, daß der Adel Valencia's sich durch des Königs Verfahren in seiner wirtschaftlichen Existenz schwer verletzt fühlte und nicht geneigt sein konnte, diejenigen auszurotten, auf welchen sein durch die letzten Jahre überdies schlimm mitgenommener Wohlstand zum großen Teil ruhte. So gewannen namentlich die Mauren, welche sich im Nordwesten des Königreichs auf den steilen Kämmen der schwer zugänglichen Sierra Espadan wie ein kleiner Kriegerstaat eingerichtet hatten, die Möglichkeit, viele Monate hindurch ihre Felsenburgen gegen die Angriffe stets wachsender Scharen zu verteidigen. Als der Herzog von Segorbe zum erstenmal im April 1526 ein Heer in die Gebirgswildnis führte, wurde es blutig zurückgeschlagen; den Felsblöcken, welche die Mauren auf die Angreifenden hinabrollten, vermochten sie nicht zu widerstehen. Die Mauren brachen jetzt in die christlichen Dörfer, raubten, mordeten, entweihten die Kirchen. Das entzündete den Fanatismus der Christen. Aber jetzt hatten sich auch die Mauren in den benachbarten Orten Aragons erhoben. Erst im Juli konnte der Herzog von Segorbe zum neuen Angriff vorgehen. Da die Mauren es wagten, ihm in das Thal entgegenzurücken, schlug er sie aufs Haupt; aber in die Sierra selbst einzudringen, hielt er sich nicht stark genug. Da verkündete der päpstliche Nuntius reiche Indulgenzen für die Teilnehmer an diesem heiligen Kriege. Alles Christenvolk kam in Bewegung. Seit dem August erfüllte sich das Gebirge mit unablässigem Kampfgetümmel. Aber wie stark die Scharen der Kreuzträger anschwollen, die Mauren behaupteten ihre unnahbaren Felsen. Die Christen Valencia's vermochten ihrer nicht Herr zu werden. Da schickte der König auf den Hilferuf der Königin Germaine und des Herzogs von Segorbe jene deutschen Landsknechte, welche er vor vier Jahren mit sich ins Land gebracht und seitdem durch neue Werbungen verstärkt hatte und welche jetzt, da er sie in Spanien nicht mehr nötig zu haben glaubte, nach Italien eingeschifft werden sollten. Diese Deutschen gaben dann

dem Angriffe der Chriſten die Kraft der Unwiderſtehlichkeit. Da man die Felſen der Mauren von vier Seiten zugleich beſtürmen konnte, erlagen ſie am 19. September der Uebermacht. Am 10. Oktober kapitulierten die letzten Haufen. Zahlreiche Hinrichtungen, Zerſtörungen der Moſcheen, Verbrennungen der arabiſchen Bücher rotteten den Islam in Valencia aus, wo er nächſt Granada die ſtärkſten Wurzeln geſchlagen hatte*).

Die Glaubenseinheit der katholiſchen Monarchie hatte einen wichtigen Schritt vorwärts gethan, der Wohlſtand des Landes aber einen ebenſo ſtarken Rückſchritt. Die früher ſo üppigen Gefilde Valencia's glichen einer Trümmerſtätte. Das Bürgertum der Städte war nicht nur in ſeinem Streben, in der munizipalen Verwaltung eine beſcheidene Stellung neben dem Adel zu gewinnen, geſcheitert, es hatte auch die Kräfte eingebüßt, welche ihm ein ſtärkeres Selbſtgefühl, eine größere Regſamkeit gaben. Dumpfe Unterwürfigkeit war hinfort ſein Los. Der Adel, nachdem er in den Kämpfen der Germania unendliche Verluſte erlitten, wurde noch ſchwerer durch die Ausrottung ſeiner mauriſchen Unterthanen betroffen. Dieſe ſelbſt, ſoweit ſie das Leben gerettet, waren ein gebrochenes Volk.

Nicht viel weniger unheilvoll geſtalteten ſich die Ergebniſſe der niedergeſchlagenen Erhebung der Städte Caſtiliens für dieſes. Wie ſchwach haben wir doch früher bürgerliche Betriebſamkeit, die Kraft des Handwerks, der Induſtrie, des Handels in dieſen Kernlanden der ſpaniſchen Monarchie gefunden! Die Comunidad, wie ſtark ſie ſich auch mit fremdartigen Beſtrebungen vermiſchte, ſchloß immerhin den Verſuch in ſich, dem bürgerlichen Element in dem ſtädtiſchen Leben einen Platz neben Adel und Klerus zu erringen. Ein glücklicher Ausgang hätte vielleicht nur eine langſame Hebung der wohlthätigen Kräfte des Bürgertums herbeigeführt; die Niederlage des Städteaufſtands mußte bürgerliches Streben, die Schätzung bürger-

*) Lafuente 11, 451 ff.

licher Arbeit noch tief unter das bescheidene Niveau herabdrücken, auf dem wir es vor dieser Bewegung gefunden haben. Nun war sie ja allerdings in der Hauptsache auf das eigentliche Alt- und Neucastilien beschränkt geblieben. Weder die andalusischen Königreiche noch Estremadura, Galicien, Asturien, die Baskenlande und Murcia hatten an ihr irgend welchen oder doch einen nennenswerten Anteil genommen. Aber in manchen dieser Landschaften, namentlich in Murcia und Andalusien, hatten die den Comuneros verwandten Elemente wenigstens versucht, ihre Städte in den Kampf hineinzuziehen. Diese Elemente wurden natürlich auch hier von dem allgemeinen Rückschlage betroffen. Hauptsächlich aber kommt hier in Betracht, daß Alt- und Neucastilien deshalb der eigentliche Kampfplatz geworden waren, weil sie den politisch vorzugsweise thätigen Teil des ganzen Reichs darstellten. Neben ihnen hatten die vorhin genannten, in der Peripherie liegenden Königreiche und Landschaften auf den Cortes wenig oder nichts zu bedeuten. Nun stand es ja in dem Buche der Zeiten geschrieben, daß populäre oder ständische Gewalten, weil einem falschen, gemeinschädlichen Egoismus ergeben oder durch die Unklarheit ihrer Bestrebungen gehemmt, neben der fürstlichen Macht fast überall in Europa mehr und mehr versinken sollten. Was wir von den Volksbewegungen Spaniens kennen gelernt haben, ist kaum geeignet, den Glauben zu erwecken, daß die Spanier besser als Franzosen, Italiener, Deutsche u. s. w. geeignet gewesen wären, ihrem Staate einen gewissen volkstümlichen Charakter zu erhalten oder zu gewinnen. Mehr als andere bedurften sie vielmehr der ordnenden und zügelnden Hand eines starken Königtums, aber mehr als alle auch der fördernden, bildenden, fürsorgenden Hand eines volksfreundlichen Regiments. Hier waren tausend Wunden zu heilen, welche nicht allein die letzten Jahre, sondern Jahrhunderte geschlagen hatten. Hier bedurfte es der stillen, ruhigen, sparsamen Arbeit einer umsichtigen Verwaltung, welche erkannte, daß die Förderung der bescheidenen Interessen

des Landbaues und Gewerbes nicht nur für das Gedeihen des ſpaniſchen Volkes, ſondern auch für die Solidität der ſpaniſchen Macht unentbehrlich ſei. Daß Spanien allein das zuverläſſige Fundament ſeiner Weltſtellung ſein könne, daß er ſich deshalb des Gehorſams, der Ergebenheit Spaniens vor allem verſichern müſſe, hatte Karl erkannt. Mit überraſchender Klarheit betont er den Anliegen ſeines Bruders und ſeiner Tante gegenüber immer wieder, daß er flandriſche und deutſche Bedürfniſſe nicht mit ſpaniſchen Mitteln decken dürfe, daß die Pfründen und Aemter Caſtiliens den Caſtilianern bleiben müßten, damit ſie immer williger würden, ſeiner Krone zu dienen. Nur aus dieſer Einſicht iſt es ferner zu erklären, daß er ſieben Jahre, eine Zeit der größten Begebenheiten und Umwandlungen, welche oft ſo dringend ſeine Anweſenheit in Italien, beſonders in Deutſchland erheiſchten, in Spanien blieb. Aber die andere, ebenſo weſentliche Einſicht, daß dieſes Spanien ſeine Weltmacht nur dann wirklich ſtützen könne, wenn es ſich in den hauptſächlichen Vorausſetzungen moderner Kultur dem übrigen Europa nähere, wenn in ihm die ergiebigen Quellen der Bildung und des Reichtums erſchloſſen würden, aus denen der Wohlſtand Frankreichs und der Niederlande hervorgegangen war, dieſe Einſicht ſcheint ihm fremd geblieben zu ſein*). Aber freilich, wenn er ſie auch gehabt hätte, wenn das Kind des ſtädtefrohen Flandern durch den grellen Kontraſt zwiſchen den heimatlichen und den ſpaniſchen Zuſtänden auf den Punkt aufmerkſam geworden wäre, wie hätte

*) Ich muß allerdings bekennen, daß es mir unmöglich geweſen iſt, über Karls ſpaniſche Verwaltung ein genaues Urteil zu gewinnen. Die ſpaniſchen Quellen bieten dafür nichts, und des Kaiſers Korreſpondenz, ſoweit ſie mir bekannt iſt, geht über allgemeine Andeutungen nicht hinaus. Er ſchreibt öfter im Herbſt 1522, er beſchäftige ſich nun angelegentlich damit, gute Polizei und Juſtiz zu begründen und eine tüchtige Verwaltung ſeiner Domänen. (So den 28. Oktober an Margarete: Mects peine pour donner ordre et police a la justice, au bien public et a mon demaine, pour men prevaloir en ladvenir au bien de tous mes pays et subjectz.) Was aber darin erreicht wurde, weiß ich nicht.

er es einrichten sollen, danach zu handeln? Die Früchte selbst der besten Verwaltung reifen nur langsam. Er hatte keine Zeit, auf das nachhaltige Erstarken des spanischen Wohlstandes zu warten. Er brauchte sofort, was Spanien irgend aufbringen konnte. Seine Weltstellung zwang ihn, in jedem Lande, das seinem Zepter unterthänig wurde, Raubbau zu treiben. Wie hoch er Spanien schätzen mochte, seine Politik machte ihn fortwährend auch für Spanien zum Fremden. Er konnte Spanien nicht voll angehören, seine Lebenszwecke nicht mit den spanischen Lebensinteressen identifizieren. Im Gegenteil, je inniger er Spanien an sich zu ziehen, das spanische Leben mit seinen Bestrebungen zu durchdringen, seine katholische Politik zum Mittelpunkte der Gedanken und Empfindungen dieses katholischen Volkes zu erheben suchte, um so verderblicher mußte sein Walten gerade für dieses Spanien werden.

Denn da er diesem Hauptstaate seiner Weltmonarchie das nicht zu geben vermochte, was ihm am dringendsten not that, mußte er um so mehr den verderblichen Leidenschaften schmeicheln, welche in diesem Volke lebten: dem religiösen Fanatismus, dem Adelsstolz, der hochmütigen Verachtung aller anderen Völker und ihrer Bildungsart, der Prunksucht, der Herrschgier und den soldatischen Passionen. Im Beginne seiner Regierung hatten die Spanier ihm zugerufen, wenn er zu ihnen komme und bei ihnen lebe, würden sie ihn zum Herrn der Welt machen. Das war, seit der große Hauptmann die castilianischen Tercios auf die Schlachtfelder Italiens geführt hatte, das tiefste Verlangen der spanischen Seele geworden: der Welt zu gebieten. Der Welt zu gebieten, hielt dieser katholische König, dem Gott die kaiserliche Macht anvertraut hatte, für seinen Beruf und seine Pflicht. Er mußte ihr gebieten, wenn er die seinem Schutze anvertraute Christenheit vor den furchtbaren Gefahren beschirmen sollte, welche ihr drohten, vor den Angriffen der Ungläubigen und der Ketzer. Der Weltmacht der Osmanen konnte, so schien es, die Christenheit nur widerstehen, wenn

ihre kriegerischen Kräfte unter einem Haupte geeinigt würden und wenn ihr Glaube von jeder Spaltung bewahrt bliebe. Unmöglich hätte ein Herrscher Ziele aufstellen können, welche das spanische Herz mehr entzückten. Die Herrschgier gewann dadurch den edelsten Zweck. Indem der spanische Caballero das Schwert zog, um sich die Welt unterthänig zu machen, konnte er sich einreden, lediglich seine Christenpflicht zu erfüllen. Der Kampf, welchen seine Ahnen, soweit die Erinnerung reichte, auf der Halbinsel gegen den Islam geführt, der sich soeben, wie wir sahen, in Valencia erneuerte, dieser Kampf sollte nun die Welt umspannen. Wer dem Unglauben ans Leben wollte, der mußte sich dem Kaiser gewordenen katholischen Könige unterordnen; wer es nicht that, war ein schlechter Christ.

So schlossen die kaiserlichen und die spanischen Herzenswünsche den innigsten Bund. Hätte Karl in Castilien das Licht der Welt erblickt, er hätte unmöglich sein Streben dem glühendsten Verlangen des spanischen Gemüts besser anpassen können. Indem die kaiserliche und die spanische Macht eins wurde, begann eine Epoche spanischer Weltherrschaft, aus welcher die üppige Blüte spanischer Dichtung und Malerei aufsproßte. Als sie aber verwelkte, war die spanische Lebenskraft gebrochen. Da der stolzen Nation die Macht über andere schwand, sank sie in das tiefste Elend. Denn in sich und durch sich zu leben, hatte sie nicht gelernt. Der Kaiser, den sie als ihren größten Herrscher vergötterte, hatte ihr die Möglichkeit geboten, mit wesentlich mittelalterlichen Kräften der modernen Welt das Gesetz zu diktieren. Im Mittelalter war sie begraben, als die Welt das spanische Joch abwarf. Da liegt sie trotz zahllosen Umwälzungen im wesentlichen heute noch.

Indien.

Dieſe verhängnisvolle Entwickelung des ſpaniſchen Weſens wurde auf das mächtigſte durch Ereigniſſe gefördert, von denen bisher keine Rede war, welche jetzt aber berührt werden müſſen, weil ſie für Karls Weltmacht die großartigſten Ausſichten eröffneten.

Die Entdeckung Colons hatte lange den ſpaniſchen Finanzen und dem geſamten ſpaniſchen Haushalt nur beſcheidenen Gewinn gebracht. Als Karl die Regierung der katholiſchen Monarchie antrat, befanden ſich ihre indiſchen Beſitzungen ſogar in ſchwerer Bedrängnis. Die erſten Eroberer und Anſiedler hatten mit den reichen Naturſchätzen der Antillen gar übel gehauſt. Sie hatten bei der gierigen Ausbeutung der Goldminen und Perlenfiſchereien die an ein bequemes Dahinleben gewöhnten Eingeborenen ſo maßlos angeſpannt, die geſamten Exiſtenzbedingungen dieſer harmloſen Naturkinder ſo gröblich verkannt, daß die Bevölkerung der Inſeln mit unglaublicher Geſchwindigkeit verſchwand, wodurch dann die Anſiedler alsbald in empfindlichſte Not gerieten.

Schon in den letzten Jahren König Ferdinands ſtellte ſich die Notwendigkeit heraus, in die wirren Verhältniſſe der Inſeln einige Ordnung zu bringen. Die Spanier, welche von Caſtilien aus die indiſche Welt regierten und in Sevilla die monopoliſtiſche Ausbeutung des Verkehrs mit derſelben leiteten, hatten

sich auf die unglücklichen Eingeborenen gestürzt und durch die sogenannten Repartimientos viele Hunderte derselben zu ihren thatsächlichen Sklaven gemacht. Die auf die Inseln geschickten Beamten hatten dieses Beispiel ihrer Oberen nachgeahmt; infolge davon fehlte es für die spanischen Ansiedler sehr bald an Arbeitskräften, da sie selbst ebensowenig wie die Beamten arbeiten wollten und die Indier von einer rapiden Sterblichkeit hinweggerafft wurden. Den dringenden Klagen über den wachsenden Notstand der Kolonien suchte nun König Ferdinand dadurch abzuhelfen, daß er am 22. Februar 1512 aus Burgos eine Verordnung erließ, wonach niemand mehr als dreihundert Indier auf einer Insel besitzen sollte, damit alle Spanier, welche sich mit großer Gefahr dahin begäben, die für ihr Gedeihen unentbehrliche Zahl von Indiern erhalten könnten*). Weiterhin wurde dann aber in demselben Jahre eine lange Reihe von Dekreten verkündigt, welche die bisherigen Uebel unendlich verschlimmern mußten. Unter dem Vorwande, daß die Indier nie zu „unserem heiligen katholischen Glauben" bekehrt werden könnten, wenn sie fern von den Spaniern in ihren Dörfern lebten, wurde befohlen, daß dieselben in der Nähe der spanischen Städte angesiedelt werden müßten, wo man besser für ihr geistiges wie körperliches Wohl sorgen könne**). Da sollten für je fünfzig Indier vier Strohhütten aufgeschlagen, eine andere Hütte als Kirche eingerichtet werden u. s. w. Diese Dekrete beschleunigten das Verderben.

Zwei Jahre später traf der König nach langen Verhandlungen eine neue Anordnung, welche bestimmte, daß niemand mehr als achtzig und weniger als vierzig Indier haben, daß

---

*) Coleccion de documentos inéditos del archivo de Indias 1, 237 ff. (Der Kürze wegen citiere ich diese Sammlung weiterhin als Documentos de Indias.)

**) Las Casas, Historia de las Indias in der Coleccion de docum. inéd. de Espana 64, 418 ff. Herrera, Historia general de Indias (Madrid 1601) Dec. I p. 324 ff.

nur verheiratete Spanier eine derartige Encomienda erhalten, daß aber alle in Spanien lebenden und ebenso alle Beamten davon ausgeschlossen sein sollten. Um diese neue Ordnung ins Leben zu rufen, schickte der König zwei „sehr edle Herren" nach Española, welches damals noch den Mittelpunkt des spanischen Indien bildete. Die edlen Herren nahmen nun allerdings eine ganz neue Verteilung der Indier vor, kümmerten sich dabei aber um die Vorschriften des Königs sehr wenig. Vor allem bedachten sie die Leiter des indischen Rats in Spanien und sich selbst mit den stärksten Repartimientos, indem sie diesem 243, jenem 261 Indier zuwiesen u. s. f., wie die von ihnen selbst aufgesetzte Akte sagt; in Wirklichkeit sollen sie an solche Begünstigte bis zu 600 Indier gegeben haben. Dann kamen die Beamten, die Regidoren der sogenannten Städte und diejenigen, welche die Gunst der Herren zu gewinnen wußten, mit großen Ziffern an die Reihe, wonach dann für die eigentlichen Ansiedler nur noch wenig übrig blieb*).

Indem man so das Los der Indier alle paar Jahre mit äußerster Willkür und Rücksichtslosigkeit änderte, ging die Entvölkerung der Inseln mit erschreckender Schnelligkeit fort. Nachdem schon früher Dominikaner ihre Stimme gegen die unmenschliche Ausbeutung der Indier erhoben hatten, begab sich im Jahre 1515 ein Geistlicher, der im Frühling 1502 mit dem Gouverneur Ovando nach Española gekommen war, Bartolomé de Las Casas, nach Spanien, um König Ferdinand vorzustellen, daß diese ganze reiche Welt unaufhaltsamem Ver-

*) Documentos de Indias 1, 248 f. 250 ff. Wenn die Herausgeber dieser Sammlung S. 249 die Verordnung von 1514 mit der vom 22. Februar 1512 zusammenwerfen, so ist das bei dem sehr verschiedenen Inhalt beider schwer zu begreifen. Leider läßt überhaupt die Redaktion dieser wichtigen Sammlung sehr viel zu wünschen übrig. Daß die im ersten Bande gedruckte Verordnung Ferdinands vom 22. Februar 1512 im zehnten Bande wiederholt, einer nach jener Verordnung im ersten Bande publizierten Relation von 1516 im zehnten Bande dieselbe Ehre widerfährt, ist noch nicht das Schlimmste.

derben geweiht sei, wenn man nicht in der Behandlung der Eingeborenen einen ganz neuen Weg einschlage. Da bald nach seiner Ankunft in Castilien der König starb, wollte sich Las Casas zu Karl nach den Niederlanden begeben, wurde aber von Cisneros mit der Aufforderung zurückgehalten, ihm die geeigneten Vorschläge zu machen, und mit dem Versprechen, dieselben nach Möglichkeit zu befolgen. Las Casas hatte das Treiben der Spanier in der Neuen Welt mit wachsendem Abscheu beobachtet und die Ueberzeugung gewonnen, daß das bisherige System der Repartimientos und Encomiendas nicht nur den Eingeborenen, sondern auch den Spaniern zum Verderben gereichen müsse. Denn wenn sie fortführen, die Indier wie Lasttiere in den Minen arbeiten zu lassen, würde in kurzem die ganze Inselwelt der Antillen, aber auch das benachbarte Festland entvölkert sein, auf dem man längst angefangen hatte, Menschenjagden zu veranstalten, um die ausgehenden Arbeitskräfte der Inseln zu ergänzen; und da die Spanier in diesem Klima weder arbeiten wollten noch könnten, würden die herrlichsten und reichsten Länder der Welt bald in Wüsteneien verwandelt sein. Las Casas ging von der Ansicht aus, die Spanier könnten nur dadurch ein Recht auf Indien gewinnen, daß sie den Bewohnern desselben christlichen Glauben und christliche Gesittung brächten. Indem er mit dem Anspruch der katholischen Monarchie Ernst machte, stellte er die Bekehrung der Indier an die Spitze des ganzen Unternehmens. Dafür aber sei bisher gar nichts geschehen. Die Spanier hätten sich bisher nicht als Diener des Christentums, sondern als „Priester des Teufels" erwiesen und gegen die Indier so gehandelt, daß dieselben in dem Christentum eine Erfindung der Hölle sehen müßten. Wenn die Spanier ihre erste Pflicht erfüllten, die Indier so behandelten, wie es Christen gebühre, sie in ihrer natürlichen, durch christliche Zucht veredelten Freiheit beließen, würden sie zugleich für ihr eigenes Interesse und für die Größe und den Ruhm ihrer Könige am besten sorgen. Denn dann

würden diese Inseln und das Festland den blühendsten und glücklichsten Teil des spanischen Reiches bilden, dann würden die spanischen Ansiedler dort wahrhaft gedeihen und die Krone immer wachsende Einkünfte beziehen, während die bisherige Weise mit den Indiern zugleich die Spanier zu Grunde gerichtet habe und nirgends größeres Elend herrsche als auf diesen von Gott zum Paradiese geschaffenen Inseln.

Obwohl die bisherigen Leiter der indischen Angelegenheiten, der Bischof von Burgos, Juan Rodriguez de Fonseca, an der Spitze, Las Casas alle möglichen Schwierigkeiten bereiteten, drang er doch bei Cisneros in überraschendem Maße durch. Drei Brüder des Hieronymitenordens (denn nur bei Mönchen glaubte man die erforderliche Uneigennützigkeit voraussetzen zu können) sollten nach Española gehen und dort eine ganz neue Ordnung begründen. Womöglich auf Grund der Freiheit der Indier. Hatte man die Unglücklichen vor wenigen Jahren aus ihren Dörfern gerissen und diese niedergebrannt, so sollten sie jetzt wieder in Dörfern von ungefähr 300 Einwohnern möglichst in der Nähe der Minen gesammelt werden, welche unter einem Administrator zu stehen hätten, der dafür zu sorgen habe, daß die Indier unter ihren Kaziken im Besitze des nötigen Landes ihre volle Freiheit genössen, aber auch in guter Zucht lebten, sich anständig kleideten, in Betten schliefen u. s. f. Ein Geistlicher und ein Sakristan würden in jedem Dorfe dessen Bewohner zu guten Christen erziehen und die Kinder im Lesen, Schreiben und in der spanischen Sprache unterrichten. Jedes Dorf sollte womöglich 10 oder 12 Stuten, 50 Kühe und 600 Schweine erhalten. Nur die Männer über 20 und unter 50 Jahren sollten künftig in die Minen gehen, und zwar immer nur der dritte Teil derselben, damit die anderen die Aecker mit der nötigen Sorgfalt bestellen könnten. Die den Mönchen erteilte Instruktion schrieb jedoch diese Art des Vorgehens nicht absolut vor. Nachdem sie im Sinne von Las Casas das System der Befreiung der Indier und ihrer Wiedervereinigung

in Dörfern bis in die kleinsten Einzelheiten entwickelt hatte, fuhr sie fort: „Und in dem Falle, daß sich fände, daß sich dieses erste Heilmittel nicht anwenden ließe und es notwendig erschiene, die Encomiendas wie bisher zu lassen," in diesem Falle sollten die Hieronymiten die Gesetze König Ferdinands über die Behandlung der Indier vom Jahre 1512 einer Revision unterziehen, für welche wieder sehr bestimmte Normen angegeben wurden, durchaus darauf berechnet, die Indier vor den bisher erlittenen Mißhandlungen zu schützen*).

Las Casas selbst durfte, wie er erzählt, die drei Hieronymiten auswählen, hatte aber den Kummer, daß sie unmittelbar nachher ihm den Rücken kehrten, ihr Ohr den an der Erhaltung der bisherigen Mißbräuche Interessierten liehen und, als sie in Española ankamen, einen Weg einschlugen, welcher nicht nur von seinen idealen Plänen weit abführte, sondern auch der ihnen erteilten Instruktion entgegenlief. Nach ihrem ersten Berichte vom 20. Januar 1517**) schien es für sie von vornherein entschieden, daß das System der Befreiung der Indier nicht anwendbar sei. Anfangs, schrieben sie, habe unter den Spaniern der Insel eine große Aufregung geherrscht, weil aus Spanien die Kunde gekommen sei, ihr Auftrag gehe dahin, die Indier zu befreien, was sie also offenbar nicht als ihren Auftrag ansahen. Sie wollten übrigens, ehe sie alles genau

*) Die von Cisneros und Adrian unterzeichnete Instruktion ist in den Documentos de Indias 11, 258 ff. abgedruckt. Es charakterisiert die Sorgfalt der Redaktion dieser wichtigen Sammlung, daß sie dasselbe Aktenstück im 23. Bande S. 310—331 allerdings mit einigen Verbesserungen abermals abdruckt, hier aber als zum Jahre 1518 gehörend, während sie es im 11. Bande richtig ins Jahr 1516 gesetzt hatte. Daß Cisneros im Jahre 1518 nicht mehr lebte und daß sie im 1. Bande die Berichte der auf Grund dieser Instruktion abgesandten Hieronymiten aus dem Jahre 1517 gedruckt hatten, scheinen die Herausgeber vergessen zu haben. Was Las Casas in seiner Historia de las Indias 65, 296 ff. als Instruktion der Hieronymiten gibt, ist nur ein Teil aus dem ersten Stück derselben, wonach Cisneros unbedingt die Freigebung der Indier gewollt hätte.

**) Documentos de Indias 1, 267 ff.

unterſucht, kein Urteil abgeben, da es ſehr ſchwierig ſei, ins klare zu kommen. Bis jetzt hätten ſie ſich darauf beſchränkt, die Indier allen in Caſtilien Lebenden zu nehmen, denn das habe jedermann auf der Inſel für notwendig erklärt. Den Beamten und Richtern aber die Indier zu nehmen, gehe nicht an, weil dieſelben ſonſt nicht leben könnten. Alſo nicht einmal die Weiſung König Ferdinands von 1514 fanden ſie ausführbar!

In einem ſpäteren Berichte vom 22. Juni 1517 ſehen wir die Hieronymiten in der Hauptfrage noch nicht weiter gekommen. Sie finden übrigens, daß die Indier „ſehr gut behandelt werden, wenigſtens beſſer als je zuvor", da ſie ſtrenge Aufſicht führten. Sie meinen, Eſpañola würde das reichſte Land ſein und mehr Einkünfte liefern als irgend ein anderes Gebiet des Königs, wenn die Inſel richtig bebaut würde. Aber jetzt fehlten dafür die Menſchen, und die auf der Inſel lebenden ſeien ſo elend und erſchöpft, daß ſie im Landbau nichts leiſten könnten. Sie finden es ſeltſam, daß ſo große Armut herrſche, wo ſo viel natürlicher Reichtum vorhanden ſei. Aber alles ſei mit ſo großen Koſten verbunden, daß es kaum jemand ohne Schulden gebe. Sie erklären die Einfuhr von Negern für notwendig, um die unentbehrlichen Arbeitskräfte zu gewinnen. Dann müſſe man die wütenden Feindſchaften unter den Spaniern beſchwichtigen, die freilich ſo heftig, daß es ohne beſondere göttliche Hilfe unmöglich erſcheine, ſie zu beſeitigen. Einen ſehr ſchweren Uebelſtand ſehen ſie darin, daß durch das Monopol Sevilla's die natürliche Entwickelung der Kolonien niedergehalten, der Verkehr mit Spanien gehemmt werde. Ehe nicht ganz Spanien direkt mit den Kolonien Handel treiben könne, werde die jetzt herrſchende unglaubliche Teuerung nicht aufhören. Ferner müſſe man allen Europäern, nicht nur den Spaniern, erlauben, ſich auf den Inſeln niederzulaſſen, und endlich ſuchen, tüchtige andaluſiſche Bauern zur Einwanderung zu bewegen.

Den Hieronymiten war offenbar ihre eigentliche Aufgabe ſchon damals in den Hintergrund getreten; ſie ſuchten das

Heil der Inseln nicht in einer angemessenen Behandlung der Indier, sondern in der Anwendung von allerlei anderen Mitteln. Dem ungünstigen Urteile, welches Las Casas über ihre Thätigkeit fällt, kann man ja nicht ohne weiteres trauen; aber daß einer der Hauptteilnehmer an dem bösen Repartimiento von 1514 ihnen im Juli 1517 ein sehr anerkennendes Zeugnis ausstellt*), wirft ein bedenkliches Licht auf sie. Da sie von den auf der Insel angesiedelten Spaniern Gutachten über die Behandlung der Indier einforderten, erhielten sie unter anderen ein ausführliches Schriftstück von den Dominikanern, welche seit 1510 in Española lebten. Dasselbe erklärte sich mit demselben Eifer wie Las Casas für die Notwendigkeit, die Indier freizugeben. Denn jede Art der Abhängigkeit von den Spaniern müsse sie zu Grunde richten, da sich auf den Inseln „die infamste Sorte Menschen niedergelassen habe, von der man je gehört". Bei der ersten Zählung, die man nach der Ankunft der Spanier vorgenommen, hätten sich auf Española 1100000 Einwohner gefunden; davon wären im Jahre 1510 nur noch 46000, wenige Jahre später nur 16000 übrig geblieben und jetzt 1000. Ebenso verhalte es sich mit den anderen Inseln, von denen einige schon vollständig entvölkert seien**).

Da auch dieses Gutachten die Hieronymiten nicht zu anderem Verhalten bestimmte, faßte Las Casas den Entschluß, nach Spanien zurückzukehren, um Cisneros persönlich vorzustellen, wie traurig seine wohlmeinenden Absichten verkehrt würden. Als er aber im Juni 1517 in Castilien ankam, fand er den Kardinal bereits so krank, daß er ihn nicht sprechen konnte. Er stand abermals auf dem Punkte, nach Flandern zu reisen, als er von der glücklichen Landung Karls in Asturien erfuhr. Und an diesem neuen Hofe wurde ihm nun die wärmste Aufnahme zu teil. Las Casas kann namentlich die Weisheit des

*) Documentos de Indias 1, 290.

**) Las Casas 65, 336 ff.

Kanzlers Sauvage, welchen alle übrigen Spanier verwünschen, nicht warm genug preisen. Trotz den verzweifelten Anstrengungen der an Indien persönlich interessierten Spanier, namentlich des Bischofs von Burgos, das Mißtrauen des jungen Königs gegen ihn zu wecken, habe derselbe, erzählt Las Casas, den Befehl gegeben, Sauvage solle zusammen mit ihm die indischen Sachen ordnen. Dieser arbeitete nun eine Denkschrift aus, worin er empfahl, recht viele spanische Bauern zur Niederlassung auf den Inseln zu bewegen, da ja die indische Urbevölkerung bereits bis auf geringe Reste verschwunden sei. Außerdem aber riet auch er, wie die Hieronymiten bereits gethan hatten, die Einfuhr von Negersklaven an. Er spricht in seiner Geschichte Indiens bittere Reue darüber aus, daß er einen so verderblichen und sündhaften Vorschlag gemacht habe, da ja doch die Neger denselben Anspruch auf Freiheit hätten wie die Indier. Uebrigens lauteten alle um diese Zeit von den Antillen an die Regierung gerichteten Ratschläge so übereinstimmend dahin, daß die Einfuhr von Negern unentbehrlich sei, daß dieselbe ohne Zweifel auch ohne die Zustimmung von Las Casas darauf eingegangen sein würde. Sie fragte die indische Handelsbehörde in Sevilla, die sogenannte Contratacion, wie viele Neger wohl für die vier Antillen nötig sein würden. Die Antwort lautete: 4000. Nun erhielt der Gouverneur von Bresse, einer der mächtigen flandrischen Günstlinge, das Privilegium der Negereinfuhr, das er dann sofort für 25 000 Dukaten an Genueser Kaufleute verhandelte. Den Antillen thaten billige Arbeitskräfte not, die Genuesen trieben aber den Preis für die Neger so in die Höhe, daß man ihren Gewinn auf 300 000 Dukaten schätzte. So, jammert Las Casas, wurde den Inseln so wenig geholfen wie den Indiern, welche so lange in der Gefangenschaft blieben, bis es keinen mehr zu töten gab *).

*) Las Casas 65, 366 ff. Vergl. die damit übereinstimmenden Aussagen Documentos de Indias 1, 371. 378.

Mit seinen übrigen Vorschlägen zum Besten der Neuen Welt hatte Las Casas noch nichts erreicht, als Sauvage im Frühling 1518 starb. Nun bekam der Bischof von Burgos, der Präsident des indischen Rats, in den indischen Geschäften wieder die Oberhand, zumal er den bei Chièvres höchst einflußreichen und geschickten Francisco de los Cobos für sich gewonnen hatte. Aber Las Casas wurde das Glück zu teil, daß Sauvage's Nachfolger, Gattinara, ihm dasselbe Vertrauen schenkte wie jener und daß er an den acht Predigern des jungen Königs einen mächtigen Beistand gewann. In einem langen, lebhaften Kampfe wurde, während der König in Catalonien weilte, öfter in seiner Gegenwart, um das Schicksal der Indier gerungen*), aber nicht mehr um das Schicksal der Inselbewohner; denn Española wurde in den Jahren 1518 und 1519 von einer fürchterlichen Pockenepidemie heimgesucht, welche, wie Las Casas meint, nicht mehr als 1000 Indier übrig ließ. Seine Gedanken richteten sich nunmehr auf das Festland, damit es von dem Unglücke verschont werde, welches die Inseln in wenigen Jahrzehnten zu Grunde gerichtet hatte. Er wollte dort eine Kolonie spanischer Bauern gründen, welche an den freundlich behandelten und friedlich zivilisierten Eingeborenen Arbeitsgenossen finden würden. Und trotz allen Intriguen des Bischofs von Burgos und seiner Helfershelfer setzte Las Casas schließlich seinen Plan durch. Am Tage vor seiner Abfahrt von Coruña

*) Las Casas beschreibt 66, 127 ff. sehr anschaulich eine solche Verhandlung, welche in Gegenwart des Königs stattfand, nachdem die Nachricht von seiner Wahl zum Kaiser angekommen war, „weshalb man ihn Majestät nannte". Karl saß auf erhöhter Bühne, unter ihm auf Bänken die Mitglieder des Rats und die außerordentlich Zugezogenen, rechts Chièvres, der Admiral von Indien und der kürzlich angekommene Bischof von Darien, links Gattinara, der Bischof von Badajoz und andere. Chièvres und Gattinara stiegen, nachdem Karl Platz genommen, zu ihm hinauf, knieten und flüsterten lange mit ihm. Dann eröffnete Gattinara die Verhandlung, indem er den Bischof von Darien aufforderte, zu reden. Nachdem dieser gesprochen, begaben sich Chièvres und Gattinara wieder zum Könige und holten in leiser Unterhaltung seinen Willen ein. Dasselbe wiederholte sich nach jeder Rede.

unterzeichnete Karl das Dokument, welches Las Casas zur Ausführung seines Kolonialplanes ermächtigte.

Leider dürfen wir aber dem eifrigen Menschenfreunde auch in diesem Teile seiner Erzählung nicht vollen Glauben schenken. So wenig es der Wahrheit entspricht, wenn er uns Cisneros als unbedingten Anhänger seiner Ansichten schildert, so wenig werden Sauvage, Chièvres und Gattinara sich für seine etwas utopischen Pläne begeistert haben. Es wäre in der That sehr wunderbar, wenn namentlich Sauvage, welcher die Spanier in der rücksichtslosesten Weise ausbeutete, die schwärmerische Liebe von Las Casas für die Indier geteilt hätte. Es entsprach durchaus der sonstigen Politik der flandrischen Räte Karls, daß sie in Las Casas ein brauchbares Werkzeug erkannten, um die Spanier aus der Herrschaft über Indien zu verdrängen, sich dadurch den Zugang zu den indischen Schätzen zu öffnen. Es lag auch nahe, da die Einkünfte aus den Antillen mit jedem Jahre tiefer sanken, daß sie einer neuen Methode der Bewirtschaftung, welche bessere finanzielle Resultate versprach, ein geneigtes Ohr schenkten. Insofern Las Casas die bisherige Behandlung der Kolonien, welche ja thatsächlich Bankrott gemacht hatte, kritisierte und insofern er ihnen von seinem System eine erhebliche Steigerung der königlichen Einkünfte in Aussicht stellte, mochten sie ihm wohl zustimmen. Aber diese Steigerung konnte doch nur eintreten, nachdem die Regierung für die neue Art der Kolonialverwaltung nicht unerhebliche Aufwendungen gemacht hatte. Auch in Indien konnte man nicht ernten, ohne gesät zu haben. Die erfolgreiche Ansiedelung spanischer Bauern auf dem Festlande setzte voraus, daß die Regierung für Ueberfahrt, Häuserbau, für den ersten Unterhalt u. s. w. ziemlich beträchtliche Vorschüsse machte. Derartige, wenn auch noch so produktive Ausgaben zu machen, lag aber nicht nur dem Wesen dieser Regierung, wie wir es kennen, fern, es ging auch über ihr Vermögen. Und so war denn der am 19. Mai 1520 mit Las Casas über die Besiedelung des

Festlandes abgeschlossene Pakt in Wahrheit etwas durchaus anderes, als was Las Casas von ihm rühmt. Allerdings wurde in demselben Las Casas und den von ihm hinübergeführten Ansiedlern zur Pflicht gemacht, die Eingeborenen mit Güte und Milde zu behandeln, ihnen weder an ihrer Person noch an ihrer Habe Gewalt anzuthun, vor allem auf ihre Bekehrung zum Christentume und darauf zu sehen, daß sie in gute Unterthanen des Königs verwandelt würden; allerdings wurden den Ansiedlern für die ersten Jahre verschiedene Privilegien, Freiheit von Zöllen, Ermäßigung der Abgabe vom gefundenen Golde und anderes, bewilligt. Aber ausdrücklich erklärte der König, seinerseits für das ganze Unternehmen keinerlei Ausgaben machen zu wollen. Dagegen mußte sich Las Casas verpflichten, in den beiden ersten Jahren 16 000 Indier zu gehorsamen Unterthanen und „sicheren Steuerzahlern" des Königs zu machen, vom dritten Jahre an jährlich 15 000, vom sechsten Jahre an 30 000 und vom zehnten Jahre an 60 000 Dukaten in die königliche Kasse zu zahlen*).

Das wäre ja nun ein vortreffliches Geschäft für die Regierung gewesen, wenn es hätte gelingen können. Aber Las Casas, auf dessen praktische Fähigkeiten es kein günstiges Licht wirft, daß er einen so absolut unausführbaren Pakt einging, scheiterte mit seinem schimärischen Projekte in kürzester Zeit, kehrte nach Espaňola zurück und that da das einzige, was ihm zunächst übrig blieb: er trat in das dortige Dominikanerkloster ein. Die Spanier jubelten, daß ihr gefährlichster Feind aus der Welt scheide. Mit dem Berichte über diesen Schritt beschließt der merkwürdige Mann seine etwa vierzig Jahre später gemachten Aufzeichnungen, welche uns doch nicht nur ein edles Herz, sondern in gewissen Beziehungen auch einen scharfen Verstand zeigen. Indem er einmal einen Rückblick wirft auf die Geschicke, welche das spanische Indien bis zum Jahre 1560 gehabt, urteilt er mit einer für einen Spanier jener Zeit erstaunlichen Einsicht

*) Der Vertrag abgedruckt Documentos de Indias 7, 65 ff.

über das Unheil, welches dieſe ſo mißhandelte Welt über Spanien ſelbſt gebracht habe. „Gott ließ es zu," ſagt er, „daß die Räte unſerer Könige eine große und reiche Welt zu unausſprechlicher Schmach unſeres Glaubens ausraubten und verödeten. Und ſie hatten bei dieſer Verwüſtung und dieſer unerhörten Verminderung des Menſchengeſchlechts keinerlei Entſchuldigung. Denn ſie geſchah nicht an einem Tage oder in einem Jahre, auch nicht in zehn oder zwanzig, ſondern in ſechzig und mehr Jahren, und ſie erfuhren jeden Tag durch die Berichte vieler Mönche und glaubwürdigen Beamten, was geſchah, und ſchritten doch nie ein. Und ſo gab es Gott zu, daß, da es doch tauſend Wege gab, auf denen die Könige, ohne ihr Gewiſſen zu beſchweren, die reichſten und glücklichſten hätten werden können, ſie die ärmſten geworden ſind. Denn obwohl ſie mehr als 200 Millionen Dukaten an Gold und Silber und Perlen und koſtbaren Steinen aus Indien gewonnen haben, ſo iſt doch das alles verſchwunden, als wenn es Rauch geweſen wäre. Alle dieſe Summen haben ihnen aus ihren großen und ewigen Kriegen und Nöten nicht herausgeholfen, ſondern die Königreiche Caſtilien und Leon haben ſie verkaufen und verpfänden müſſen, ſo vortrefflich iſt ihnen die gute Regierung der Indien bekommen. An allen dieſen Schäden und Verluſten, an dieſer Armut und Not, welche über die Könige und ihre Reiche gekommen ſind, und an den anderen größeren Heimſuchungen, von denen ich gewiß bin, daß ſie über Spanien kommen müſſen, ſind allein die ſchlechten Räte ſchuld" *).

*) Las Casas 65, 383. Dieſe Anſicht des Dominikaners ſteht mit der ſehr roſigen Schilderung, welche Roſcher in ſeinem bekannten Werke über Kolonien von der ſpaniſchen Kolonialpolitik entwirft, in ſchroffem Widerſpruche. Daß für Spanien ſein Kolonialbeſitz in hohem Grade verderblich geworden iſt, ſteht feſt; welche Wohlthaten Amerika von ihm empfangen hat, iſt wenigſtens ſehr fraglich, wenn auch Las Caſas in ſeinem Idealismus zu weit geht und völlig irrt, wenn er alle Schuld von den Königen auf ihre Räte wirft. Uebrigens ſpricht Roſcher (S. 131) nur von einer ſpäteren Epoche der ſpaniſchen Kolonialpolitik als der hier dargeſtellten.

Einen so unheilvollen Einfluß auf die ganze spanische Entwickelung konnte jedoch die indische Welt, welche bis zum Jahre 1519 in die Hand der Spanier gekommen war, nicht ausüben. Die Antillen, der kostbarste Teil derselben, waren damals so gut wie zu Grunde gerichtet*). Die bis dahin auf dem festen Lande gemachten Entdeckungen bedeuteten für die spanische Wirtschaft wenig. Nun aber geschah es, daß gegen Ende des Jahres 1519 beim Hofe die ersten Nachrichten von den erstaunlichen Thaten eintrafen, durch welche Hernando Cortés alle bisherigen Entdeckungen und Eroberungen der Spanier in Schatten stellte. Im folgenden Frühling, mitten in seiner größten Bedrängnis, erschienen vor Karl die von Veracruz abgesandten Boten des Eroberers mit den wunderbaren Geschenken, welche er dann mit sich nach England und den Niederlanden nahm und welche gewiß bei allen dasselbe Staunen erregten wie bei Albrecht Dürer, der sie in Brüssel sah**). Wann Karl den zweiten ausführlichen Bericht des Cortés vom 30. Oktober 1520 erhielt, wissen wir nicht. Als er aber nach Spanien zurückgekommen war, erhielt er den dritten vom 15. Mai 1522, und nun ließ er durch den deutschen Buchdrucker Cromberger in Sevilla jenen zweiten und diesen dritten Brief des großen Eroberers veröffentlichen***). Dadurch erfuhr die Welt auf das genaueste die Geschichte, man

*) Man sehe die sehr interessanten Berichte verschiedener glaubwürdiger Personen aus dem Jahre 1518 Documentos de Indias 1, 304. 352.

**) Man lese seine Schilderung in dem „Tagebuch der Reise in die Niederlande", herausgegeben von Leitschuh S. 58: „Auch hab ich gesehn die ding, die man dem kunig aus dem neuen gulden land hat gebracht, ein ganz guldene sonnen, einer ganzen klafter braith, deßgleichen ein ganz silbern mond, auch also groß" u. s. w. „Diese ding," schließt er, „sind alle köstlich gewesen, das man sie beschäzt hundert tausend gulden werth. Und ich hab aber all mein lebtag nichts gesehen, das mein herz also erfreuet hat als diese ding. Dann ich hab darin gesehen wunderliche künstliche ding und hab mich verwundert der subtilen ingenia der menschen in frembden landen."

***) Gayangos, Cartas y relaciones de Hernan Cortés p. VII.

darf wohl ſagen, des wunderbarſten Eroberungszuges, von dem ſie je gehört, aus dem Munde des Mannes ſelbſt, der das Unglaubliche vollbracht, in jener ſchlichten, klaren Darſtellung, welche dieſen Briefen eine hervorragende Stelle unter den Schriftwerken der Zeit ſichert. Was Cortés da für ſeinen „ſehr erhabenen und mächtigen und ſehr katholiſchen Fürſten, den unbeſiegteſten Kaiſer" gewonnen, das durfte er wohl ohne alle Prahlerei das neue Spanien nennen.

Der Kaiſer kam durch eine eigentümliche Verkettung der Umſtände in die Lage, ſich um dieſes neue Spanien, welches ſeiner Monarchie in den Augen der Welt eine unendlich erhöhte Bedeutung gab, wenn auch ſpät, ein großes Verdienſt zu erwerben. Die ſpaniſche Regierung hatte, ſeit Königin Iſabelle die Augen geſchloſſen, alles, was für ſie jenſeits des Ozeans gethan wurde, mit wenigen Ausnahmen paſſiv geſchehen laſſen. Die Unternehmungen der Conquiſtadoren waren im ganzen das Werk verwegener Abenteurer, welche den eigenen Vorteil ſuchten, meiſt mit eigenen Mitteln. Die Regierung acceptierte nachträglich, was ihr gewinnbringend ſchien, und griff in den wilden Kampf, welchen das zügelloſe Volk drüben führte, regelnd oder auch verwirrend ein, wie es perſönlicher Einfluß und Intereſſe bei denen durchſetzte, welche in Sevilla und am Hofe über die indiſchen Angelegenheiten entſchieden. Unter dieſen übte von den Katholiſchen Königen her der mehrfach genannte Fonſeca, ſpäter Biſchof von Burgos, als Präſident des indiſchen Rats einen ebenſo bedeutenden wie verderblichen Einfluß. Er ſchien zum Gegner jeder hervorragenden Perſönlichkeit geboren zu ſein. Er hatte Colon auf Schritt und Tritt gehemmt; er war, wie wir ſahen, der leidenſchaftliche Feind der edeln Beſtrebungen von Las Caſas auch in dem, was ſie unzweifelhaft Richtiges enthielten; er that ebenſo, was er nur konnte, um das Werk von Cortés zu zerſtören. Dieſer hatte bekanntlich ſein Unternehmen im Auftrage des Statthalters Velazquez von Cuba, aber großenteils mit eigenen Mit-

teln begonnen. Er war frühzeitig mit Velazquez in Zwist geraten. Sobald dieser von dem großartigen Erfolge des Zuges hörte, suchte er Cortés zu beseitigen und, da dieser seinen Stand behauptete, ihn zu vernichten. Er schickte eine Expedition aus, die, wenn sie die Absicht des Statthalters erreicht hätte, die eben aufgerichtete Herrschaft Spaniens über das Reich der Azteken zerstört haben würde. Für diesen Velazquez nahm nun Fonseca mit leidenschaftlicher Befangenheit Partei. Als die erste Sendung von Cortés in Sevilla einlief, wurde sie wie von einem Empörer kommend behandelt. Ihre Ueberbringer gelangten erst spät an den Hof, von dem Vater Hernando's begleitet. Wiewohl nun das, was sie brachten, die Geschenke und die Briefe, die größte Bewunderung erregte, und wiewohl man meinen sollte, daß die seit Jahr und Tag am Hofe von Las Casas gegen Fonseca geführten Kämpfe des letzteren Autorität erschüttert hätten, gelang es ihm doch, wenigstens eine Entscheidung des Hofes für Cortés zu hindern. Es gibt vielleicht keinen stärkeren Beweis der Verlegenheit und Hilflosigkeit, in welcher sich Karl damals befand, als daß er Spanien verließ, ohne einen Streit geschlichtet zu haben, welcher die kostbarste Erwerbung seiner Krone mit völligem Ruin bedrohte. Vielleicht wagten es seine Räte nicht, durch eine Entscheidung gegen Fonseca diesen mächtigen Prälaten in die Reihen der schon so furchtbaren Gegner zu schieben.

So blieb Cortés seinen eigenen Kräften überlassen. Wie er den von Velazquez gegen ihn ausgesandten Narvaez trotz dessen dreifacher Uebermacht durch ebenso kühnen wie klugen Angriff überwältigte, trotzdem aber durch diesen ihm aufgezwungenen Kampf gegen Landsleute seine Eroberung aufs schlimmste gefährdet sah, ist bekannt. Sehnsüchtig sah er einer Antwort seines Kaisers entgegen, vergebens. Nicht nur der erste Bericht vom Juli 1519, sondern auch der zweite vom Oktober 1520 blieb unerwidert. Fonseca hielt ihn vermutlich in Spanien fest. Er selbst ließ sich in seiner Feindseligkeit

gegen Cortés durch dieses Schriftstück, welches niemand ohne Bewunderung lesen kann, keineswegs beirren, wußte vielmehr Adrian zu einem Erlaß vom 11. April 1521 zu bestimmen, durch welchen Cortés seines Amtes entsetzt wurde *). Zum zweitenmal kam dieser in die Notwendigkeit, Neuspanien gegen die Anschläge der spanischen Behörden zu verteidigen. Als er im Mai 1522 seinen dritten Bericht an den Kaiser aufsetzte, hatte er von diesem noch kein Wort vernommen.

Auch diesem Bericht gab er eine Sendung kostbarer und merkwürdiger Geschenke bei und ließ sie durch zwei seiner zuverlässigsten Hauptleute überbringen. Von den drei Schiffen jedoch, mit welchen sie die Fahrt machten, fielen zwei französischen Kapern in die Hände; auf ihnen befanden sie sich selbst und die meisten der Kostbarkeiten, welche Cortés für den Kaiser bestimmt hatte. Glücklicherweise gelang es jedoch, den Bericht von Cortés an Karl zu befördern, der ihn erhielt, als er schon eine Weile nach Spanien zurückgekehrt war. Jetzt endlich war der Augenblick erschienen, wo die Regierung sich ernstlich mit einer Angelegenheit beschäftigte, welche für die Weltstellung Spaniens eine so außerordentliche Bedeutung hatte. Der Kaiser ernannte unter Gattinara's Vorsitz eine aus hochstehenden Spaniern und Niederländern zusammengesetzte Kommission, welche, nachdem sie beide Teile gehört, die Ansprüche des Statthalters an Cortés auf den Weg Rechtens verwies. Karl aber ernannte Cortés unter Anerkennung seiner hervorragenden Thaten zum Generalkapitän und Gouverneur von Neuspanien, verbot Velasquez jedes weitere Unternehmen gegen ihn und ordnete vorläufig die Verhältnisse des großen Reiches. Diese wichtigen Verfügungen, welche den Intriguen Fonseca's und seines Anhangs für immer ein Ende machten, unterzeichnete Karl bereits am 15. Oktober 1522 in Valladolid **).

---

*) Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico 2, 331.

**) Herrera, Dec. 3 p. 144 ff. Sayas p. 525 ff.

Im folgenden Jahre ergingen dann verschiedene umfassende Verfügungen über die Verwaltung Neuspaniens. In einer am 26. Juni für Cortés aufgesetzten Instruktion erklärte Karl ganz im Sinne von Las Casas, die wichtigste Aufgabe sei, die Eingeborenen zum christlichen Glauben zu bekehren, wobei die auf den Antillen begangenen Mißgriffe sorgfältig vermieden werden müßten. Vor allem dürften die Bewohner weder mit Repartimientos noch mit Encomiendas heimgesucht werden. Wo solche bereits bestünden, sollte sie Cortés sofort beseitigen. Die Eingeborenen müsse man durch Belehrung und freundliche Behandlung, durch Vermeidung jeder Gewaltthat und jeden Wortbruchs gewinnen; denn hundert auf diese Weise zum Christentum Bekehrte seien mehr wert als hunderttausend durch Gewalt Gezwungene. Cortés sollte den Menschenopfern und den anderen Greueln des Heidentums energisch entgegentreten, aber doch so, daß die Bewohner nicht zu Empörungen gereizt würden. Die Waffen sollte er nur im äußersten Notfall gebrauchen. Ueber die Anlage neuer Orte und die Verwaltung derselben gab die Instruktion angemessene Weisungen, indem sie das Detail Cortés und seinen Beamten überließ; da man nur an Ort und Stelle darüber urteilen könne. An Steuern sollten die Bewohner nur zahlen, was sie bisher ihren Kaziken gegeben. Durch das ganze Aktenstück weht ein Geist ernster Humanität und wahrer Frömmigkeit*). Weiterhin wurde die Casa de Contratacion in Sevilla beauftragt, die Auswanderung spanischer Bauern nach Neuspanien möglichst zu begünstigen, wobei aber Mauren und Juden und von der Inquisition Bestrafte sorgfältig auszuschließen sind. Diesen spanischen Ansiedlern wurden sehr erhebliche Erleichterungen in betreff der Zölle und Abgaben gewährt**). Kurz, die Regierung zeigte sich hier in jeder Weise ernstlich bemüht, von Neuspanien die Uebel

*) Sehr inkorrekt abgedruckt Documentos de Indias 23, 353 ff.
**) Herrera Dec. 3 p. 187 ff.

fern zu halten, welche bisher in ihren indischen Besitzungen so schlimm gewuchert hatten.

Inzwischen breitete sich die spanische Herrschaft unter dem gewaltigen Antriebe, welchen die Erfolge von Cortés gaben, mit erstaunlicher Geschwindigkeit über die Neue Welt nach Westen und Süden aus, und es trat die Notwendigkeit hervor, für dieses unermeßliche Reich eine festgeordnete höchste Behörde in Spanien zu schaffen. Der schon von den Katholischen Königen eingesetzte Rat von Indien hatte, wie es scheint, lange nicht mehr als abgeschlossenes Kollegium existiert, sondern neben seinem Präsidenten wurden je nachdem verschiedene andere Personen zur Entscheidung wichtiger Fragen herangezogen oder besondere Kommissionen für dieselben eingesetzt. Nach dem 1523 erfolgten Tode des Bischofs von Burgos war der Rat wohl zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. In dieser Weise ließ sich nun aber doch nicht mehr fortregieren. Gattinara, Cobos und die anderen Vertrauten des Kaisers, welche bisher in den indischen Sachen das große Wort geführt, waren mit zu vielen anderen Geschäften beladen, um nebenher für Indien sorgen zu können. So wurde denn am 4. August 1524 ein indischer Rat gebildet, welcher ganz in der Weise der anderen großen Räte die indischen Angelegenheiten selbständig verwalten sollte. Wie großes Gewicht der Kaiser auf die kirchliche Seite der Verwaltung legte, bewies er dadurch, daß er seinen Beichtvater, den Dominikaner Garcia de Loaysa, Bischof von Osma, an die Spitze des neu gebildeten Rats stellte, unter dessen Mitgliedern wir unseren Petrus Martyr von Angleria finden, welcher ihm wie einige andere schon früher angehört hatte*).

Man sollte meinen, durch die Instruktion für Cortés wäre die große Frage über die Behandlung der Indier ein für allemal entschieden worden. Nun aber hören wir, daß die

*) Herrera, Dec. 3 p. 261.

erſte Angelegenheit, mit welcher ſich der neugebildete indiſche Rat beſchäftigte, doch wieder jener ſchon ſo oft geprüfte Punkt war. Erſt nach mehr als zwei Jahren kam er darüber zu einem gewiſſen Abſchluſſe. Am 17. November 1526 erließ Karl in ſeinem und ſeiner Mutter Namen*) eine allgemeine Verordnung für „unſere Inſeln und das Feſtland des Meeres Ozean" über die Art, wie mit den Indiern zu verfahren. Es ſei notoriſch, hieß es darin, daß durch die zügelloſe Habgier, mit der Spanier die Eingeborenen in den Goldminen, Perlenfiſchereien u. ſ. w. mit übermäßigen Arbeiten belaſtet, während ihnen die nötigſte Nahrung und Kleidung gefehlt, indem ſie dieſelben grauſamer behandelt, als wenn ſie Sklaven wären, daß dadurch viele Inſeln und ein Teil des Feſtlandes entvölkert worden ſei. Vor ſolcher Liebloſigkeit hätten ſich dann viele Indier in Wälder und Wüſten gerettet, wodurch ihre Bekehrung ſehr erſchwert worden. Der Hauptwunſch des Königs ſei, die Indier zur wahren Erkenntnis Gottes zu führen, was nur gelingen könne, wenn man ſie gut wie ſeinen Nächſten behandle. Nachdem der indiſche Rat die Sache reiflich erwogen, beſtimme er nunmehr: Alle Gouverneure und Richter ſollen die an den Indiern begangenen Gewaltthaten ſtreng unterſuchen und Vorſchläge für die Beſtrafung machen; ſie ſollen die in Sklaverei gehaltenen Indier in Freiheit ſetzen und dafür ſorgen, daß ſie wie Freie behandelt und nicht mit übermäßiger Arbeit gequält werden. Alle in Zukunft auf neue Entdeckungen ausfahrenden Hauptleute müſſen zwei vom indiſchen Rat approbierte Geiſtliche mitnehmen, welche für die Belehrung und Bekehrung der Indier zu ſorgen und ſie gegen ſchlechte Behandlung zu ſchützen haben. Wo ein neues Land betreten wird, muß vor allem den Eingeborenen verkündigt werden, daß der König die Spanier ſendet, um jene von ihren Laſtern

*) Don Cárlos y Doña Juana, su madre, lautet regelmäßig der Eingang dieſer Verordnungen.

zu befreien und durch das Christentum zu retten und sie unter seine Herrschaft zu bringen, damit sie wie seine übrigen Unterthanen und Christen behandelt werden. Das soll denn auch durchweg geschehen. Bei schwerer Strafe darf sie niemand zu Sklaven machen, außer wenn sie sich der Bekehrung widersetzen, dem Könige den Gehorsam weigern und mit bewaffneter Hand Widerstand leisten. In diesem Falle dürfen die Ansiedler unter Zustimmung der Geistlichen zur Verteidigung ihres Lebens gegen die Indier Krieg führen und dann thun, „was unser heiliger Glaube gestattet". Niemand darf die Indier zwingen, in die Minen oder zu den Perlenfischereien zu gehen oder zu anderen Arbeiten; wenn sie es aber freiwillig thun wollen als Freie und man ihnen Lohn zahlt, kann es geschehen, doch nur unter der Bedingung, daß dabei für ihren christlichen Unterricht und gute Sitten gesorgt wird.

Das klang nun, von einigen etwas vieldeutigen Wendungen abgesehen, wie von reinster Menschenliebe eingegeben; es war im wesentlichen eine Wiederholung der vor drei Jahren in der Instruktion für Cortés ausgesprochenen Grundsätze. Nun aber kam leider zum Schlusse ein Satz, mit dessen Hilfe alle vorausgegangenen Bestimmungen umgangen werden konnten: „Wenn es den Mönchen und Geistlichen gut scheint, daß die Indier, damit sie ihre Sünden vergessen und ihre Bekehrung besser fruchte, den Christen zugewiesen werden (se encomienden), damit sie ihnen wie Freie dienen, so kann das geschehen; aber immer muß auf den Dienst Gottes und die gute Behandlung der Indier so Rücksicht genommen werden, daß unser königliches Gewissen nicht belastet werde" *). Dieser Fall konnte natürlich nach Belieben angenommen werden und so überall

*) Diese Verordnung, in den Documentos de Indias 1, 450 ff. gedruckt mit dem Datum des 27. November in der Ueberschrift, mit dem des 17. in der Unterschrift, ist zuerst von Francisco de los Cobos als Sekretär, dann von Gattinara, darauf erst von Loaysa und vier anderen Mitgliedern des indischen Rats gezeichnet, unter welchen sich zwei Bischöfe befinden.

das alte Unweſen der Encomiendas wiederkehren, von denen Las Caſas aus zahlloſen Erfahrungen bewieſen hatte, daß ſie unvermeidlich zu einer verderblichen Mißhandlung der Eingeborenen führten. Für das königliche Gewiſſen hatte dieſer Erlaß ohne Zweifel eine große Bedeutung; auch war es ja keineswegs gleichgültig, daß der König von ſeinen Spaniern ſo nachdrücklich eine menſchliche Behandlung der Eingeborenen forderte. Aber ſchließlich legte die Verordnung alles in die Hand der Geiſtlichkeit. Bei ihr hatten allerdings die Indier bisher allein Erbarmen gefunden. Leider hatte es jedoch auch immer Geiſtliche gegeben, welche die Preisgebung der Indier an die Spanier für notwendig erklärten, damit ihre Bekehrung beſſer von ſtatten gehe.

Neben dieſer Frage gab es aber noch andere, welche ebenfalls eine Ordnung dringend erheiſchten. Alle Aktenſtücke, in welchen Beamte und Bewohner der Kolonien in den erſten Jahren von Karls Regierung die Bedürfniſſe der Anſiedelungen erörtern, ſind in dem Wunſche einig, daß das Handelsmonopol von Sevilla beſeitigt, ganz Spanien der direkte Verkehr mit den Kolonien geöffnet werde; nur dadurch könne die unerträgliche Teuerung aller aus der Heimat bezogenen Gegenſtände entfernt werden. Wir hören nicht, daß über dieſe wichtige Angelegenheit in Spanien Verhandlungen ſtattgefunden haben; jedenfalls blieb das Monopol Sevilla's zum Schaden ebenſowohl Spaniens als der Kolonien beſtehen. Dagegen zeugen verſchiedene Akte von dem Beſtreben der Regierung, die Auswanderung ſpaniſcher Bauern und Arbeiter nach den Kolonien zu fördern. Für dieſe war es ja durchaus wünſchenswert, daß nicht nur Abenteurer, welche in kurzem durch Gold und Perlen reich werden wollten, ſondern Arbeiter, welche den Anbau des Landes beabſichtigten, zu ihnen kamen. Da aber entſtand nun die Frage: beſaß Spanien einen derartigen Ueberſchuß an Arbeitskräften, daß es damit eine neue Welt verſorgen konnte? Nach unſerer Kenntnis der damaligen Zuſtände muß dieſe Frage

entſchieden verneint werden. Spanien bedurfte vielmehr aufs dringendſte einer Verſtärkung der eigenen Arbeitskräfte. Die Eroberung der indiſchen Welt mußte ſchon aus dieſem Grunde auf die innere ſpaniſche Entwickelung einen übeln Einfluß üben. Noch mehr aber dadurch, daß das ungeheure Kolonialreich auf das mächtigſte die Einwirkungen verſtärkte, von denen am Schluſſe des vorigen Abſchnitts die Rede war. Wenn wir da ſahen, daß Karls Politik, indem ſie ihren hauptſächlichſten Stützpunkt in Spanien ſuchte, die verderblichen Neigungen der ſpaniſchen Natur nährte, den religiöſen Fanatismus, den Adelsſtolz, die hochmütige Verachtung aller anderen Völker und ihrer Bildung, die Prunkſucht, die Herrſchgier, die ſoldatiſchen Leidenſchaften, ſo ergibt ſich von ſelbſt, daß alle dieſe bedenklichen Charakterzüge in der Neuen Welt die üppigſte Nahrung finden mußten. Denn hier konnte ja der wüſteſte Abenteurer mit dem Ruhm prunken, er arbeite für die Ausbreitung des heiligen katholiſchen Glaubens. Hier durfte ſich jeder Spanier als der zur Herrſchaft über die heidniſchen Indier Geborene fühlen. Als Herr dieſer fortwährend ins Unermeßliche ſich ausdehnenden Welt überragte der Spanier jeden anderen Europäer. Wer über die Schätze Mejico's und bald auch Peru's verfügte, brauchte ſich natürlich nicht wie Franzoſen, Niederländer und Deutſche im Schweiße ſeines Angeſichts um die Notdurft des Lebens zu plagen. Dieſe Neue Welt öffnete der ſpaniſchen Phantaſie unbegrenzte Räume; der nüchterne Verſtand und die Tugenden des häuslichen Lebens wurden immer entbehrlicher. Das ſpaniſche Handwerk, der ſpaniſche Landbau konnte feiern: mit den indiſchen Schätzen kaufte man von den Fremden, was man bedurfte. Wenn dieſe erregbaren Menſchen von den Wundern hörten, welche Cortés und Pizarro drüben verrichteten, ſo wurden alle Kräfte ihrer Seele in eine Richtung getrieben, welche dem diametral entgegenſtand, was die geſunde europäiſche Entwickelung des ſpaniſchen Weſens gefordert hätte.

Man darf ſich in dieſem Urteile dadurch nicht beirren

laſſen, daß die Eroberung der Neuen Welt zunächſt ja auch fruchtbare Antriebe für das ſpaniſche Leben enthielt. Es konnte nicht anders ſein, als daß die äußerſt gewinnbringende Verſorgung jener weiten Gebiete mit den Erzeugniſſen des europäiſchen Gewerbes und Ackerbaues, welche Spanien für lange allein zufiel, ſeine wirtſchaftliche Thätigkeit eine Weile mächtig belebte. So hören wir denn bald von einem bedeutenden Aufſchwunge namentlich der Wollen- und Seideninduſtrie; auch der Landbau ſcheint erfreuliche Fortſchritte gemacht zu haben. Wir werden ſpäter von mancher einſichtigen Maßregel zu berichten haben, durch welche die Regierung der Induſtrie wie dem Handel und Ackerbau die Wege zu ebnen ſuchte. An und für ſich war es ja auch für das Land eine Wohlthat, daß ſeit Karls Rückkehr nach Spanien der langen Unſicherheit und Gärung eine feſte Ordnung folgte. Alle ſpaniſchen Geiſter wurden zugleich durch die glänzende Stellung, welche der Kaiſer ihrer Heimat gab, gewaltig beflügelt. Aber ſelbſt in dieſer Belebung lag etwas Verderbliches, weil ſie über das geſunde Maß weit hinausging und, wie oben gezeigt wurde, die krankhaften Neigungen der ſpaniſchen Seele notwendig ſtärkte. Je länger aber das Gold- und Silberfieber, welches jedes über den Ozean zurückkehrende Schiff nährte, auf die ſpaniſche Konſtitution wirkte, deſto mehr mußten die eben erwähnten wohlthätigen Einwirkungen zurückgedrängt werden, deſto ſtärker die ſchädlichen ſich geltend machen, zumal es in dem ſpaniſchen Leben nichts gab, was dieſen verderblichen Mächten entgegenwirkte, vielmehr alles in geradezu wunderbarer Weiſe zuſammentraf, um Spanien zu dem zu machen, was es geworden iſt: zu einem unvergleichlich kräftigen Werkzeuge der Weltpolitik Karls und zu einem beklagenswerten Opfer derſelben. Dieſe Weltpolitik ſelbſt aber hatte durch die Eroberung Mexico's eine außerordentlich erweiterte Perſpektive gewonnen. Wenn Karl bisher ſchon als der Herr Spaniens, Italiens, Deutſchlands

und der Niederlande, als römiſcher Kaiſer ein Recht hatte, ſich weit über allen anderen Fürſten zu fühlen, ſo ſchuf die unermeßliche Ausdehnung ſeiner Reiche im Weſten ihm Mittel und Anſprüche und Aufgaben, in die vertieft er ſich ſagen durfte, Gott habe ihn auserkoren, als oberſter Herr der Chriſtenheit der Welt das Geſetz zu geben.

Das Reichsregiment.

Den Erzähler überkommt bei dieſer Betrachtung ein eigenes Gefühl. Wenn er den Thaten und Schickſalen der Spanier jenſeits des Ozeans folgt, ſieht er ſich von der Fülle bedeutſamer Fragen faſt erdrückt. Auch wenn er ſein Intereſſe auf diejenigen Punkte beſchränkt, welche für Karls Regierung charakteriſtiſch ſind, auf das, was er von Spanien aus für dieſe Neue Welt that, welche ihm ohne jede Anſtrengung zugefallen war, ſelbſt dann rücken die Bewegungen des europäiſchen Lebens in eine faſt gleichgültige Ferne. Wie war nun aber die Lage des Monarchen, welcher dieſen amerikaniſchen Dingen auch nicht die kürzeſte Zeit ſeine ungeteilte Aufmerkſamkeit zuwenden konnte, welcher ſie mit der unüberſehbaren Fülle der Details auf ſich einſtürmen ſah, verwirrt durch den Kampf der Perſonen, durch den Streit großer Prinzipien, welcher ſich unmittelbar an ſie heftete? Dieſer Monarch ſollte nicht nur über den Streit zwiſchen Cortés und Velazquez und Fonſeca, über Freiheit oder Abhängigkeit der Indier, er ſollte über zahlloſe andere Fragen entſcheiden, welche die nach allen Seiten rapid vordringenden Entdeckungen und Eroberungen anderer Spanier ergaben. Dieſer Monarch ſollte gleichzeitig ernſte Differenzen beilegen, welche über einen anderen Teil der indiſchen Welt mit Portugal entſtanden waren. Er ſollte in Spanien ſelbſt eine lange Reihe dringender Geſchäfte erledigen.

Denn die Erschütterung der letzten Jahre machte es doch notwendig, an allen Punkten der Regierung und Verwaltung mit wesentlichen Aenderungen vorzugehen. Es mochte wohl kaum eine Behörde geben, in der sich nicht mancherlei Unzuverlässigkeit und Unbrauchbarkeit herausgestellt hatte. Aber auch das, was Chièvres und Sauvage einst eingerichtet, paßte doch für die wesentlich veränderte Politik nicht mehr. Wenn die monarchische Autorität einer sehr viel durchgreifenderen Sicherung bedurfte, so mußte jetzt doch auch das spanische Interesse und die spanische Empfindlichkeit ganz anders geschont werden, als das früher geschehen war. Kurz, die ganze Behandlung des Landes mußte eine neue werden.

Dazu kamen dann aber die dringenden Sorgen der europäischen Politik. In Italien zwar gab es augenblicklich verhältnismäßig Ruhe. Aber die Verhandlungen mit Venedig hatten noch immer zu keinem Resultat geführt, die mit dem Papst ebensowenig. Von Rhodus kamen immer dringendere Hilferufe: wie sollte da geholfen werden? Fuenterrabia war noch immer nicht zurückerobert. Der Krieg an der flandrischen Grenze schleppte sich träge hin. Das Verhältnis zu England bedurfte fortwährend vorsichtiger Pflege. Man mußte daran denken, ihm die zugesagte Entschädigung zu zahlen. Nun kamen auch noch die bösen Nachrichten aus Dänemark. Schwager Christian hatte vor der Empörung seines Volkes die Flucht ergreifen müssen. Bald hörte man, er sei mit seiner Gemahlin in den Niederlanden erschienen. Aber der so wichtige Verkehr mit England und den Niederlanden erfuhr nur zu oft die peinlichste Störung. Das Meer war von französischen Kapern bedeckt. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Spanien hatte Karl in Bilbao drei rasch segelnde Schiffe lediglich für die Besorgung der Korrespondenz mit England und Flandern bestellt. Trotzdem, trotz aller aufgewendeten Mühe blieb der Verkehr ein überaus langsamer und unsicherer. Die Franzosen störten aber nicht nur die Korrespondenz mit dem englischen und

flandrischen Hofe. In demselben Augenblicke, wo für Spanien der Verkehr mit den Kolonien eine große materielle Bedeutung gewann, sah es die Sicherheit der Meere in der empfindlichsten Weise gefährdet. Man mußte kleine Flotten aussenden, um die reich beladenen Schiffe von den Azoren zu holen. Bald wurden die spanischen Küsten selbst von einer großen Piratenflotte (wohl von Barbaresken) heimgesucht. „O Schmach! O entsetzliches Elend!" ruft da Martyr aus. „Von den Machtlosen und Erbärmlichen leiden wir solche Schande, wir, die Mächtigen, die mit Kaiser und Königreichen zum höchsten Beladenen!" *)

Wenn man sich in diese Lage des Kaisers versetzt, sich diese Masse verschiedenartigster und dringendster Geschäfte vergegenwärtigt, welche zu gleicher Zeit auf ihn und seine Räte einstürmten, dann wird man darin eine genügende Erklärung für das finden, was vom deutschen Standpunkte geradezu unverständlich ist, daß von einer Einwirkung des Kaisers auf die Dinge im Reich lange kaum etwas gespürt wird.

Und dennoch entspricht es der Wahrheit nicht, daß der Kaiser sich in den nächsten Jahren um das Reich kaum gekümmert habe. Bis jetzt haben wir allerdings nur ganz vereinzelte Beweise von einer Beschäftigung Karls mit den deutschen Dingen gekannt. Wenn man sich aber in seine seltsamerweise bis heute in den Wiener und anderen Archiven begraben gebliebene Korrespondenz mit seinem Bruder Ferdinand und seiner Tante Margarete, mit dem Reichsregiment und verschiedenen deutschen Fürsten vertieft, so entdeckt man, daß Karl die Angelegenheiten des Reichs niemals aus den Augen verloren hat. Allerdings, ihnen diejenige Aufmerksamkeit und Energie zuzuwenden, welche nötig gewesen wäre, um sie in seinem Sinne zu lenken, dazu war er außer stande; das hätte er nur im Reiche selbst gekonnt. Allerdings kam es vor, daß

*) Ep. 778.

seine Stellvertreter im Reich dann und wann monatelang nichts von ihm hörten. Daß aber sein Wille für das Reich in den nächsten Jahren thatsächlich nur sehr wenig bedeutete, das war nicht die Folge davon, daß er sich um das Reich nicht kümmerte, sondern davon, daß die Verhältnisse es ihm unmöglich machten, seinen Weisungen Nachdruck zu geben.

Man erinnert sich, wie in Worms für die Zeit der Abwesenheit des Kaisers ein Reichsregiment beschlossen und zu seinem Vorsitzenden Erzherzog Ferdinand als kaiserlicher Statthalter ernannt wurde. Da dieser aber, teils weil seine Gegenwart in den österreichischen Landen notwendig war, teils wegen seiner Unkenntnis der deutschen Sprache die wirkliche Leitung der Geschäfte nicht übernehmen konnte, gewann der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich dafür, daß er die Stellvertretung seines Bruders besorge. Es war das vielleicht die beste Wahl, welche getroffen werden konnte. Denn Friedrich, dessen vertrautes Verhältnis zum kaiserlichen Hause wir kennen, erfreute sich auch im Reich eines guten Namens. Zur Wahl Karls hatte er in hervorragender Weise mitgewirkt. Nach der Wahl hatten ihn die Kurfürsten als ihren Vertrauensmann nach Spanien geschickt, um das Wahldekret zu überbringen. Er hatte dann Karl nach Aachen und Worms begleitet, war mit den Personen und Verhältnissen des Reichs wohl vertraut und konnte, eine liebenswürdige, wenn auch etwas leichte Persönlichkeit, voraussichtlich mit der Empfindlichkeit der Stände besser fertig werden als mancher andere.

Es schien also nichts im Wege zu stehen, daß das Reichsregiment, für dessen Thätigkeit ja in Worms alles Nötige vorgesehen war, alsbald in Funktion trete. Freilich entstand da gleich die Frage, ob der in den Niederlanden weilende Kaiser als abwesend zu betrachten sei? Das Reich verzichtete ja in keiner Weise auf diese den burgundischen Kreis bildenden Gebiete. Waren sie aber Reichsland, so besaß das Reichsregiment kein Recht, anstatt des Kaisers die Regierung zu übernehmen, solange er dort sich befand. Mir ist zwar nichts

von Verhandlungen bekannt, welche darüber geführt worden wären; es läßt sich aber kaum annehmen, daß Karl ohne weiteres dem Regiment für diese Zeit seine Autorität abgetreten habe, wenn es ihm nicht aus anderen Gründen vorteilhaft geschienen. Jedenfalls war, als im Oktober 1521 die Räte des Regiments sich in Nürnberg zu sammeln begannen, für die Thätigkeit desselben auch nicht das mindeste vorgesorgt. Am 14. erschien zwar Pfalzgraf Friedrich, aber der Kaiser hatte weder seine Verordneten noch Siegel geschickt. Man wußte nicht, wer die Anschläge des Reichs für den Unterhalt des Regiments und Kammergerichts in Empfang nehmen solle. Am 17. kamen zwei kaiserliche Räte, aber nur, um das Recht ihres Herrn zu verwahren, daß das Regiment, „weil J. Maj. noch zur Zeit nit abgereist, ohne sonderlichen Befehl J. Maj." nicht zusammentreten dürfe. Die Herren vom Regiment dagegen beriefen sich darauf, der Kaiser habe in Worms bewilligt, das Regiment solle zu Michaelis in Nürnberg anfangen, ob er im Reiche sei oder nicht. Ende Oktober erschienen denn auch Georg von Els und Dr. Balthasar von Waldkirch, um für den Kaiser im Regiment Platz zu nehmen. Bei dem höchst mißlichen Stande des Kriegs mit Frankreich, dem dringenden Wunsche des Kaisers von den rheinischen Kurfürsten wenigstens Zuzug zu erhalten *), und aus manchen anderen Gründen schien es doch zweckmäßig, das Regiment gewähren zu lassen. Aber ihm die Wege zu ebnen, konnte man sich noch nicht überwinden. Jene beiden erhoben den ärgerlichen Anspruch, vor den Gesandten der Kurfürsten zu sitzen, was natürlich aufs lebhafteste zurückgewiesen wurde. Die längst vom Kaiser erbetenen Siegel kamen nicht; man konnte also nichts expedieren; es kam aber auch keine Antwort auf die an ihn gerichteten Schreiben. Die Stimmung beim Regiment wurde verdrießlich. Vom Kriegs-

*) Siehe sein Schreiben an den Kurfürsten von Trier, Brüssel den 22. September 1521. Wegeler, Richard von Greiffenclau S. 20 f.

ſchauplatze kamen die düſterſten Nachrichten. Der Kaiſer, ſchreibt Hans von der Planitz ſeinem Kurfürſten Friedrich von Sachſen am 19. November, ſolle ſchon 1900000 Gulden ausgegeben und damit nichts denn Schimpf, Hohn und Schaden erlangt haben. Noch immer war das Regiment nicht beſchlußfähig; ſeine Mitglieder konnten ſich nur über die wichtigen Fragen des Vorſitzes, darüber, wer das Recht habe, die Thürhüter zu beſtellen und anderes der Art ſtreiten.

Endlich am 19. November traf eine Poſt vom Kaiſer ein: er habe gern gehört, daß man das Regiment anfangen wolle, er werde es in alle Wege fördern, habe auch die Siegel in Aachen beſtellt. Jetzt alſo konnte das Regiment, da nun auch die nötigen vierzehn Stimmen beiſammen waren, ſeine Thätigkeit beginnen, ebenſo das Kammergericht darangehen, die 3500 unerledigten Sachen zu bearbeiten. Das Regiment entfaltete eine große Thätigkeit. Ein Ausſchuß legte bereits Anfang Dezember Entwürfe vor, einmal über die beſte Art, die Koſten für Regiment und Kammergericht aufzubringen, ſodann über eine wirkſame Exekution, über eine effektive Handhabung des in Worms beſchloſſenen Landfriedens. Gleich hier traten die Gedanken hervor, welche das deutſche Leben in den nächſten Jahren ſo weſentlich beſtimmen ſollten: ein verbeſſerter gemeiner Pfennig, ein Reichszoll, Zurückbehaltung der Annaten, eine durchgreifende Organiſation der Kreiſe für die Ausführung des vom Regiment und Kammergericht verfügten und für den Schutz des öffentlichen Friedens in den einzelnen Gebieten. Der Kaiſer bezeigte jetzt den lebhaften Wunſch, daß Regiment und Kammergericht wirklich aktiv würden. Da ſeine baldige Abreiſe nach Spanien längſt beſchloſſene Sache war, ſo mußte er ja in der That wünſchen, daß eine wirkliche Reichsregierung ihn vertrete, zumal alsbald das dringende Bedürfnis ſich fühlbar machte, die Reichskräfte zum Schutze der Oſtgrenze gegen die Türken in Bewegung zu ſetzen.

Bereits am 8. Januar 1522 lief ein Schreiben des Kaiſers

vom 17. Dezember in Nürnberg ein, welches von den bedrohlichen Fortschritten des Türken an der unteren Donau und von den Rüstungen desselben meldete, aus denen zu besorgen sei, daß er im nächsten Frühling ausziehen werde, um ganz Ungarn zu erobern. Das Regiment möge raten, was darin zu thun sei, ob er etwa einen Reichstag ausschreiben solle. Das Regiment erwiderte am 13., es wolle zunächst den Wormser Beschlüssen gemäß der Eile wegen die sechs Kurfürsten und zwölf anderen Fürsten berufen, damit sie die geeigneten Propositionen für den Reichstag vorbereiteten, der Kaiser möge dann den Reichstag nach Nürnberg so ausschreiben, daß er etwa drei Wochen nach jener Ankunft zusammentrete. Karl erklärte sich damit einverstanden und zugleich bereit, die ihm für den Romzug bewilligten Mittel zur Verteidigung Ungarns verwenden zu lassen. So wurden denn die achtzehn Fürsten auf den 1., der Reichstag auf den 24. März nach Nürnberg berufen, hauptsächlich um von der Türkenhilfe zu handeln *).

Bereits am 12. Februar ging ein gedrucktes Plakat ins Reich, durch welches Karl „von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser" „mitsamt unserem Statthalter, auch Kurfürsten, Fürsten, Ständen und Räten unseres kaiserlichen Regiments" alle Stände auf Sonntag Okuli nach Nürnberg lud, um dort neben dem Regiment zu „raten, handeln, beschließen", wie der „schädliche und erschreckliche Feind der Christenheit" abgewehrt werden könne, der kürzlich „mit gewaltigem Ernst und großem Heerszug" in Ungarn eingebrochen, „viel christlich Blut vergossen, viele Städte und fast die stärksten Päße"

*) Ich verdanke es der Güte des Herrn Archivar Wülcker in Weimar, daß ich die Berichte des Hans von der Planitz an Kurfürst Friedrich in der von ihm zum Zweck der Herausgabe angefertigten Kopie benützen konnte. Dazu kommen die sehr wertvollen Frankfurter Reichstagsakten (zunächst Bd. 36) und die leider im Wiener Archiv nur teilweise aufbewahrten Reichstagsakten der Mainzer Erzkanzlei Fasc. 4ª. Einzelne Notizen bietet auch das Nürnberger Ratsbuch.

genommen habe und nun im Frühling das übrige Ungarn nehmen wolle. Dann werde er sich gegen Niederösterreich, Bayern und andere Lande des Reichs wenden. Da er seine Schwester mit dem großen „Tarter" vermählt, sei zu fürchten, daß er auch Polen heimsuche, daher thue zeitige und starke Hilfe not; bis zum Mai müsse sie in Ungarn sein.

Man kann nicht sagen, daß dieses Ausschreiben sich Uebertreibungen zu schulden kommen ließ. Nach den Eroberungen, welche die Türken im letzten Sommer an der unteren Donau gemacht, mußte man in der That darauf gefaßt sein, daß sie sich im nächsten Frühling auf das wehrlose, in sich kläglich zerrüttete Ungarn werfen und nach seiner leichten Bewältigung ins Reich einbrechen würden. Niemand konnte da die Notwendigkeit rascher und kräftiger Abwehr bestreiten, sich vielmehr nur wundern, daß der Kaiser das Reich nicht schon im vorigen Herbst aufgerufen habe. Aber leider folgte aus dieser zweifellosen Uebereinstimmung keineswegs, daß die Stände nun auch bereit sein würden, die als notwendig anerkannte Hilfe wirklich zu leisten. Kurzsichtiger Egoismus war ja längst die Haupttriebkraft im Reiche geworden. Dem Reiche, das niemand mehr als wohlthätig wirkende Macht kannte, Opfer zu bringen, sich überhaupt irgend einer größeren Gemeinschaft willig nnd uneigennützig unterzuordnen, hatten die Deutschen verlernt. Ein jeder bewegte sich in seinem kleinsten und engsten Interessenkreise. Wie hätten da die am Rhein oder gar die an Elbe und Weser sitzenden Stände sich veranlaßt sehen sollen, zum Schutz der ungrischen und österreichischen Lande in den nur zu oft leeren Beutel zu greifen?

Zum 1. März scheint von den geladenen achtzehn Fürsten niemand erschienen zu sein. Als Okuli (23. März) ins Land kam, hatte sich von den sechs Kurfürsten nur der Pfalzgraf eingefunden; Mainz kam am 10. April, die übrigen blieben ganz aus. Auch von den Fürsten waren nur die geistlichen einigermaßen zahlreich vertreten. Und die Stimmung

unter den Erſchienenen war von vornherein eine wenig verſprechende. Schon am 5. April ſchreibt Planitz, die Fürſten eilten ſehr hinweg, er beſorge, man werde wenig oder nichts ausrichten.

Donnerstag den 27. März ſollte der Reichstag mit einer Heiligengeiſtmeſſe in St. Sebald eröffnet werden. Da trat nun aber die ſchwere Frage entgegen, wie die Rangordnung ſein werde. Es geſchah, ſagt eine Mainzer Aufzeichnung, daß Statthalter und Regiment vor den kurfürſtlichen Geſandten, auch vor den anderen Fürſten gehen wollten. Natürlich, ſie waren ja die Regierung des Reichs, an Kaiſers Statt. Aber die Stände erklärten, die Reichsverſammlung wäre „etwas mehr und größer" als das Regiment. Natürlich, es war ja weſentlich ihr Geſchöpf. Nach langen Verhandlungen fand man nur den Ausweg, daß der Statthalter mit dem Mainzer Botſchafter zum Regiment den Zug eröffnete, die übrigen Mitglieder desſelben aber „aufm Haus" blieben. Und hinter dieſem Streit lauerte ſchon ein anderer. Das Regiment hatte die Stände aufs Rathaus geladen, um ihnen die Propoſition mitzuteilen, und zwar in die Stube des Regiments. Die Stände erwiderten, wenn der Kaiſer einen Reichstag berufe, komme er zu den Ständen, und „wäre es der Gebrauch nicht, daß die Stände dem Kaiſer und ſeinen Geſchickten im Anfange nachgingen". Hier gab das Regiment nach, ließ eine beſondere Stube richten und legte da die Schreiben des Kaiſers über die Türkenhilfe vor. Stände einigten ſich raſch über ein Ausſchreiben ins Reich, das ſchon unter dem 28. März expediert wurde, die bewegliche Schilderung der Gefahr wiederholte, daß „der Turk überhand gegen teutſcher Nation nehmen" werde, und dann fortfuhr: Da dieſes Wüten des erſchrecklichen Feindes gewiß eine Strafe Gottes für unſere Sünden ſei, welche ſich mehr denn je ausgebreitet, ſo ſollten alle Geiſtlichen im Reich eine Betmeſſe pro peccatis ſingen oder leſen, dazu andächtige Prozeſſionen an heilige Stätten machen, in der Predigt alle Chriſten mahnen und

jeden Mittag in allen Städten, Flecken und Dörfern mit einer sondern Glocke läuten lassen. Der Druck schloß mit einer höchst aufregenden Ausmalung der entsetzlichen Tyrannei des Türken.

Nun handelte es sich um die schwierigere Frage, wie dieser fürchterliche Feind abgewehrt werden solle. Der Kaiser hatte, wie gesagt, längst erklärt, er wolle die Hilfe, welche ihm das Reich in Worms für den Romzug bewilligt, gegen den Türken verwenden lassen. Aber selbst Kurfürst Friedrich, den man doch zu den Hauptsäulen des Reichs rechnete, meinte, dieses kaiserliche Anerbieten besage nicht viel, seiner Zeit werde der Romzug doch gefordert werden. Vor allem aber kam es doch nun darauf an, mit Ungarn, Böhmen und den österreichischen Landen eine zweckmäßige Abrede zu treffen. Man richtete an die ungarischen und niederösterreichischen Botschaften, nachdem sie ihr Hilfegesuch vorgetragen, die Frage, mit welcher Macht der Türke denn wohl anziehen, ein wie großes Heer man ihm werde entgegenstellen müssen und wieviel ihre Herren dazu mitbringen würden. Die Ungarn erwiderten, man könne noch nicht wissen, wie stark ihres Königs Heer sein, auch nicht, wieviel Geld ihre Stände bewilligen würden, und die Antwort der niederösterreichischen Kriegsräte lautete nicht viel lehrreicher.

Ehe aber der geringe und der große Ausschuß, welcher mit den Hilfesuchenden zu handeln hatte, zu einem Schlusse kam, wurden Stände von einer anderen Schwierigkeit heimgesucht. Das Regiment hatte sich in einem Streit zwischen Brandenburg und Pommern gegen dieses ausgesprochen, welches „geschwinde Mandat" Kurfürst Friedrich seltsam fand, da doch das Regiment für die Anrufung des Bischofs von Hildesheim taube Ohren gehabt. Nun war der Herzog von Pommern herbeigeeilt, um selbst seine Sache zu vertreten. Sobald Brandenburg davon hörte, forderte es, daß man dem Herzog die Session verweigere. Da der Herzog trotzdem im Reichstage erschien, erhob Brandenburg Protest, Mainz schloß sich an.

Das Regiment lehnte ab, in dem schwierigen Handel neuerdings zu entscheiden, der Reichstag hatte auch wenig Lust. So entstand eine völlige Stockung der Geschäfte. „Sitzen hier," schrieb der Frankfurter Fürstenberg am 14. April ärgerlich, „und verzehren das Unsere unnütz, und geschieht uns, wie etwa den Griechen vor Troja: delirant reges plectuntur Archivi." Aber im wesentlichen hatte man sich über die Türkenhilfe damals doch schon geeinigt. Die Hälfte des Romzugs sollte darauf verwendet, vorher aber auf einem Tage zu Wien, zu welchem das Reich eine stattliche Botschaft, zu dem auch Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und Niederösterreich ihre kriegsverständigen Boten schicken sollten, genaue Verabredung getroffen werden über die Ausführung des gemeinsamen Unternehmens. Ein sehr natürlicher Beschluß, der aber doch, da von jenen zunächst bedrohten Landen so gut wie nichts erwartet werden konnte, zu einem traurigen Resultat führen mußte*). Hätte sich Suleiman nicht gegen Rhodus statt gegen Ungarn gekehrt, so würde das Unglück von 1526 schon vier Jahre früher geschehen sein. Ferdinand erreichte nur, daß die ihm sofort vom Reichstag bewilligten 3000 Knechte nach Kroatien geschickt wurden, das er in seine Hand zu bringen eifrig bemüht war.

Die Türkenhilfe bildete aber keineswegs den einzigen, oder auch nur den hauptsächlichen Gegenstand der Verhandlungen dieses ersten Reichstags zu Nürnberg. Wie wir uns erinnern, hatte man schon in Worms eine weitgreifende Restauration der Reichsfinanzen ins Auge gefaßt und zu diesem Zwecke namentlich die Aufrichtung eines Reichszolls erwogen. Daneben hatte man in Worms über Mittel und Wege gehandelt, den

*) Siehe den ausführlichen Bericht, welchen Hans von Schwartzenberg und Sebastian von Rotenhan über diese Wiener Verhandlungen „begriffen, zusammengezogen und registrirt" haben, in den Mainzer „Reichsacta 1523" S. 38—124.

ſchon ſo oft verkündigten, aber niemals realiſierten Landfrieden zu einer wohlthätigen Wahrheit zu machen, das längſt empfundene Bedürfnis nach Verbeſſerung des Strafrechts zu befriedigen und den vielbeklagten Sittenverfall durch Vorſchriften über Kleiderpracht, Zutrinken und andere Uebel zu hemmen. Das Regiment hatte dieſe Vorarbeiten des Wormſer Reichstags mit Eifer und, ſoviel ich ſehe, mit nicht geringer Einſicht aufgenommen und dem Reichstage Vorlagen gemacht, deren Durchführung dem deutſchen Leben höchſt wohlthätig geworden ſein würde. Es regten ſich eben doch damals unter unſerem Volke nicht nur auf kirchlichem Gebiete ernſte und kräftige Reformgedanken, und einige der beſten politiſchen Köpfe, welche Deutſchland damals beſaß, trafen in dem Reichsregiment zuſammen. Ich brauche nur Hans von Schwartzenberg zu nennen, dieſen ausgezeichneten Franken, welcher mit tiefem ſittlichen Ernſt und ungewöhnlicher Manneskraft ſo große Geſchäftstüchtigkeit verband, daß ihn ſelbſt Fürſten, denen ſein Hauptſtreben widerwärtig ſein mußte, in ihren Dienſt zogen.

Wer wie er die Lage der deutſchen Dinge mit erfahrenem Blicke prüfte, mußte wohl erkennen, daß dem wüſten Auseinanderfahren der mannigfachſten Intereſſen und Beſtrebungen, welches das Reich längſt in ein anarchiſches Chaos verwandelt hatte, nur durch Stärkung der Zentralgewalt begegnet werden könne. Indem nun freilich die Wahl Karls das Zentrum außerhalb des Reichs verlegte und dieſe ſo dem Reich entfremdete Kaiſergewalt, je ſtärker ſie wurde, das eigene nationale Weſen um ſo mehr bedrohte, war eine Verſtärkung der zentrifugalen Tendenzen das unvermeidliche Schickſal geworden. Ganz anders ſchien es jedoch mit dem Reichsregiment zu ſtehn, welches jetzt und vorausſichtlich für lange Zeit den Kaiſer vertrat. Dieſes doch weſentlich die Stände vertretende, in raſchem Wechſel durch die Stände erneuerte Regiment konnte unmöglich die Beſorgnis vor tyranniſcher Vergewaltigung der territorialen Mächte oder vor ſelbſtſüchtiger Ausbeutung des

Reichs erwecken. Was es an Macht, Ansehen, an der Möglichkeit, Recht und Gesetz im Reich zu handhaben, gewann, das war doch wahrlich nur für das Ganze, nicht für irgend ein Einzelinteresse gewonnen. Wenn also von den damaligen Deutschen überhaupt irgend eine Unterordnung unter eine gemeinsame Autorität zu erreichen war, so durfte sie, scheint es, dieses Regiment erwarten, das ja alles, was es für sich gewann, nur für die in ihm lebenden und wirkenden Stände gewann.

In Worms hatte man, wie gesagt, bereits in dieser Richtung gearbeitet, weitreichende Reformpläne ins Auge gefaßt, für das nächste Bedürfnis aber schließlich sich begnügt, einen „Anschlag zur Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts" aufzustellen, welcher für diese beiden Reichsorgane eine jährliche Einnahme von 51259 Gulden verhieß. Mit einer so geringfügigen Summe ließ sich natürlich eine Reichsregierung, welche Gesetz und Ordnung nur einigermaßen zu schützen vermochte, ein Reichsgericht, das wirklich Gerechtigkeit schuf, nicht begründen. Weitaus die wichtigste Vorlage, welche das Regiment dem Reichstage machte, bezog sich deshalb auf die Herstellung ausreichender Reichseinkünfte. Sie sollte geschaffen werden durch den Reichszoll, den gemeinen Pfennig, eine starke Besteuerung der Klerisei und Vermehrung der Annaten für Reichsbedürfnisse. Sowohl der Reichszoll als die Heranziehung der Klöster und Stifter fand bei den Ständen lebhaften Anklang; freilich erhob die sehr zahlreich vertretene Geistlichkeit gegen ihre vorzugsweise Besteuerung in lebhaften Einwand, daß man doch nicht definitiv darüber zu beschließen wagte; der gemeine Pfennig stieß auf das Bedenken, daß man die bereits bedrohliche Unzufriedenheit des kleinen Mannes nicht durch eine neue Belastung steigern dürfe. Ueberhaupt aber war ja dieser Reichstag eine viel zu geringfügige Vertretung des Reichs, als daß er so tiefgreifende Neuerungen hätte wagen dürfen. So wurde denn durch den Abschied vom 30. April

die Entscheidung über alle hier angeregten großen Fragen einem neuen Reichstage vorbehalten, der an St. Egidien (1. September) in Nürnberg zusammentreten sollte. Der sollte namentlich auch über eine „beharrliche" Türkenhilfe beraten, da ja die auf das dringende Ersuchen der ungarischen Botschaft ihr für drei Monate zugesagten 10000 Knechte nicht ausreichen würden, die von den Ungläubigen drohende Gefahr zu beseitigen. Das Regiment sollte das auf dem Wiener Tage Beschlossene sofort allen Ständen anzeigen, welche sich bereit zu halten hätten, nötigenfalls den ganzen Romzug, also 20000 Knechte und 4000 Reiter, zu senden. Für die provisorische Erhaltung des Regiments und Kammergerichts wurde der in Worms bis Michaelis 1522 bewilligte Anschlag auf ein weiteres Jahr erstreckt, „damit man mittler Zeit und zukünftigem Reichstag auf beständige Wege denken mag, die beiden in Wesen zu bringen."*)

Aber nicht allein Regiment und Kammergericht sollte nach dem Wormser Anschlag erhalten, sondern auch die Türkenhilfe in Geld statt in Mannschaft gestellt werden. Wirft man nun einen Blick auf diese Wormser Anschläge**), so wird man sofort von der enormen Ungerechtigkeit frappiert, mit welcher die Lasten auf die einzelnen Stände verteilt wurden. Für die Unterhaltung von Regiment und Gericht waren die sechs Kurfürsten, die Herzoge von Bayern und Württemberg und der Landgraf von Hessen mit je 600 Gulden, mit ebensoviel aber die Städte Nürnberg, Ulm und Straßburg angeschlagen; die kleinen Städte Colmar und Schlettstadt sollten ebensoviel zahlen wie der Herzog Heinrich von Braunschweig u. s. w. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, verhielt es sich mit

*) Frankf. R.T.A. Bd. 36. fol. 155 ff. Vergl. Mainzer R.T.A. fol. 236 ff.

**) Mainzer „Reichshandlungen zu Worms Anno 1521" fol. 275 ff. und 290 ff. Vergl. den Abdruck der Wormser Matrikel für den Romzug bei Schmauss, Corpus juris publici S. R. Imperii, (Leipzig. 1759.) S. 88 ff.

dem Romzuge. Für denſelben ſollten die ſechs Kurfürſten je 60 Reiter und 277 Knechte ſtellen, Nürnberg 40 Reiter und 300 Knechte.

Es wird wohl niemand in Abrede ſtellen, daß eine ſolche Verteilung der Reichslaſten bei den Städten lebhafte Mißſtimmung hervorrufen mußte, alſo gerade bei denjenigen Gliedern des Reichs, von welchen eine ernſtliche Reform desſelben die bereitwilligſte Förderung hätte erwarten müſſen. Denn unter der allgemeinen Fried- und Rechtloſigkeit litt ja kein Stand mehr als das gewerbe- und handeltreibende Bürgertum; kein Stand hatte von der partikulariſtiſchen Entwickelung der fürſtlichen Gewalten mehr zu fürchten, als die Reichsſtädte. Da war es denn ein rechtes Verhängnis, daß die vom Regiment vorgeſchlagenen Reformen teils wirklich den Städten neue Auflagen in Ausſicht ſtellten, noch viel mehr aber in dieſem ungünſtigen Sinne von ihnen gedeutet wurden. Merkwürdigerweiſe ſahen die Städte in dem beabſichtigten Reichszoll lediglich eine Belaſtung des Handels; ſie meinten, der Kaufmann allein werde dieſen Zoll zu tragen haben; andere Nationen würden dem Beiſpiele des Reichs folgen, ebenfalls derartige Zölle aufrichten und der Verkehr dadurch in der ſchädlichſten Weiſe erſchwert werden. Sie erhoben mit Recht bittere Klagen über die Maſſe der Zölle, welche allerorten im Reich erhoben würden; auf den Gedanken, den Reichszoll gewähren zu wollen, ſobald dieſe Binnenzölle beſeitigt würden, ſcheint niemand unter ihnen gekommen zu ſein; freilich würde ja ein ſolcher Vorſchlag an dem Eigennutz der Territorien geſcheitert ſein, aber die Poſition der Städte würde dadurch doch einen ganz anderen Charakter gewonnen haben. Wie ſie in ihren Suppliken und Beſchwerden den Reichszoll bekämpfen, machen ſie den Eindruck eines kurzſichtigen Egoismus.

Das Regiment legte einen ſorgfältig ausgearbeiteten Entwurf eines verbeſſerten gemeinen Pfennigs vor, deſſen Beſtimmungen eine angemeſſene Beſteuerung des Einkommens

herzustellen suchten. Wenn man sie und die ihnen beigegebene Begründung liest, meint man, das sei nun doch wirklich ein erfreulicher Fortschritt zu gerechter Heranziehung der Reichsangehörigen zu den allgemeinen Lasten. Die Städte aber fanden, durch diesen Pfennig würden sie zehnmal oder gar fünfzehnmal so schwer belastet als die höheren Stände. In dem Entwurf des Regiments war vorgeschlagen, daß, während die weltlichen Stände von ihrem Jahreseinkommen zwei Prozent zu zahlen hätten, die Geistlichen vier Prozent beisteuern sollten. Man ist erstaunt, zu lesen, daß die Städte, welche sonst gegen die Klerisei die lebhaftesten Klagen erhoben, am eifrigsten ihre nachdrückliche Heranziehung zu den allgemeinen Lasten forderten, auch in diesem Vorschlage des Regiments nur eine Benachteiligung der Städte sehen wollten, weil dieselben hinfort zu den Kirchenbauten stärker herangezogen werden würden. Und so war es in allem: was auch das Regiment empfahl, die Städte sahen darin eine Eingebung des fürstlichen Interesses zu ihrem Nachteil*).

Wenn durch diese Haltung der Städte die Aussichten der Reform von vornherein ernstlich getrübt wurden, so finden wir dagegen die Fürsten zunächst mit dem Regiment in erfreulicher Uebereinstimmung. Schon am 13. April richteten die Stände an den Kaiser ein Schreiben, worin sie ihm verschiedene Wünsche ans Herz legten, deren Schwerpunkt darin lag, daß dem Regiment seine Thätigkeit erleichtert werden möge. Stände baten, daß es schon mit zehn statt mit vierzehn Personen beschlußfähig werde; sie erinnerten den Kaiser, daß doch seine Erblande baldigst die Anschläge für Regiment und Kammer-

*) Die Vorschläge des Regiments über den gemeinen Pfennig in dem gedruckten „Verzeichnis, aus was ursachen der künftige Reichstag auf Egidi nechst fürnemlich ausgeschrieben" u. s. w. Actum Nuremberg den 30. April 1522. Frankf. R.T.A. Bd. 36. Die Klagen der Reichsstädte in dem „Abschid der potschaften der Frey und Reichsstätt, so jetzo uff furgeschlagenem Reichstag zu Nuremberg versammelt gewesen" ebendaselbst.

gericht zahlten; sie empfahlen des Regiments Steuerentwürfe mit lebhaftem Nachdruck, mit dem größten die von ihm vorgeschlagene Heranziehung der Geistlichkeit. Ja sie gingen da noch über die Vorschläge des Regiments hinaus. Sie wollten nicht nur die Annaten im Reich behalten und gegen den Türken verwendet, sie wollten die niederen Stifte mit zehn Prozent ihres Einkommens, jedes Kloster „mit einer ziemlichen Summe", sogar jedes Bettelkloster mit fünf Gulden jährlich besteuert wissen. Dann aber wurde Karl besonders dringlich hervorgehoben, wie unentbehrlich für ihn und das Reich die Erhaltung des Regiments und Kammergerichts sei, welche Zerrüttung im Reich entstehen würde, wenn beide „nicht im Wesen bleiben, sondern fallen sollten" *).

Eine so nachdrückliche Unterstützung durch die Stände verhieß doch das Beste, zumal wenn der Kaiser auf ihre Wünsche einging. Das schien aber nach den bisherigen Erfahrungen gehofft werden zu können.

---

*) Mainzer R.T.A. (Fasc. 4a fol. 127 ff). Ich weiß nicht, was von einem in demselben Band fol. 72 ff. enthaltenen „Verzeichnus etlicher artikel, was die botschaft, so zu K. M. geschickt werden, ungevarlich anbringen soll," zu halten ist. Es war wohl nur ein von den Ständen nicht genehmigter Entwurf. Darin stand die Bitte an der Spitze, Karl möge einen anderen Statthalter als seinen Bruder Ferdinand ernennen, weil dieser vermöge seiner Unkenntnis der deutschen Sprache dem Regiment nicht wohl vorstehen könne, überdies durch seine sonstigen großen Geschäfte meistens vom Regiment werde ferngehalten werden. Da aber Karl auf dem Punkte stehe, in so weite Ferne zu ziehen, empfehle es sich, daß er die Kompetenz desselben wesentlich erweitere, es zu einer selbständigen Regierung des Reichs instandsetze.

Der Statthalter.

Das Regiment hatte sich bisher dem kaiserlichen Interesse in jeder Weise förderlich erwiesen. Es hatte in der Hildesheimer Sache auf ein Eingreifen verzichtet, um nicht mit des Kaisers, wenn auch recht willkürlicher Entscheidung in Widerspruch zu geraten; es hatte sich bemüht, die Eidgenossen von einem neuen Zuge nach Italien zur Unterstützung Frankreichs abzuhalten; es war gegen die Stadt Rottweil eingeschritten, weil dieselbe sich an den schweizer Unternehmungen gegen den Kaiser beteiligt hatte; da der Kaiser wünschte, daß dem deutschen Kriegsvolk verboten werde, König Franz zuzuziehen, geschah auch das. Die ganze Haltung des Regiments war von der Art, daß Kurfürst Friedrich meinte, es vertrete mehr des Kaisers als des Reichs Interesse*).

Soviel ich sehe, hat Karl das anerkannt und was in seinen Kräften lag gethan, um das Regiment zu unterstützen. Der von einzelnen Ständen und Mitgliedern des Regiments gehegte Verdacht, des Kaisers geheime Absicht gehe auf Beseitigung desselben, war in dieser Zeit durchaus grundlos; Karl sah vielmehr sehr wohl ein, welche Schwierigkeiten für

*) Kurfürst Friedrich an Planitz den 3. März 1522: „dan du sieheſt woll, ob das regiment, wie es jetzo steet, kaiserlicher Majestät oder des Reichs ist."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Ehre notwendig sei, daß sie die von ihm übernommene Verpflichtung erfülle; sein Bruder und das Regiment bestürmten ihn täglich darum, weil sonst Regiment und Kammergericht sich auflösen müßten, „was für mich ein großer Verlust an Ehre, Autorität und Reputation sein würde“ *).

Man weiß nicht, wer von diesen beiden säumigen Zahlern in der übleren Lage war. Was Ferdinand angeht, so besitzen wir von ihm eine ausführliche Darlegung seiner Verhältnisse, welche er im November 1522 als Instruktion für einen außerordentlichen Gesandten an Karl aufsetzen ließ. Darin tritt uns zunächst seine ganz verzweifelte Finanzlage entgegen. „Alle oder fast alle Renten und Einkünfte unserer Länder“, heißt es da, „sind verpfändet.“ Karl hat ihm in dem Brüsseler Vertrag eine Summe von 200 000 Dukaten versprochen, davon aber noch nichts gezahlt. Er hat ihm auf Neapel 60 000 Dukaten angewiesen, davon sind trotz aller Bemühungen nur 4000 eingegangen. Seine Kassen sind vollständig leer, und doch soll er den verschiedenartigsten und größten Ausgaben genügen. Die Gläubiger ihres Großvaters Maximilian bedrängen ihn fortwährend. Karl hat versprochen, zur Ordnung dieser Angelegenheit Kommissäre nach Innsbruck zu senden, sie sind aber noch immer nicht gekommen, obwohl es Margarete ebenfalls zugesagt hat. Es gereicht das Karl zu großer Unehre, weil die Leute meinen, er wolle die Schulden überhaupt nicht zahlen. Wenn das nicht bald geordnet würde, könnte es sogar zu Krieg und anderen Schäden führen. In der größten Verlegenheit ist er dem Herzog Georg von Sachsen gegenüber. Die Brüder haben von ihm gegen gemeinsame Verschreibung 200 000 Gulden entliehen, deren ausbedungene Rückzahlung zum Teil längst verfallen zu sein scheint. Er hat seinen Haushofmeister Hemericourt, den Ueberbringer dieses Schreibens,

*) Karl an Margarete, Valladolid den 31. Oktober. Wien. Arch. Das betreffende Stück aus diesem 28 Folioseiten füllenden Schreiben bei Lanz 1, 71.

an den Herzog geschickt, um ihn zu bestimmen, daß er die von beiden Brüdern ausgestellte Verschreibung von Karl allein annehme; der Herzog hat das abgelehnt, vielmehr von Ferdinand die Zahlung der ganzen Schuldsumme gefordert und dabei so lebhafte Klagen über die ihm zugefügten Verluste erhoben, daß sich Ferdinand genötigt gesehen hat, ihm für 25000 Gulden Kleinodien auszuliefern, für ebenso viel fünfprozentige Renten und die bestimmte Verpflichtung zur Abtragung des Restes einzugehen. Hemericourt soll dem Kaiser die dringende Notwendigkeit vorstellen, daß er den Herzog bezahle, und zwar mit der ganzen Summe.

Leider ist der Herzog von Sachsen nicht der einzige, welcher Karl wegen nicht erfüllter Versprechen zürnt. Die Kurfürsten von Mainz, Brandenburg, der Pfalz und viele andere Großen in Deutschland wie in Böhmen beklagen sich höchlich, daß Karl ihnen beträchtliche Pensionen und Gelder verheißen, aber nicht bezahlt hat. Es ist durchaus notwendig, daß Karl für die Erfüllung dieser Zusagen sorge, wenn nicht üble Folgen eintreten sollen. Ganz besonders dringend ist es aber, daß Karl die Beschwerden des Pfalzgrafen Friedrich abstelle, der wegen seiner langen, dem Kaiser geleisteten Dienste und wegen der wichtigen Stellung, welche er im Reich als Ferdinands Stellvertreter einnimmt, vorzüglich berücksichtigt zu werden verdient. Der aber erklärt, wenn er nicht befriedigt werde, wolle er nicht allein seine Stellung im Regiment aufgeben, sondern sich ganz und gar von Karl lossagen.

So steht es im Reich: von allen Seiten die größten und dringendsten Ansprüche und nirgends die Mittel, nur einem einzigen zu genügen. Dazu kommen nun aber die schweren Bedrohungen von außen: die Franzosen treiben ihre Praktiken überall und mit allen Mitteln*), besonders in der

*) In einem Briefe vom 2. September aus Linz hatte Ferdinand geschrieben, daß Frankreich in Böhmen grandes practiques mache, um

Schweiz; Ferdinand sucht ihnen da durch Gesandte, Agenten, Spione, durch Zahlung von Pensionen das Widerspiel zu halten; das kostet aber große Summen. Im höchsten Grade bedrohlich ist die Lage in Ungarn, wo der König, ihr Schwager, keinerlei Mittel und keinerlei Autorität besitzt. Ferdinand muß fortwährend große Summen aufwenden, um dort nur die dringendste Gefahr abzuwehren. Wenn Karl da nicht rasch mit Kriegsvolk und Geld hilft, „so ist zu besorgen, daß es um alle unsere österreichischen Länder geschehen sein wird". Denn vom Reiche ist wenig Grund, irgendwelche Hilfe zu erwarten.

Wenn man diese keineswegs übertriebenen Klagen Ferdinands gelesen hat, ist man einigermaßen überrascht, in demselben Schriftstücke hochfliegenden Plänen zu begegnen, als verfügte er über die reichsten Mittel. Den Wunsch freilich, daß er offen als wirklicher Herr der ihm abgetretenen Länder auftreten dürfe, wird man begreiflich finden, wenn man hört, welche üblen Folgen das gegenwärtige verschrobene Verhältnis hatte, wie die Unterthanen ihm nicht die Liebe und Zuneigung bewiesen, welche sie zu ihrem natürlichen Herrn haben würden, wie seine Befehle nicht den nötigen Gehorsam fänden, weil sie meinten, sein Regiment dauere vielleicht nicht lange; wie die Nachbarn ihm unfreundlich oder feindselig begegneten, weil sie dächten, der weit entfernte Karl werde sich um diese Gebiete nicht kümmern. Die Unterthanen, sagt Ferdinand, sind mit dem gegenwärtigen Zustand sehr unzufrieden; sie wollen einen natürlichen Herrn haben, sonst „werden sie Schweizer werden, wozu sie auch schon einen Anfang gemacht haben, denn im Breisgau ist das Volk aufgestanden, 4000 Mann stark". Auch im Reiche wird er eine ganz andere Autorität

---

dieses Königreich für sich zu gewinnen. Obwohl König Ludwig den französischen Gesandten nicht empfangen, haben sich doch verschiedene Große seines Hofes für Frankreich erklärt. Der König ist in Böhmen moins obey et estime que le moindre qui soit en sa maison.

haben, ganz anders für Karl wirken können, wenn er als wirklicher Herr von Oesterreich, Württemberg u. s. w. dasteht.

Dieser Wunsch war, wie gesagt, durchaus natürlich und berechtigt. Wenn nun aber Ferdinand, um seine Erfüllung herbeizuführen, sich bereit erklärt, für die volle und offene Abtretung der deutschen Lande die Zahlung der 200000 Gulden an Herzog Georg zu übernehmen und auf die Hälfte der ihm von Karl zugesagten 200000 Dukaten zu verzichten, so ist das bei seiner vollständigen Mittellosigkeit schon etwas auffallend. Aber die Gedanken gehen rasch noch weiter. Ferdinand wünscht die Grafschaft Burgund zu erwerben; Margarete, die gegenwärtige Besitzerin, will er entschädigen. Und er ist bereit, auf die ganze Summe von 200000 Dukaten zu verzichten, wenn Karl ihm seine Ansprüche auf das Herzogtum Burgund abtritt, welches Karl doch von keinem rechten Nutzen sein kann, ihm viel bequemer liegt, wenn er nämlich die Grafschaft Burgund vorher erworben hat.

Aber weiter. Hemericourt soll dem Kaiser die unerquicklichen Zustände im Reiche schildern, wie da wenig Gehorsam, wenig Justiz, überall Streit, Neid, Rancüne, böse Praktiken. Ferdinand glaubt nicht, daß diesen widerwärtigen Dingen abgeholfen werden kann, wenn Karl nicht persönlich das Regiment in die Hand nimmt, wozu ja aber leider für lange Zeit wenig Aussicht ist. Ferdinand hat deshalb einen anderen Ausweg ersonnen. Karl kann zwar wahrscheinlich wegen der großen Geschäfte, welche ihn in Spanien festhalten, lange nicht nach Rom gehen, um sich da zum Kaiser krönen zu lassen. Aber er kann ja, wie ihr Großvater das beabsichtigt und nahezu erlangt hat, sich durch einen Delegaten des Papstes krönen lassen. Dann möge er die Hand dazu bieten, „uns zum römischen Könige zu machen, wie er es uns versprochen hat". Dann kann er mit ganz anderer Autorität das Reich regieren und Karl dienen; allein deswegen wünscht er es. Bis aber das erreicht werden kann, scheint ihm ein anderes wünschens-

wert: daß nämlich der Kaiser das Reichsregiment ganz allein auf sich nehme. Für 40000 Goldgulden im Jahr oder noch weniger ließe sich das machen. „Denn es ist zu besorgen, daß es sich auf die Länge in dem gegenwärtigen Stande nicht wird erhalten können, weil die Fürsten und das Volk anfangen zu ermüden und laut über die Auflagen murren, welche man dafür von ihnen fordert, zumal sie täglich so große Kosten zu tragen haben wegen der Streitigkeiten untereinander; da können sie nicht länger solche Summen aufbringen, besonders wo jetzt auch die Türkenhilfe bestritten werden muß. Wenn aber das Regiment zur großen Unehre Sr. Majestät zusammenbricht, so werden sich der Pfalzgraf und der Herzog von Sachsen als Reichsvikare der Regierung bemächtigen wollen"*).

Wir sehen, diese zwei Brüder, welche sich in ihrer Jugend zum Verwechseln ähnlich sahen, glichen sich auch in ihrer geistigen Physiognomie, in ihrer Art politische Geschäfte zu beurteilen, auffallend. In beiden ist derselbe rastlos weiter strebende Sinn. Wie Karl im Jahre 1519, mitten unter den größten finanziellen Bedrängnissen, unbedenklich die schweren Verpflichtungen für das Herzogtum Württemberg übernahm, so ist jetzt Ferdinand, absolut mittellos, wie er sich selbst schildert, bereit, auf Hunderttausende zu verzichten, andere Hunderttausende auf sich zu nehmen, wenn Karl ihn in die volle Herrschaft über die deutschen Lande einsetzen will. Er weiß nicht, wie er behaupten soll, was er hat; aber zuversichtlich streckt er die Hand nach Burgund aus, dessen Besitz ihn doch in einen Krieg auf Leben und Tod mit Frankreich verwickeln muß, da er selbst sagt, alle seine österreichischen Lande würden an den Türken verloren gehen, wenn Karl nicht rasch hülfe, was dieser doch, wie er

*) Dieses merkwürdige Aktenstück findet sich in dem der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehörenden Kopialbuche des Wiener Archivs, welches den modernen Titel führt: Recueil de pièces officielles, c'est-à-dire d'Instructions, de lettres et de mémoires du siècle de Charles-Quint. t. 1. fol. 1—6.

weiß, nicht kann. Karl steht fast mit allen Fürsten des Reichs in sehr schwierigen Verhältnissen, da er ihnen bis jetzt von dem, was er ihnen vor drei und vier Jahren versprochen, nichts erfüllt hat. Sogar der treueste aller Anhänger des Hauses Habsburg, Pfalzgraf Friedrich, droht ihm den Rücken zu kehren. Die Situation könnte nicht mißlicher sein. Offenbar muß es Ferdinand als ein Glück ansehen, wenn er sich als Statthalter zu behaupten vermag. Statt dessen will er römischer König werden, durch die Wahl eben dieser Kurfürsten, welche sich in ihren an die Wahl Karls geknüpften Hoffnungen so bitter getäuscht sehen. Die Lage des Reichsregiments würde eine wesentlich bessere sein, wenn die beiden Vertreter des Kaisers wenigstens ihre Beiträge zum Unterhalte desselben zahlten. Weder Ferdinand noch Margarete hat das gethan. Wenn der Kaiser in der Lage wäre, für sie die 2400 Gulden zu zahlen, welche sie für Regiment und Kammergericht das erste Jahr gleich schuldig bleiben, so würde er das ohne Zweifel thun, da ihm ja so viel an der Erhaltung des Regiments liegt. Statt dessen empfiehlt ihm Ferdinand dasselbe ganz auf seine Kosten zu übernehmen. Es sind ja nur 40 000 Gulden im Jahr! Welche Kleinigkeit für den Herrn von Spanien, Neapel, den Niederlanden u. s. w.!

Immer weiter! Das ist der Sinn dieser jungen Herren, wenn sie auch nicht wissen, wie sie sich da behaupten sollen, wo sie stehen. Was Karl dem Herrn von Hemericourt geantwortet hat, erfahren wir erst spät und auch dann nur zum Teil; wie weit er aber in der Lage war, auch nur die bescheidensten und nächstliegenden Wünsche seines Bruders zu erfüllen, sehen wir aus seinen Briefen an Margarete. Was die Pensionen von Mainz, Brandenburg, Pfalz und den anderen betreffe, welche sie so sehr bedrängten*), schreibt er ihr am

*) Margarete hatte ihm am 17. September berichtet, die Kurfürsten von Mainz, Köln und Pfalz hätten Bevollmächtigte geschickt, um die Zahlung

31. Oktober, „so melde ich Euch, daß meine Angelegenheiten hier nicht von der Art sind, daß ich jetzt von hier aus Abhilfe treffen, oder jene Pensionen auf spanische Benefizien anweisen könnte". Wenn er so verführe, so würde er dadurch die große Bewilligung sehr erschweren, welche er bald von den Cortes zu fordern denke. „Deshalb werdet Ihr sehen, wie Ihr die genannten Personen am besten zufrieden stellen könnt, indem Ihr sie bewegt, Geduld haben zu wollen." Er hat schon längst von der drohenden Unzufriedenheit des Pfalzgrafen Friedrich gehört; Margarete hat ihn gebeten, für dessen Befriedigung zu sorgen, die nötigen Summen zu senden. Er erwidert, dem Pfalzgrafen müsse sie schleunig 5- oder 6000 Gulden auszahlen lassen; denn er drohe, das Regiment zu verlassen, welches sich dann auflösen könnte, „was zu meiner großen Unehre und Nachteil sein würde". Ferdinand hat ihn gebeten, zu dem bevorstehenden Reichstage in Nürnberg einen Gesandten zu schicken; er kann das aber unmöglich bei der Kürze der Zeit und der Weite des Wegs; Margarete soll sehen, was sie darin thun kann, und ihrerseits einen tüchtigen Mann nach Nürnberg senden.

So ist es mit den Ressourcen des Kaisers bestellt. Sein Bruder, seine Tante stellen ihm in den beweglichsten Worten die Notwendigkeit vor, zu helfen, Geld zu schicken; er antwortet: ich habe kein Geld, Ihr müßt Euch selbst helfen, Ihr müßt diese und jene Summe sofort zahlen, im übrigen die Gläubiger zur Geduld ermahnen. An die gefährlichsten derselben, wie an Herzog Georg, richtet er sehr verbindliche Schreiben mit allen möglichen Zusagen, welche er erfüllen wird, sobald die gegenwärtigen schwierigen Zeiten vorüber sind, der Krieg, zu

---

ihrer Pensionen zu betreiben, eventuell Exekution gegen Antwerpen und Mecheln zu fordern, welche wohl als Bürgen genannt waren. Diese Leute erklärten offen, ihre Herren hätten wohl die Mittel, ihre Zahlung zu erzwingen. Villinger und Renner hätten wenigstens Mainz 4000 Gulden schaffen können.

dem ihn Frankreich gezwungen, sein glückliches Ende gefunden hat. An irgend eine reelle Leistung, nicht etwa für die Förderung der Reichsinteressen, sondern nur für die Erfüllung der positiven Verbindlichkeiten, welche er dem Reich oder Fürsten des Reichs gegenüber hat, kann er nicht denken.

Die peinlichen Verlegenheiten, welche aus dieser Lage für Ferdinand erwuchsen, kann man sich kaum groß genug denken, wenn das Reich auch gar keine besonderen Anforderungen an ihn stellte. Nun war ja aber seit dem Sommer 1522 der Reichsfriede an zwei Punkten in sehr bedrohlicher Weise gestört worden. Im Norden war die Hildesheimer Fehde mit neuer Wut ausgebrochen. Das Regiment hatte sich mit dieser Angelegenheit verschiedentlich beschäftigt, der Kaiser aber jedesmal seine darauf gerichteten Vorstellungen scharf zurückgewiesen*). Nun mußte das Regiment mit untergeschlagenen Armen zusehen, wie Niedersachsen von der Kriegsfurie verwüstet wurde, während seine wohlgemeinten Vorschläge durchs Reich gingen, wie eine wirksame Exekution des Landfriedens durch die Kreise beschafft werden könne. Seine einzige Hilfe bestand in der Aufforderung an Mainz und einige andere Stände, eine Vermittlung unter den Kriegführenden zu versuchen.

Diese nordischen Vorgänge berührten nun freilich Ferdinand nicht in seinen persönlichen Interessen; da die auf Habsburgs Seite stehenden Braunschweiger vermutlich über ihre Gegner Herr wurden, so konnte er die Dinge ruhig gehen lassen. Ganz anders verhielt es sich aber mit dem Brande, welcher einige Monate später den Südwesten des Reichs ergriff. Was zwischen Elbe und Weser geschah, hatte man sich schon einigermaßen gewöhnt, als außerhalb der Reichssphäre liegend zu betrachten.

---

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 22. Juni, der Kaiser habe „hart bevolen, wider J. M. geschefft nicht zu handeln, welches die herren des Regiments alle entsatzt gemacht".

Wenn aber der Mittel- und Oberrhein von einem Feuer ergriffen wurde, welches die rheinischen Kurfürsten bedrohte, hier die Mosel, da den Main hinauf lief, Franken und Schwaben in Gefahr brachte, dann mußte nicht nur das Regiment, dann mußte auch der Statthalter des Kaisers sich regen. Daß der Erzherzog von Oesterreich an Leine und Aller eingreife, wird schwerlich jemand erwartet haben; daß aber des Kaisers Bruder, welcher über das Elsaß gebot, welcher an Luxemburg das nächste Interesse hatte, sich nicht unthätig verhalten konnte, wenn Franz von Sickingen einen großen Kriegszug gegen Trier unternahm, verstand sich von selbst.

Das Regiment erfuhr schon im Juni, Sickingen habe eine große Werbung vor; es hieß, gegen die Bischöfe von Speier und Worms. Man beschloß, ihn abzumahnen, die Stände am Rhein zur Achtsamkeit aufzufordern*). Als er dann nichtsdestoweniger im August gegen Trier losbrach, war die Not groß. Ferdinand weilte damals noch fern in Oesterreich. Als er am 20. September in Nürnberg eintraf, um endlich das Amt des Statthalters zu üben, hatte er bisher nicht mehr thun können, als daß er durch seine Regierungen in Ensisheim und Stuttgart allen Vasallen den Zug zu Sickingen verbieten und den Genossen desselben die Werbungen erschweren ließ. Der Brief, in welchem er sofort Karl über den besorglichen Vorfall meldete, ist mir nicht bekannt geworden.

Merkwürdigerweise regte sich im Regiment anfangs der Verdacht, Sickingens Schilderhebung möge im Auftrage, oder doch wenigstens im Sinne des Kaisers geschehen. Man ließ sich dadurch, daß Sickingen selbst diesen Schein zu erwecken suchte, und durch die Vermutung, der alte Kriegshauptmann des Kaisers nehme jetzt an dem beharrlichsten Anhänger Frankreichs im Wahlkampfe Vergeltung, irre führen. In Wahrheit hat weder Karl, noch Ferdinand, noch Margarete in Sickingens Unter-

*) Planitz, den 22. Juni.

nehmen einen Augenblick etwas anderes gesehen, als einen sehr ärgerlichen und unter Umständen gefährlichen Zwischenfall. Sie begreife nicht, schrieb Margarete dem Kaiser am 17. September, woher Sickingen die Mittel zu einem so großen Unternehmen gewonnen habe; sie müsse annehmen, daß irgend ein großer Fürst, vermutlich König Franz dahinter stecke. Wenn Sickingen, wie zu fürchten, Trier nehme, und sich dann mit Fleurange vereinige, so könne daraus für Luxemburg großes Unheil entstehen*). Karl erwiderte ihr am 31. Oktober, die durch Sickingen in Deutschland verschuldeten Unruhen seien ihm sehr widerwärtig; er schreibe an Sickingen, er solle von seinen ihm mißfälligen Unternehmungen abstehen und dem Regiment gehorchen, sende übrigens den Brief an dieses, damit es entscheide, ob es zweckmäßig, ihn an Sickingen zu befördern, und sich auf jeden Fall von der Grundlosigkeit der Behauptung des Ritters überzeuge, er handle im geheimen Einverständnis mit dem Kaiser**).

Inzwischen hatte das Regiment, noch ehe Ferdinand in Nürnberg eintraf, was nur in seinen Kräften war, gethan, um Sickingen von seinem verderblichen Unterfangen abzubringen. Daß es, da es seine eigene Existenz kaum zu fristen vermochte, außer stande war, gegen den Friedbrecher ein Heer

---

*) Auch Ferdinand sagt in der oben erwähnten Instruktion für Hemericourt, er solle dem Kaiser mitteilen, comme pour vray avons eu nouvelles, comme Francisque de Sequin se soit rendu Franchoys et que partout ou se peult practique les nobles du pays pour les attirer a soy et au service dudict roy de France. Sickingen hatte Anfang September Margarete gedroht, Luxemburg anzugreifen, wenn sie ihm nicht alsbald die 50000 Gulden zahle, welche ihm der Kaiser noch vom vorjährigen Kriegszuge schulde. Dann trug er ihr an, sein Volk dem Kaiser zuzuführen. Als darauf eine ausweichende Antwort erfolgte, mag er sein Glück bei Frankreich versucht haben. Siehe Ulmann S. 303.

**) Karls Briefe an das Regiment und an Sickingen, Valladolid den 28. Oktober, sind ganz in diesem Sinne entschiedener Verurteilung des Ritters abgefaßt. Frankf. R.T.A. Bd. 38. fol. 97 ff.

auszuſenden, verſteht ſich von ſelbſt. Aber es ſäumte nicht, am 1. September ein ſcharfes Mandat gegen Sickingen zu erlaſſen, worin es ihm bei Strafe der Acht und hoher Geldbuße befahl, Frieden zu halten; zugleich wurden alle, dem Rhein benachbarten Stände aufgefordert, nicht nur ihre Unterthanen bei ſchwerer Strafe von Sickingen abzurufen, ſondern Trier eiligſt allen von ihm begehrten Beiſtand zu leiſten. Der Bote des Regiments, welcher Sickingen die Mandate überbringen ſollte, fand ihn im Lager vor Trier, umgeben von den Grafen von Zollern, Fürſtenberg, Eberſtein, Löwenſtein und vielen anderen Herren. Sickingen, deſſen Ausſichten ſich doch ſchon merklich getrübt hatten, erwiderte hochfahrend, das Regiment möge nur gemach thun, er ſei ebenſo gut ein Diener des Kaiſers, wie Herzog Friedrich und andere vom Regiment; er wolle nichts gegen den Kaiſer thun, ſondern den Biſchof wegen der Kronen ſtrafen, die er von Frankreich empfangen; er wolle ein beſſeres Recht machen, als die Herren in Nürnberg hätten. Er lehnte es ſogar ab, nur eine ſchriftliche Antwort zu geben. Als das Regiment dieſe höhniſche Abfertigung empfieng, erließ es an die nächſtgeſeſſenen Stände eine erneute Aufforderung, ſich zur Unterſtützung Triers bereit zu machen. Aber freilich brachten die Sitten des Reichs in ſolchen Dingen eine Art mit ſich, welche jedes wirkſame Eingreifen vereitelte. Das Regiment hatte unter anderem Frankfurt befohlen, auf den 12. Oktober 150 Knechte und 18 Reiter nach Gelnhauſen zu ſtellen; Frankfurt erwiderte, es werde gehorchen, wenn das gemeine Reich ausziehe; die erneute Mahnung des Regiments fruchtete natürlich ebenſowenig, wie der urſprüngliche Befehl*).

Wie wir wiſſen, ſollte am 1. September der neue Reichstag

*) Siehe die von Chmel im Notizblatt 2, 37 ff. gedruckten Aktenſtücke und die Mandate vom 1. und 17. September in Frankf. R.T.A. Bd. 36.

in Nürnberg zusammentreten, um über Türkenhilfe, dauernde Unterhaltung von Regiment und Kammergericht, Exekutionsordnung und anderes zu handeln. Von ihm mußte ja das Regiment den wirksamsten Beistand gegen Sickingen erwarten. Aber es ging jetzt wie im Frühling, oder vielmehr noch schlimmer. Am 7. September schreibt Planitz, man habe darüber beraten, ob man den Reichstag hinausschieben solle, aber darauf verzichtet, da manche Stände vielleicht schon unterwegs seien. Eine Woche später meldet Fürstenberg, welcher damals für Frankfurt im Regiment saß, der Reichstag sei noch in weitem Felde. Am 1. Oktober berichtet der neue Abgeordnete Frankfurts zum Reichstage, Haman von Holzhausen, es sei noch nicht sicher, ob der Reichstag zustande komme; am 9., es heiße, das Regiment wolle einen andern Reichstag ausschreiben. Erst am 17. November konnte der Reichstag eröffnet werden.

Wie weit es damals im Reiche mit der Auflösung aller politischen Zucht und Zuverlässigkeit gekommen war, sehen wir hier mit besonderer Deutlichkeit am Verhalten der Städte. Sie hatten im Sommer einen Tag in Eßlingen abgehalten, dort über ihre mannigfachen Beschwerden gegen das Regiment und dessen Reformpläne verhandelt und endlich beschlossen, daß alle Städte ihre Boten zu dem auf den 1. September ausgeschriebenen Reichstage nach Nürnberg senden sollten, und zwar so, daß sie dort spätestens acht Tage nach jenem Termin einträfen, damit sie desto stattlicher noch vor Anfang des Reichstags wegen aller ihrer Obliegen und unerträglichen Beschwerden handeln könnten. Diesem Beschlusse kamen nur Straßburg, Lübeck, Hagenau, Goslar und sechs schwäbische Städte nach, die andern entschuldigten ihr Ausbleiben oder ihre Verzögerung damit, sie vermeinten, der Reichstag werde wegen allerlei Aufruhrs und Empörung, so sich allenthalben im römischen Reich erhoben, langsamen Anfang bekommen. Die pünktlich Erschienenen waren natürlich über diese bequeme Klugheit ihrer Freunde sehr ungehalten. Da sich Anfang Oktober ihre Zahl

nur wenig gemehrt hatte, wollten sie abreiten, Ferdinand aber verweigerte ihnen den Urlaub, indem er sie bat, wenigstens noch acht Tage zu warten. Straßburg, Metz, Mülhausen, Ulm, Memmingen und Frankfurt beschlossen nichtsdestoweniger, am 9. Oktober heim zu reiten, da es ihnen im höchsten Grade unwahrscheinlich war, daß der Reichstag zustande kommen werde, wie sehr sich auch Ferdinand und das Regiment bemühten, die Stände herbei zu holen. Den Städten verweigerten sie abermals kategorisch den Abschied. Da diese nun so widerwillig in Nürnberg festgehalten wurden, ihre Zahl allmählich denn doch auch etwas gewachsen war, obwohl verschiedene der Erschienenen trotz aller Verbote die Heimreise angetreten hatten, machten sie sich an die Beratung ihrer Beschwerden. Der darüber aufgesetzte Abschied beginnt mit einer Klage über die Städte selbst, welche dem Eßlinger Beschlusse so übel nachgekommen seien. Damit sich in Zukunft so verdrießliche Erfahrungen nicht wiederholen, werden strengere Anordnungen getroffen. Wenn der Reichstag bis Georgi, also bis Ende April 1523 nicht zustande kommt, so soll vorher ein neuer Städtetag berufen werden. Diesen müssen alle Städte persönlich beschicken, die bisher übliche Vertretung wird nicht zugelassen werden, da sich unter den Städten allerlei Irrung, besonders des Sitzes wegen, erhoben hat, mit deren Beilegung immer viel Zeit verloren wird. Auf dem nächsten Tage sollen diese Streitigkeiten ein für allemal geschlichtet werden, dafür muß jede Stadt ihren eigenen Boten senden. Da aber auf dem gegenwärtigen Tage viele Städte dem Eßlinger Beschlusse zum großen Verdrusse und empfindlichen Nachteil der pünktlich Erschienenen sehr übel nachgekommen sind, so soll in Zukunft gegen die Ungehorsamen eingeschritten werden. Man ist begierig zu hören wie. Der Abschied sagt: „wurde sich dann derselbigen ungehorsamen stat in kunftiger zeit etlich obligen und unträglich beschwerd zutragen, soll es gehalten werden inmaßen sich auch die erbaren stett zu Eßlingen entschlossen."

Also ein Beschluß, welcher sich soeben in eklatanter Weise als völlig unwirksam erwiesen hatte, wurde einfach wiederholt*).

Inzwischen hatten die Dinge an der Mosel längst eine überraschende Wendung genommen. Sickingen hatte am 14. September von Trier abziehen müssen, obwohl dem bedrohten Kurfürsten noch von keiner Seite Hilfe geworden war. Nach der höhnischen Weise, auf welche der Ritter die Mahnung des Regiments zum Frieden zurückgewiesen hatte, wäre es durchaus berechtigt gewesen, sofort strafend gegen ihn einzuschreiten. Nach der Stellung, welche Ferdinand von vornherein gegen ihn eingenommen hatte, und nach der nahen Beteiligung des Pfalzgrafen Friedrich an diesem Handel sollte man meinen, daß diese beiden auf energisches Vorgehen gedrungen haben würden. Welche Verhandlungen darüber im Regiment stattgefunden haben, wissen wir nicht; es scheint, daß die Frage Schwierigkeiten gemacht habe, ob man trotz dem Vorgefallenen über Sickingen aburteilen dürfe, ohne ihn geladen zu haben. Endlich unter dem 8. Oktober, in einem Augenblicke, wo der Kriegslärm völlig verstummt war, wurde über Sickingen, alle seine Anhänger und Vorschieber die Acht verkündet. Ferdinand trat dabei persönlich hervor: er verlas öffentlich das Mandat and zerriß darauf der Uebung gemäß das Papier, auf dem es stand**).

Dieser entweder zu späte oder zu frühe Akt konnte das Ansehen des Regiments nicht mehren; die einen warfen ihm Unthätigkeit, die andern Voreiligkeit vor. Trotz der Anwesenheit des kaiserlichen Statthalters hatte es sich außer stande gesehen, solange der Krieg währte, etwas Wirksames für Herstellung des Friedens zu thun. Wenn es jetzt gegen die über einen großen Teil Oberdeutschlands zerstreuten Anhänger

---

*) „Abschid der potschaften der Frey- und Reichsstätt, so itzo uff furgeschlagenen Reichstag zu Nurmberg versammelt gewesen." Frankf. R.T.A. Bd. 36.

**) Berichte Holzhausens vom 8., 9. und 10. Oktober.

Sickingens die Acht schleuderte, so fürchteten viele davon großen Unrat; nun werde, klagte man in Nürnberg, niemand auf den Straßen fort können. Derweilen hatten der Kurfürst von Trier, der Pfalzgraf und der junge Landgraf Philipp von Hessen in Oberwesel getagt und beschlossen, auf eigene Hand am Rhein Ordnung zu schaffen, ohne sich um das Regiment zu kümmern.

Dieses hatte kaum über Sickingen sein Verdikt gefällt, als eine ungarische Botschaft mit achtzig Pferden in Nürnberg einritt, um die Blicke vom Westen auf den fernen Osten zu lenken. Zugleich kamen die Bischöfe von Augsburg und Würzburg, letzterer mit zweihundert Pferden. Allmählich rückte denn doch die Möglichkeit heran, den so lange hinausgeschobenen Reichstag zu beginnen. Als dann endlich im November Ferdinand, von den Bischöfen von Trient und Salzburg, Hans von der Planitz und dem kaiserlichen Rat Dr. Lamparter begleitet, die Eröffnung vornahm, mußte er doch noch die Stände bitten, jetzt die auf den 1. September angesetzten Verhandlungen vornehmen zu wollen, worauf die Stände allerdings eingingen, aber dringend baten, der Statthalter möge die vielen, welche noch fehlten, zu schleunigem Kommen mahnen. Holzhausen bemerkt dazu mit dem üblich gewordenen Pessimismus, es werde wohl ein Spiegelfechten und langsam Handeln werden; die Kurfürsten und die meisten Fürsten würden schwerlich vor Dreikönigstag kommen. Ganz so schlimm wurde es aber nicht. Der Kurfürst von Mainz, welcher mit den Verbündeten Triers in Konflikt geraten war, erschien schon nach wenigen Tagen; bald zählte man außer ihm acht Erzbischöfe und Bischöfe; aber weltliche Fürsten waren bis zum 2. Dezember nur drei erschienen, unter denen Herzog Ludwig von Bayern allein eine gewisse Bedeutung hatte.

Ferdinand erwartete, wie wir hörten, für sein wesentlichstes Interesse, die Verteidigung Ungarns gegen die Türken, vom Reiche so gut wie nichts. Trotzdem mußte er ja sein

möglichstes thun, um die Stände wenigstens zur Ausführung dessen zu bewegen, was sie schon auf dem vorigen Reichstage für Ungarn bewilligt hatten. Am 19. November erschien zuerst ein päpstlicher Nuntius, dann am Nachmittage die ungarische Botschaft vor den Ständen, um sie mit vereinigten Anstrengungen zu energischer Aktion gegen den Feind der Christenheit zu bestimmen. Das Regiment, in welchem jetzt Ferdinand außer den kaiserlichen Räten an dem Erzbischof Matthäus Lang von Salzburg und dem Bischof Bernhard Cles von Trient vortreffliche Stützen hatte, war selbstverständlich geneigt, seine Wünsche zu unterstützen. Aber kaum war die ungarische Sache vorgebracht, so kamen vom Rhein abermals beunruhigende Nachrichten. Die drei verbündeten Fürsten hatten begonnen, Sickingens Anhänger auf eigene Hand zu züchtigen; Sickingen erwiderte mit Fehdeerklärungen, worin er sich kaiserlicher Majestät Rat, Kämmerer und Hauptmann titulierte. Dazu meldete Pfalzgraf Friedrich, im Elsaß laufe das Volk zusammen, daß man einen Bundschuh fürchte. Dieselbe Kunde hatte der Bischof von Straßburg. Endlich vernahm man von einer großen Versammlung des fränkischen Adels in Schweinfurt, von der man fürchtete, daß sie für Sickingen Partei ergreifen werde.

Man kann denken, welche Neigung die Stände unter diesen Verhältnissen besaßen, gegen den Türken auszuziehen, da man den Brand im eigenen Hause nicht zu löschen wußte. Sogar der Vortrag, mit welchem das Regiment am 20. November den Reichstag begrüßte, konnte nicht umhin, die häusliche Not in den Vordergrund zu rücken, „wie jetzt allenthalben im heil. Reich großer Aufruhr und Empörung sei und noch beschwerlicher und größer zu werden drohe, menn nicht mit zeitlichem Rat darein gesehen werde.“ Er klagte bitter, daß trotz dem Beschlusse des letzten Reichstags, es sollten alle Kurfürsten, Fürsten und anderen Stände sich persönlich zum 1. September einfinden, man dritthalb Monate habe warten müssen, ehe nur

ein Beginn der Verhandlungen möglich geworden, wo doch dem Reiche so große Beschwerungen oblägen.

Die Verhandlungen mit den Ungarn zogen sich in verschiedenen Ausschüssen einen Monat lang hin. Am 19. Dezember erklärte man ihnen, man teile zwar ihren Wunsch, im nächsten Sommer etwas Tapferes gegen den Türken zu thun, griechisch Weißenburg wieder zu erobern, halte es aber nicht für möglich, denn vom Kaiser, Papst und anderen großen Potentaten sei bei gegenwärtigen Kriegsläufen nicht viel zu erwarten, Ungarn aber und das Reich allein seien dafür nicht stark genug. Die Reichshilfe werde nicht nur durch den Ungehorsam einiger Stände geschwächt, sondern auch dadurch, daß der Kaiser versprochen habe, den Romzug mit dem notwendigen Geschütz auszurüsten, das nun fehle. Außerdem sei den Ständen bei den Widerwärtigkeiten und Empörungen, welche sie jetzt untereinander haben, fast beschwerlich, die geforderte Hilfe zu leisten. Trotz alledem wollen sie 4000 Knechte für sechs Monate senden, wovon aber fünf Wochen für Hin- und Rückmarsch abzurechnen. Dazu müssen die Ungarn das Geschütz in bestimmter Zahl stellen, für Munition, Waffen, Rüstungen, Proviant u. s. w. sorgen, daß die Knechte das um ein „ziemliches Geld" kaufen können; sie müssen denselben 1000 Reisige beigeben, um sie vor Ueberfällen zu schützen; sie müssen die böhmischen Stände zu ebenso starker Hilfe bestimmen und vor allem von ihnen Sicherheit verlangen, daß sie nichts Feindseliges gegen das Reich vornehmen, wovon die Rede geht*).

---

*) „Entlicher abschid der Reichsstend, so sie der hungarischen Botschaft ... gegeben auf freitag nach Lucie a. 22" Frankf. R.T.A. Bd. 38. Dagegen schreibt Holzhausen den 15. Dezember, am Tage zuvor hätten die Stände den Ungarn zwei Viertel des Romzugs zu Fuß bewilligt (also 10000 Mann); aber man meine, daß daraus nur 4000 Mann zu bekommen seien. Das Aktenstück ist natürlich eine zuverlässigere Quelle als die nicht selten ziemlich wirren Berichte Holzhausens. Planitz schreibt unter dem 26. Dezember, man habe die ungarische Botschaft mit der Zu-

Ferdinand war natürlich mit einer so geringfügigen und so verklausulierten Zusage wenig zufrieden. Fast leidenschaftlich unterstützte er die Bitte der Ungarn, ihnen noch weitere 2500 Mann zu senden. Aber die Frage war, ob sie nur jene 4000 wirklich erhalten würden. Denn von allen Seiten erhob sich der Ruf nach Ringerung des Anschlags, nicht nur von den Städten, sondern auch von Fürsten. Dazu scheint jetzt Ferdinand bei allem Eifer und Interesse gegen die Türken den Versuch gemacht zu haben, seine eigenen Lande mit Berufung auf jene ihm von Karl bestätigten Privilegien von der Türkensteuer zu befreien*).

Nun aber geschah noch Schlimmeres. Die Städte erhoben, wie wir wissen, mit Recht bittere Beschwerde über ihre ungebührliche Belastung. Sie hatten dem Regiment schon Anfang November gedroht, wenn man diese und andere Beschwerden nicht abstelle, würden sie zu der Türkenhilfe nichts beitragen, da der Romzug dazu nicht verwendet werden könne. Jetzt forderten sie, daß sie ihren Beitrag in Leuten, nicht in Geld stellten, wie die anderen Stände wollten. Am Morgen des 16. Dezember begehrten diese von den Städten Zustimmung zu ihrem Beschluß. Da diese baten, ihnen bis zum Nachmittag Bedenkzeit zu geben, wurde ihnen das abgeschlagen mit der Motivierung, das sei bisher nicht Brauch gewesen; was der Kurfürsten, Fürsten und anderen Stände des Reichs Wohlgefallen gewesen, das hätten sich die Städte genügen lassen und ebenfalls verwilligt. Das machte nun auf die längst gereizten Abgesandten der Städte einen gar bösen Eindruck.

---

sage abgefertigt, auf 6 Monate 4000 Mann zu stellen; die Hilfe sei angeschlagen auf zwei Viertel des Romzugs „welchs sich billig auf 10000 Mann erstrecken solde. Man getrawet aber kaum so vill davon einzubringen, das damit 4000 knecht mogen die 6 monat lang erhalten werden, das doch vast beschwerlich." Rechne man auch die früher auf 3 Monate bewilligten 3000 Mann hinzu, „so werden aus 20000 Mann kaum 6000."

*) So schreibt Holzhausen den 15. Dezember.

„Diese Dinge," schreibt Holzhausen, „sind schrecklich und meines Erachtens gefährlich zugangen, desgleichen auf keinem Reichstage nicht mehr gehört oder vernommen." Man müsse fürchten, die Absicht der Fürsten gehe dahin, den Städten auf dem Reichstage nicht mehr Stand und Stimme zu geben. Sofort erging an alle Städte, welche noch immer keine Vertreter geschickt, die dringende Mahnung, keinen Augenblick länger zu säumen. Ihnen drohe unerhörte Belastung*).

So schien das Reich auf allen Seiten aus den Fugen gehen zu sollen. Hier war der offene Krieg zwischen Adel und Fürsten entbrannt, da sah sich das Bürgertum zu erbitterter Opposition gedrängt. Statthalter und Regiment standen ohnmächtig in dem Tumult. Und schon vorher war ein noch schwererer Zwist auf die Tagesordnung gesetzt: am 10. Dezember hatte der päpstliche Nuntius vor den Ständen Klage erhoben gegen Luther, dessen unerhörte Ketzereien die Christenheit mit größerer Gefahr noch bedrohten, als selbst der Türke.

---

*) Holzhausen an Frankfurt den 17. Dezember. Die Boten der Städte an alle Reichsstädte den 19. Dezember. Nach jenem Bericht Holzhausens könnte es scheinen, als sei jener Konflikt zwischen Ständen und Städten schon am 11. erfolgt. Da aber sein Brief vom 15. Dezember noch vollständig darüber schweigt, habe ich den 16. angenommen.

Papſt, Reich und Luther.

Wir haben Adrian VI. in dem Augenblicke verlaſſen, wo bereits erhebliche Schwierigkeiten zwiſchen ihm und Karl hervorgetreten waren, über mancherlei Forderungen, welche ſie einander nicht bewilligen zu können meinten, hauptſächlich aber über die große Lebensfrage der Zeit, über Krieg oder Frieden unter den Hauptmächten der Chriſtenheit. Wir können es nicht wohl bezweifeln, daß in Adrian die alte Anhänglichkeit an ſeinen Zögling noch immer lebendig war. Wir hören, daß er über die Erfolge Karls in Italien ſeine große Freude kundgab; Hurtado de Mendoça bemerkt, indem er das meldet, der Papſt ſei ebenſowenig ein Anhänger Frankreichs als er, dem die Franzoſen den Vater getötet. Die erneuerte Einladung des Königs Franz, er möge durch Frankreich nach Rom gehen, lehnte er ab, weil er ſich bereits für den Seeweg entſchieden habe; die Friedensvorſchläge desſelben nahm er ebenfalls ſehr kühl auf. Aber für den Frieden zu wirken, hielt er nichtsdeſtoweniger für ſeine heilige Pflicht. Um zunächſt einen Waffenſtillſtand herbeizuführen, ſandte er um den Anfang Juni den Erzbiſchof von Bari nach Frankreich, den Biſchof von Aſtorga nach England*). Wie deſſen Ermahnungen dort An-

*) Mendoça an Karl, Tarragona den 6. Juni. Bergenroth p. 428 f.

fang Juli von Heinrich und Karl zurückgewiesen wurden, haben wir bereits gehört.

Seit das Bündnis zwischen diesen beiden perfekt geworden war, bestand in der That zunächst keinerlei Aussicht für Adrians Friedenspolitik, wenn sich nicht Frankreich bis zu einem Grade demütigte, den niemand erwarten konnte. Nachdem dann Karl in Spanien von neuen Siegesnachrichten begrüßt worden war und er sich in überraschender Weise von dem eben noch rebellischen Lande gehuldigt sah, konnte er noch weniger geneigt sein auf Adrians Wünsche einzugehen. Als er in Spanien landete, weilte Adrian noch in Tarragona. Sofort schickte er an ihn einen Boten, um ihn zu einer Zusammenkunft einzuladen. Es waren jetzt über sechs Monate seit Adrians Wahl verflossen und es konnte nicht wohl darauf ankommen, ob seine Ankunft in Rom sich noch um einige Wochen verzögere, während eine Unterredung mit dem Kaiser möglicherweise zu wichtigen Resultaten führte. Aber Adrian muß wohl wenig Hoffnung gehabt haben, durch persönliche Einwirkung Karl für seine Anschauung zu gewinnen; er mag eher das Gegenteil gefürchtet, oder doch besorgt haben, daß eine solche Zusammenkunft ihn noch mehr in den Verdacht der Parteilichkeit für den Kaiser bringe. Er lehnte deshalb die Bitte desselben ab: alle Nachrichten aus Rom, Genua und anderen Orten Italiens ließen seine Anwesenheit in Rom als so dringlich erscheinen, daß er seine Abreise, zu der jetzt alles bereit, nicht länger aufschieben könne. Er bewies dem Kaiser wiederum seine Anhänglichkeit dadurch, daß er ihm einen Wink gab, wie er die d'Albrets für sich gewinnen könne, und daß er ihn von Umtrieben des Königs von Dänemark mit Frankreich unterrichtete; kurz vorher hatte er ihm geschrieben, wenn er die Anerbietungen Frankreichs annehme, ihm zur See das Geleit zu geben, könne ihm das vielleicht Gelegenheit bieten, Andrea Doria für Karl zu gewinnen. Aber diese freundliche Gesinnung hinderte ihn nicht, seine Ermahnungen zum Frieden nachdrücklich zu wieder-

holen. Im Gegenteil, seine Freundschaft für den Kaiser läßt ihm den Frieden erst recht wünschenswert erscheinen. Denn Karl kann unmöglich die Mittel für Fortsetzung des Kriegs aufbringen. Er wird sehen, wie erschöpft Spanien ist, wie dringend er des Friedens bedarf, um gute Ordnung in dem Lande herzustellen. Adrian weiß wohl, wie Karls Ansicht der seinigen entgegensteht, wie derselbe meint, es gebe keinen sicheren Frieden, wenn nicht König Franz so viele Federn ausgerissen würden, daß er nicht mehr fliegen könne, wie er wolle. Aber er soll doch an die furchtbare Gefahr denken, welche der Christenheit von der großen und tyrannischen Gewalt und der Wut des Türken droht; wenn er vor allem dem Glauben und der Christenheit dient, wird ihm Gott den Sieg über alle seine Feinde geben*).

So schrieb Adrian in dem Augenblicke, da er in Tarragona das Schiff besteigen wollte. Seine Fahrt ging unbelästigt, wenn auch langsam von statten. Da er in Villafranca landete, ließ ihm König Franz erneute Friedensanträge überbringen, welche ihm Anlaß gaben, von neuem in Karl zu dringen. Dieser entgegnete, auf das beharrlichste habe er zu eigenem Schaden am Frieden festgehalten, bis ihn Frankreich zum Kriege gezwungen; jetzt sei er mit England so verbunden, daß er ohne dessen Zustimmung nichts thun könne. Am 29. August hielt Adrian seinen Einzug in Rom, nicht mit der Pracht der früheren Päpste, nicht mit der weltlichen Eleganz Leo's. Der Zustand der ewigen Stadt war der traurigste, der sich denken läßt. Seit Leo's Tode hatte in ihr und dem ganzen Kirchenstaate eine kaum verhüllte Anarchie geherrscht. Während die Kardinäle die päpstlichen Paläste ausraubten, sogar die Kapellen nicht verschonten**), bedeckte sich das Land mit großen

*) Adrian an Karl, Tarragona den 5. August. Gachard p. 104 ff. Vergl. den Brief vom 27. Juli bei Lanz 1, 63 f.

**) Manuel an Karl, Rom den 1. März.

und kleinen Räubern. Dieſem Greuel zu ſteuern hatte Adrian den beſten Willen, aber geringe Macht und, man kann das wohl kaum leugnen, auch geringes Geſchick. Obwohl er ja nun ſeit ſechs Jahren in großen Geſchäften geſtanden hatte, überwogen in ihm noch immer die Eigenſchaften des ſtillen Gelehrten, der ſich nach einfacher Zurückgezogenheit ſehnte. So ſchrieb er einmal nach Rom, man ſolle ihm ein Haus mit einem kleinen Garten einrichten, da wolle er leben. Manuel konnte das nicht verſtehen, da ihm Gott in Rom die ſchönſten Paläſte bereitet habe. Seine erregbare Stimmung machte ihn gegen die einen übertrieben argwöhniſch, gegen die anderen ebenſo vertrauensvoll. Selbſt Hurtado de Mendoça, der es ſich doch zum Berufe gemacht zu haben ſchien, ſeinem Herrn den Papſt im günſtigſten Lichte zu zeigen, mußte bekennen, Adrian ſei ſo abhängig von ſeinen Dienern, daß der Kaiſer dieſelben notwendig gewinnen müſſe. Er fand ſchon deshalb die Zuſammenkunft mit dem Papſt notwendig, damit wenigſtens deſſen Haushalt in Ordnung gebracht werde; ſchon als Kardinal habe er ſein Leben nicht einzurichten verſtanden; wenn er es in Rom ebenſo mache, werde er ſich viele und große Schwierigkeiten ſchaffen. Während er am 7. Juli jene Bemerkung über Adrians Abhängigkeit von ſeinen Dienern machte, ſchrieb er am 26.: „er wird immer ſeinen Willen thun, er vertraut weder ſeinen Dienern noch ſonſt jemand“ *).

Mit den italieniſchen Verhältniſſen unbekannt, wie es ſcheint ſogar der italieniſchen Sprache wenig mächtig, ſah ſich nun dieſer vortreffliche, aber unbeholfene Mann in die ſchwierigſte Lage von der Welt verſetzt. Von allen Seiten ſtürmten Forderungen, Wünſche, Ratſchläge auf ihn ein, die meiſten eigennützig und verderblich. Er konnte ſie ablehnen. Er that es, wenn er ſie durchſchaute. Aber die in Rom heimiſche

*) Mendoça an Karl, den 7. und 26. Juli. Bergenroth p. 452 und 460.

Schlauheit verstand zu täuschen, besonders einen Mann, dem italienische Geriebenheit so fremd war*). Manuel, von dem Mendoça meinte, er allein könne den Papst retten, hatte frühzeitig eine sehr geringe Meinung von ihm gefaßt und dadurch gekränkt, daß Adrian den schlimmsten Anklagen gegen ihn Glauben schenkte, seine Abberufung von Rom erbeten. Er erwartete dennoch des Papstes Ankunft, um zu versuchen, was er bei ihm ausrichten könne, gab aber rasch jede Hoffnung auf. Er habe, schrieb er Karl, mit dem Papst häufig über dessen eigene Angelegenheiten geredet, es werde aber umsonst sein; der Charakter des Papstes sei so schwach und unentschlossen, daß er nichts von dem thun werde, was er ihm geraten; er sei im höchsten Grade unwissend, nicht nur in betreff der italienischen Dinge, sondern auch über das, was in anderen Teilen der Welt vorgehe. Seine Schwäche und sein Geiz werde ihm nicht gestatten, irgend etwas zu Gunsten des Kaisers zu thun**).

Ein Mann von dem energischen, aber einseitigen politischen Verstande Manuels konnte eine Natur wie die Adrians gar nicht verstehen. Er sah die nächste und natürlichste Pflicht des Papstes im engsten Anschlusse an den Kaiser, dem er alles verdanke, der ihm allein dazu verhelfen könne, wirklich Papst zu sein. Sobald er wahrnahm, daß Adrian das nicht thun werde, erfüllte er sich mit übertriebenem Mißtrauen gegen ihn. Seit er Spanien verlassen, schrieb er dem Kaiser, habe er mit Frankreich geheime Verhandlungen geführt. Adrian hatte vielmehr dem Kaiser ganz offen über die Unterredungen in Villafranca berichtet. Er habe sich nicht überwinden können, ge-

*) I quali (Italiani) il più delle volte lo ingannavano Franc. Vettori p. 347.

**) Manuel an Karl den 1. u. 22. März (Adrian ist ein Mann, „der auf hundert Wegen betrogen werden kann."), 15. April, 26. Juli, 8. Oktober. Bergenroth.

ſtand Manuel, einem ſolchen Papſt für den Kaiſer Obedienz zu leiſten, das bleibe ſeinem Nachfolger überlaſſen. Auf der anderen Seite war in Adrian, der eine Weile eingeräumt, er habe Manuel Unrecht gethan, gegen dieſen das ärgſte Mißtrauen Herr geworden. Bei dieſer gegenſeitigen Stimmung genügte ein geringer Anlaß, um einen ärgerlichen Konflikt herbeizuführen. Anfang Oktober verließ Manuel Rom, um dem Herzoge von Seſſa Platz zu machen. Da er in Oberitalien den Zuſtand der kaiſerlichen Armee, die man weder zu zahlen noch zu ernähren wußte, ſehr bedenklich fand, gab er Befehl, daß Abteilungen derſelben in Parma, Piacenza und Reggio einquartiert würden. Darin ſah nun Adrian eine ſchwere Kränkung der Kirche, der jene Städte gehörten, um ſo mehr, da er ſchon vorher mit Manuel über Modena und Reggio in Streit geraten war. Er hatte nämlich mit Ferrara über den Verkauf dieſer beiden Plätze verhandelt, Manuel aber dagegen proteſtiert, da ſie dem Kaiſer gehörten. Da er nun von jenen Einquartierungen hörte, ſchäumte ſein lange genährter Aerger über. Hatte er ſchon in Spanien geklagt, er werde vom Kaiſer ſchlecht für ſeine Dienſte belohnt, ſo ſah er jetzt in jenem Verfahren Manuels ſchwerſten Undank. Er klagte öffentlich über den Kaiſer; ſtatt, wie dieſer oft dringend gebeten hatte, die noch immer ausſichtslos ſich hinſchleppenden Verhandlungen mit Venedig zu fördern, hemmte er ſie*).

Zugleich war der große Gegenſatz der kaiſerlichen und päpſtlichen Politik in Bezug auf die Friedensfrage ſtetig gewachſen. Bald nach ſeiner Ankunft in Rom ſchrieb Adrian dem Kaiſer, wenn er in Rom wäre, die kläglichen Nachrichten von Rhodus, dem noch immer keine Hilfe werde, die Angſtrufe aus Sicilien, Neapel und Ungarn hörte, ſo würde er

*) Das undatierte Konzept Gattinara's, das Bergenroth S. 484 gibt, kann ſelbſtverſtändlich nicht in den September, ſondern früheſtens in den Oktober geſetzt werden.

Thränen vergießen und sich nicht länger sträuben, dem gottlosen Kriege unter den christlichen Mächten ein Ende zu machen. Karl erwiderte, er habe für Rhodus gethan, was nur irgend möglich; der Papst möge ihm nur die Hand reichen, um Italien für immer den Franzosen zu versperren, dann werde man um so stattlicher gegen die Türken auftreten können. Adrian aber, inzwischen durch jene Vorfälle mit Manuel gereizt, schlug einen scharfen Ton an: wenn einmal Rhodus und Ungarn verloren gegangen seien, würde die Macht des Kaisers und aller anderen Fürsten dieses Unheil nicht gut machen können; er müsse sich sehr über jeden christlichen Fürsten wundern, der in solcher Zeit und bei solcher Not der Christenheit noch Sonderinteressen nachgehen könne. Dann auf den Streit über Parma, Piacenza und Reggio übergehend, meinte er, wenn Manuel, wie doch wohl kaum anders anzunehmen, so auf kaiserlichen Befehl gehandelt habe, so müßte er bekennen, daß das wenig der Liebe entspreche, welche der Kaiser stets beteure, und daß die ihm so oft verheißene Gunst bisher lediglich in Worten bestanden habe*).

Adrian hatte gewiß allen Grund, mit der weltlichen Politik seines Zöglings unzufrieden zu sein, welche die Christenheit den schwersten Gefahren aussetzte. Als Papst konnte er gar nicht anders handeln als er that. Er mußte immer wieder und immer lauter nach Frieden rufen, wenn er sah, wie zur Rettung von Rhodus so gut wie nichts geschah, wenn er von der verzweifelten Hilflosigkeit Ungarns hörte, dessen Gesandte nicht müde wurden, die Kurie anzuflehen. Aber so begreiflich wir dieses Verhalten Adrians finden, so sehr wundern wir uns, daß er in seinen Ermahnungen an den Kaiser ganz und gar von einem anderen dringenden Grunde zum Frieden schweigt, von der der Kirche in Deutschland drohenden Gefahr. So-

*) Siehe Adrians Briefe an Karl aus September, Oktober und November bei Gachard, besonders den vom 21. November S. 135 f.

lange er in Spanien weilte, war es ja natürlich, daß ihm die deutsche Ketzerei, welche er wohl durch das Wormser Edikt ausgerottet glauben mochte, ganz aus dem Gesichtskreise entschwand. Als er dann am 29. August vor dem Einzuge in Rom eine lange Anrede des Kardinalskollegiums zu hören bekam, war da viel von der Türkennot und anderen Dingen, aber nicht ein Wort von der deutschen Ketzerei zu vernehmen*). Es schien, als wenn für die Väter der Kirche Luther noch immer nicht vorhanden wäre. Das entsprach ja nur durchaus der absolut weltlichen Gesinnung, welche unter den Kardinälen herrschte; aber Adrian war doch ein ganz anderer. Und er kannte ja den katholischen Eifer des Kaisers, welcher seiner Wahl hauptsächlich deshalb zugejubelt hatte, weil sie beide nun mit vereinigten Kräften den Kampf gegen alle Irrtümer und Abweichungen durchführen könnten. Wie ist es da erklärlich, daß Adrian in keinem seiner Briefe an Karl Luthers auch nur andeutungsweise erwähnt? Denn in Rom wurde er doch bald genug gewahr, daß mit dem Wormser Edikt die Sache nicht abgethan sei; bereits Anfang Oktober fertigte er einen Gesandten an Kurfürst Friedrich ab, um ihn dafür zu gewinnen, daß er auf dem bevorstehenden Reichstage zusammen mit „so vielen rechtgläubigen Fürsten für die Heilung so großer Uebel" sorge**).

Da der Kaiser bald nach der Aechtung Luthers Deutschland verlassen und niemand an seiner Stelle für ihre Durchführung gesorgt hatte, war es ganz in das Belieben der einzelnen Stände gestellt geblieben, ob dieselbe beachtet oder auch nur bekannt gemacht werden sollte oder nicht. Abgesehen von einigen besonders eifrigen Fürsten, wie Herzog Georg von Sachsen, und den von der Neuerung persönlich bedrohten Prälaten, dürfen wir annehmen, daß das Wormser Edikt lange

*) Höfler, Adrian S. 193 f.

**) Adrian an Kurfürst Friedrich, Rom den 5. Oktober.

gar nicht einmal publiziert worden ist. Selbst solche Kirchenfürsten, welchen, wie dem Erzbischof Christoph von Bremen, Luther höchst widerwärtig war, fanden es unnötig, für die gehörige Kundmachung zu sorgen, so daß Bremen noch im Dezember 1522 erklären konnte, es habe die Erlasse gegen Luther noch gar nicht gesehen*). Selbstverständlich hatten die von geistlicher Gewalt unabhängigen Städte, unter deren Bürgern Luther fast überall zahlreiche Anhänger zählte, das Edikt völlig ignoriert. Der vorsichtige Rat Nürnbergs, wo freilich die neue Lehre stärkere Wurzeln geschlagen hatte als in einer anderen Reichsstadt, ließ sich selbst dadurch, daß die Reichsorgane in seiner Mitte Residenz nehmen sollten, lange nicht bewegen, das Edikt zu publizieren. Erst Mitte Oktober beschloß die Mehrheit desselben „aus beweglichen Ursachen" die Acht am Rathaus anzuschlagen. Damit wollte er denn aber auch seine volle Schuldigkeit gethan haben**).

In dieser Lage fand das Regiment die Sache, als es im Herbst 1521 seine Thätigkeit begann. Zunächst war von den religiösen Dingen, soviel wir wissen, keine Rede; als aber am 2. Januar 1522 Herzog Georg persönlich eintrat, begann er sofort den Kampf gegen die Ketzerei. Den Vertretern seines Nachbarn, des Kurfürsten Friedrich, erklärte er offenherzig, wenn er nicht mit Gewalt dazu thäte, würde sein Land „schier gar ketzerisch"; alle wollten die böhmische Weise annehmen und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genießen. Er aber gedenke diesem Wesen mit Gewalt zu wehren, wie er denn bereits eine Anzahl Bürger in den Turm habe werfen lassen. Es sei eine der dringendsten Aufgaben des

*) Iken, Heinrich von Zütphen S. 45.

**) Nach dem Ratsbuche (Kopie Lochners im Nürnberger Stadtarchiv Bd. 12) beschloß er, alsbald nach geschehenem Anschlag „darüber vor notari und zeugen zu protestiren, das ein erber rat damit der kaiserl. Majestät gepott voll volg gethan haben."

Regiments, gegen dieſes Unweſen einzuſchreiten, das die Chriſtenheit ſo ſchlimm bedrohe, wie der Türke. Wenn nun ein Fürſt von dem Ernſt und dem Anſehen des Herzogs Georg mit dieſem Begehren auftrat, wenn er darauf hinwies, mit welcher Energie der Kaiſer ſein Edikt in den Niederlanden durchführe, was ließ ſich ihm entgegnen? Kaiſer und Reich hatten Luther und alle ſeine Anhänger geächtet. Das Regiment, welches an Kaiſers Statt Recht und Geſetz handhaben ſollte, konnte ſich der Forderung gar nicht entziehen, das Reichsgeſetz gegen die Ketzerei zu vollſtrecken. Solange es Geſetz war, mußte man ſeine Beobachtung fordern, oder man verkündete Geſetzloſigkeit. So wurde denn auch unter dem 20. Januar ein Mandat erlaſſen, welches gegen die Neuerungen, namentlich gegen die Aenderungen beim Abendmahl und die Prieſterehe einzuſchreiten befahl*). Auch an Kurfürſt Friedrich wurde ein Schreiben in demſelben Sinne erlaſſen. Herzog Georg war dadurch aber in keiner Weiſe befriedigt. Es kam ihm ſehr zu ſtatten, daß eben jetzt das Treiben Karlſtadts in Wittenberg, der Unfug der Propheten in Zwickau auch ſolche erſchreckte, welche Luther gern gehört hatten. Er mahnte unabläſſig im Regiment, für energiſche Ausführung des Mandats zu ſorgen; er wollte auch den Kaiſer von den neueſten Vorgängen in Sachſen unterrichtet wiſſen. Das wäre ja ganz in der Ordnung geweſen. Aber die Herren vom Regiment, welche die Geſinnung des Kaiſers und ſeiner Umgebung kannten, fürchteten, es möchte dann „die Heftigkeit vorgenommen, dadurch vielleicht großer Aufruhr im Reich verurſacht und das ganze Regiment zerrüttet werden". Mit Mühe wurde die vom Biſchof von Bamberg unterſtützte Abſicht des Herzogs Georg vereitelt**).

Planitz erwartete mit Beſtimmtheit, daß, wenn die Fürſten zum Reichstage kämen, Herzog Georg die Sache nachdrücklich

*) Walch 15, 2616 ff.

**) Planitzens Berichte vom 2., 16., 28. Januar und 19. Februar.

zur Sprache bringen werde; hauptsächlich deshalb fand er dringend wünschenswert, daß sein Kurfürst ebenfalls erscheine. Der Nürnberger Rat fürchtete wohl das Gleiche und erließ deshalb unter dem 14. Februar eine strenge Weisung an seine Prediger, auf der Kanzel nicht von Zwietracht des Glaubens zu reden. Es sollte aber ganz anders kommen, obwohl inzwischen durch Luthers offene Rückkehr nach Wittenberg seinen Gegnern der stärkste Anlaß geboten wurde, von den Reichsorganen die Vollstreckung der Acht zu fordern. Kurfürst Friedrich hatte ja das auch sehr ernstlich besorgt, deshalb alles aufgeboten, Luther in seinem Versteck zurückzuhalten und, da dieser nicht gehorchte, sich von ihm ausdrücklich bescheinigen lassen, daß er dem Willen des Kurfürsten entgegen handle. Sobald es in Nürnberg bekannt wurde, daß Luther trotz kaiserlicher Acht in Wittenberg wieder predige, hatten Herzog Georg, der Bischof von Bamberg und Pfalzgraf Friedrich eine lange heimliche Unterredung. Planitz beeilte sich, zu erklären, Luther habe ohne Wissen und Willen des Kurfürsten gehandelt, man möge diesem deshalb nichts „auflegen". Der Kurfürst selbst überschickte jenes Schreiben Luthers, um zu beweisen, „daß Dr. Martinus mit unserem Willen nicht wieder gen Wittenberg kommen ist". Er fügte hinzu, er habe die Bischöfe von Meißen und Merseburg in ihrem Vorhaben, predigen zu lassen, unterstützt, deshalb eine Antwort auf das Schreiben des Regiments unnötig gefunden; sein Gemüt sei sich „aus göttlicher Gnade als ein christlicher Mensch zu halten". Planitz fürchtete, man werde den Fiskal gegen den Kurfürsten einschreiten lassen. Aber plötzlich wurde es still. Herzog Georg mußte Anfang April Nürnberg verlassen, der Bischof von Bamberg litt am Stein: da hörte man nichts mehr von Luther. Obwohl am Reichstage die geistlichen Fürsten die Oberhand hatten, unter den weltlichen der jenen gleichgesinnte Herzog Wilhelm von Bayern hervorragte, hören wir nicht, daß von Luther auch nur die Rede gewesen. Die geistlichen Herren scheinen sich nur dafür inter-

essiert zu haben, daß sie nicht nach den Vorschlägen des Regiments stark zu den Reichslasten herangezogen würden*).

Es schien, als ob von allen Freunden Roms im Reiche sich einzig und allein Herzog Georg um Luther kümmerte. Der blieb, als er in seine Heimat zurückgekehrt war, ebenso eifrig, als er in Nürnberg gewesen war. Freilich hatte er ja auch, da er sich in seinem Lande von der Bewegung so empfindlich bedroht sah, den dringendsten Anlaß, sie zu bekämpfen. Schon am 30. April richtete er ein bewegliches Schreiben an das Regiment mit Luthers jüngster Schrift, aus der hervorgehe, daß der verwegene Mann nicht nur an all seinen Irrlehren und Mißbräuchen festhalte, sondern auch das Regiment „ganz schmählich, lästerlich und unchristlich ausrufe," als ob es Gott gelästert, indem es gegen seine Ketzerei eingeschritten. Das Regiment werde solche Empörung und Zerüttung der christlichen Kirche sicher nicht dulden**). Der Bote mußte zehn Tage auf Antwort warten, ohne sie dann zu bekommen; man gab ihm nur den mündlichen Bescheid, man sei im Augenblicke, da eben Erzherzog Ferdinand zu kurzem Besuche angekommen, „mit großer Unmuße beladen", wolle aber das Schreiben des Herzogs überlegen und was billig darin verfügen***). Diese Ueberlegung

---

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 28. Februar, 18. und 22. März, 1. und 5. April. Kurfürst an Planitz den 29. März.

**) Des Herzogs Schreiben von Chmel im Notizenblatt 2, 21 gedruckt. Die von ihm überschickte Schrift war, wie Planitz ausdrücklich bemerkt, die „Von beider Gestalt des Sakraments zu nehmen," wo Luther in seiner derben Weise auch des Regiments gedachte.

***) Planitz, der das am 14. Mai meldet, fügt hinzu, der Herzog habe auch geschrieben, jetzt wisse man doch wohl, wo Luther sei und sein Wesen treibe. Anfangs sei im Regiment große Aufregung gewesen und es hätten einige „große hansen viel beschwerlich wort vornemen lassen". Er habe den Kurfürsten damit verteidigt, daß derselbe an solchem „hohen Schreiben" gewiß kein Gefallen trage und es ohne sein Wissen und Willen geschehen sei. Man habe aber erwidert, Luther dürfe doch nichts ohne Vorwissen seines Fürsten ausgehen lassen. Planitz meint, es werde dem Glauben und der Seelen Seligkeit nichts schaden, wenn sich Dr. Martinus „solcher

ſcheint aber zu nichts geführt zu haben. Da erſchien ein neues Schreiben des Herzogs. Er überſchickte Luthers Schrift gegen König Heinrich von England, ein in der That maßlos heftiges Pamphlet, deſſen endlos wiederholte Schmähungen auf den König auch Luthers wärmſter Verehrer nicht wird verteidigen wollen. Der Herzog hatte vollkommen recht, wenn er ſchrieb, kaiſerliche Majeſtät werde in dem Druck „merklich geſchmäht", der König von England, des Kaiſers Verbündeter, „auf das ſchändlichſte angetaſtet"; wenn man auch den Papſt, wie ja heute leider viele thäten, gering ſchätzte, ſo würde man doch eine ſolche Schmähung der chriſtlichen Häupter nicht dulden wollen. Da war es nun in der That eine ſehr eigentümliche Antwort, welche das Regiment, in dem freilich damals Kurfürſt Friedrich perſönlich ſaß, erteilte, als es dem Herzog am 16. Auguſt ſchrieb, es habe in Luthers Buch päpſtlicher Heiligkeit und kaiſerlicher Majeſtät „Schmach mißfällig verſtanden", und erwidere dem Herzog, „daß wir kaiſerlicher Majeſtät Schmäh und Schaden, wo wir die erfahren oder ſehen, nit gedulden wollten, wie wir dann das nit minder dann Ewer Lieb und Gnaden zu warnen und zu wenden ſchuldig und geneigt ſein"*). So ſeine Schuldigkeit zugleich anzuerkennen und zu verleugnen (denn es ließ die Sache bei dieſer Antwort bewenden), konnte das Regiment doch nur durch peinliche Verlegenheit bewogen werden. Seine Verlegenheit aber konnte nicht größer ſein, als die des Kurfürſten Friedrich, der nun ſchon ſeit einem halben Jahre ſeinem gewaltigen und gewaltthätigen Unterthan ohnmächtig gegenüberſtand. Die Dinge lagen in der deutſchen Welt ſo, daß das Regiment nicht daran denken konnte, ernſtlich gegen Luther einzuſchreiten, wenn es nicht riskieren wollte, dasjenige zu entfeſſeln, was alle Gewalten ſeit Jahren fürch-

---

ſchimpflichen und ſpottiſchen wort gegen den keiſer und das regiment enthielte," wodurch er mit der Zeit viel böſen Willen erregen würde.

*) Die beiden Schreiben, Notizenblatt 2, 24 und 36.

teten, einen zerstörenden Ausbruch der Volksleidenschaften. Um diese Zeit mag Pfalzgraf Friedrich an Ferdinand geschrieben haben, er wolle nicht länger Statthalter bleiben, unter anderem, weil er keine andere Macht habe, um die Ungehorsamen und Missethäter zu zwingen, als bloßes Papier, das in Deutschland wenig wirke*).

Wenige Wochen, nachdem das Regiment seine Ohnmacht Luther gegenüber kundgethan, sah es sich Sickingen gegenüber in derselben Lage. Es schonte da freilich das Papier nicht, aber das Papier erwies sich als so unwirksam, wie der Statthalter geklagt hatte. Nun aber rückte Sickingens Friedensbruch für die Zeitgenossen in unmittelbaren Zusammenhang mit Luthers Auftreten. Jedermann wußte, wie ernstlich der Ritter im vorigen Jahre für Luther Partei genommen hatte, und wer das vor einigen Monaten gedruckte Sendschreiben Luthers an Hartmuth von Kronberg, einen der nächsten Freunde Sickingens, kannte, mit dem Gruß an „alle unsere Freund im Glauben, Herr Franzen und Herr Ulrichen von Hutten", der mußte, wenn er von Sickingens Waffenerhebung hörte, sofort an Luther denken, wie wenig auch dieser in Wirklichkeit mit jenem Abenteuer gemein hatte. Jedenfalls warfen ihn seine Gegner sofort mit dem Ritter zusammen. Planitz mußte schon am 13. September melden, der Kurfürst von Trier schuldige Luther an, er sei die Ursache von Sickingens Ueberzug; nach acht Tagen hatte er zu berichten, mit der Ankunft Ferdinands drohe ein Unwetter gegen Luther aufzuziehen. Der Erzbischof von Salzburg, der ihn begleite, solle ein päpstliches Breve gegen Luther haben; ein ganzes Heer seiner Feinde werde sich versammeln, darunter namentlich die bayerischen Herzöge, welche in ihren Landen ein strenges Verbot gegen ihn

*) Ferdinand an Karl den 2. September: na aultre puissance pour contraindre ou corriger les inobeissans et malfacteurs sinon seullement papier que en Allemaigne fait peu deffet.

erlassen. Natürlich regte sich jetzt Herzog Georg von neuem. Am 3. November richtete er an das Regiment eine abermalige Aufforderung, endlich gegen Luther gebührend einzuschreiten, in der wohlbegründeten Erwartung, es werde in Ferdinands Gegenwart ihn nicht so abfertigen können, wie vor drei Monaten. In der That ließ sich die Sache jetzt sehr anders an. Alle im Regiment bis auf Planitz und den Vertreter Augsburgs erklärten sich gegen Luther. Man beschloß, die Sache dem Reichstage vorzulegen. Ferdinand setzte zur Vorberatung einen Ausschuß ein, in dem der Erzbischof von Salzburg, der Bischof von Trient, der Kanzler von Trier und Dr. Lamparter „bös und sehr bös lutherisch" waren, wie Planitz schreibt; nur Sebastian von Rotenhan, der Vertreter des Kurfürsten von Mainz, stellte sich freundlicher.

Planitz, den wir jetzt viel entschiedener auf Luthers Seite finden als früher, fürchtete für ihn das Schlimmste. Er wunderte sich deshalb sehr, als der Nuntius Chieregato in seiner ersten Werbung an den Reichstag von Luther ganz schwieg, wie es denn überhaupt wieder still von ihm geworden sei. Am 8. Dezember hatte Planitz eine lange Unterredung mit dem Nuntius, welchem er die Antwort seines Herrn auf ein neues päpstliches Schreiben zu übergeben hatte. Der Nuntius erging sich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über den Kurfürsten, von dem weder er noch der Papst glauben könne, was man ihm Luthers wegen vorwerfe. Was Luther selbst angehe, so habe er sich durch die Aufdeckung der Mißbräuche in der Kirche große Verdienste erworben; wenn er dabei stehen geblieben sei, so würde er nicht nur gelobt, sondern angebetet und für einen Gott geachtet worden sein. Denn man müsse bekennen, daß viele Päpste nacheinander viel Böses gethan und namentlich Leo alle diese Dinge verschuldet habe. Daß aber Luther auch die Ordnungen der Kirche selbst, die Sakramente, die Autorität der Väter und Konzilien umgestoßen, das sei arg und absurd, dagegen müsse eingeschritten werden. Nun habe Gott einen

frommen, gerechten und heiligen Mann zum Papſte erhöht, der alle Unordnungen aus der Kirche entfernen, die Eintracht unter den chriſtlichen Fürſten herſtellen und alle gegen den Türken führen wolle. Dem müſſe jeder gute Chriſt die Hand bieten, um auch das Verderben abzuwehren, das von Luthers Sekte drohe. Er bitte, daß Planitz ebenfalls das beſte dazu helfen wolle.

Dieſer entgegnete, vom Papſte hoffe jedermann alles Gute. Was Luther angehe, ſo müſſe er bekennen, daß er nicht verſtehe, ob ſeine Lehre gut oder böſe ſei, da er kein Gelehrter und Theologe ſei. Auch der Kurfürſt habe als ein Laie mit Luthers Sache nichts zu thun, ſie gehe ihn nicht an. Er könne verſichern, daß der Kurfürſt ſeit dem Wormſer Tage Luther nicht geſehen, ihm nicht geſchrieben oder ſonſt eine Gemeinſchaft mit ihm gehabt habe. Deshalb dürfe man ihm aus Luthers Thun und Schreiben keinen Vorwurf machen. Nun könne man freilich ſagen, der Kurfürſt ſolle Luther nicht in ſeinem Lande leiden. Wenn er das aber thäte, würde dadurch nichts gebeſſert; im Gegenteil. Wenn man Luther aus Wittenberg vertriebe, ſo würden viel Aergere die Sache in die Hand nehmen, lehren und predigen, was nicht nur gegen die Ordnungen der Kirche, ſondern auch gegen gute chriſtliche Sitten und Gewohnheiten verſtoße. Man habe das ja unlängſt erlebt, als Luther nicht in Wittenberg geweſen, wo die ärgſten Dinge getrieben worden. Das habe Luther veranlaßt, zurückzukommen, ohne Wiſſen und Willen des Kurfürſten. Wäre er nicht noch zu rechter Zeit erſchienen, ſo würde ohne Zweifel „eine merklich große Unſchicklichkeit allda entſtanden ſein“. Sodann würde ſeine Vertreibung gar leicht einen Aufruhr veranlaſſen, und endlich ſei zu fürchten, daß er es an einem anderen Orte ſchlimmer mache. Ueberhaupt laſſe ſich in dieſer Sache mit Gewalt nichts ausrichten. Was nur durch Lehre und Schrift hervorgerufen, laſſe ſich nur durch Lehre und Schrift beſeitigen. Man müſſe Chriſtum um ſeinen Beiſtand

bitten, müsse verständige, gelehrte Männer zu friedfertiger Erörterung mit Luther zusammenrufen und endlich alles einem Konzil vorlegen. Dem Nuntius schien diese Auseinandersetzung wohl zu gefallen*).

Aber zwei Tage später hielt er seinem Auftrage gemäß vor dem Reichstage jenen Vortrag, der sehr anders lautete. Auch in den Aktenstücken, welche er später den Ständen mitteilte, seiner Instruktion und einem Breve vom 25. November, war von irgend einer Anerkennung eines ursprünglichen Verdienstes Luthers keine Rede; sie enthielten lediglich die schärfste Verurteilung alles und jedes, was er je gethan; sie appellierten an die weltlichen Interessen der Stände, welche von dem Aufrührer, der alles umstürze, ebenso bedroht würden, wie die kirchlichen Ordnungen; nur in dem Punkte wich Adrian von Leo's Taktik ab, daß er unumwunden die Schuld der Geistlichkeit und der Päpste selbst an der Verunstaltung der Kirche einräumte, seine ernste Absicht aussprach, diese Schäden zu heilen, und auch in allem, was etwa von Rom aus zur Benachteiligung deutscher Nation geschehen sei, Abhilfe verhieß**).

Stände erwiderten, sie wollten sich bedenken und zu gelegener Zeit Antwort geben. Sie ließen des Nuntius Vortrag und die von ihm übergebenen Aktenstücke verdeutschen, womit aber um so mehr einige Zeit verging, als der Nuntius lange mit seiner Instruktion, welche jene Selbstanklagen des Papstes enthielt, nicht herausrücken wollte. Inzwischen entbrannte im Regiment ein heftiger Kampf. Kurfürst Joachim von Brandenburg hatte zum erstenmal persönlich seinen Sitz in demselben eingenommen; er suchte mit Ferdinand und dem Kaiser intime Beziehungen zu gewinnen***), und da er beider katholischen Eifer

*) Planitzens ausführlicher, unmittelbar nach der Unterredung aufgesetzter Bericht, seinem Schreiben vom 11. Dezember beigelegt.

**) Siehe die Aktenstücke bei Walch 15, 2534 ff.

***) Ferdinand schreibt seinem Bruder am 27. Januar, Kurfürst Joachim habe öfter mit ihm über die Heirat ihrer Schwester Katharina gesprochen,

kannte, gab er der gleichen eigenen Gesinnung einen um so lebhafteren Ausdruck. Wie vor zwei Jahren in Worms, so war auch hier in Nürnberg der Hohenzoller wieder der eigentliche Vorkämpfer Roms. Er verdunkelte darin sogar den ebenfalls wieder erschienenen Herzog Georg. Von vornherein bestürmte er Planitz, sein Kurfürst müsse Luther aus Wittenberg entfernen. Die Ausrede, den Kurfürsten gehe diese geistliche Sache nicht an, ließ er nicht gelten; er wies mit Recht auf das Wormser Edikt hin, dieses Reichsgesetz, dem sich doch ein Kurfürst nicht werde ungehorsam erzeigen wollen. Wenn der Kurfürst Luther nicht entferne, so fürchte er, derselbe könne die Kur verlieren. Planitz erschien die Lage so bedenklich, daß er seinem Herrn schrieb, er finde es gut, wenn in Wittenberg keine Bücher mehr gedruckt würden, welche durch ihre Schmähungen die Mächtigen erbitterten, ja wenn Luther es eine Weile an einem anderen Orte versuchte; auch Christus und Paulus hätten ja vor ihren Feinden fliehen müssen*).

Auch auf diesem Reichstage hatten die Geistlichen wieder das entschiedene Uebergewicht und die weltlichen Fürsten, welche sich eingefunden, standen mit wenigen Ausnahmen Luther ebenso feindlich gegenüber. „Sind fast alle Fürsten," schreibt Planitz, „geistlich und weltlich, dem Luther ganz entgegen, ihre Räte aber sind mehrenteils gut lutherisch." Nun vermochte ja zwar der römische Eifer der Fürsten viel, aber wenn es zum For-

---

die ihm Maximilian auf dem Augsburger Reichstage für seinen ältesten Sohn verheißen, was Karl nachher bestätigt habe. Der Kaiser möge jetzt sein Versprechen halten. Sodann beklage sich der Kurfürst sehr darüber, daß Karl gegen die ihm gegebene Zusage den Herzog von Pommern belehnt habe. Weiter habe ihm Karl eine Summe von 40 000 Gulden und eine lebenslängliche Pension von 8- oder 10 000 Gulden versprochen. Wenn der Kaiser diese Verheißung (er legte die beweisenden Briefe vor) erfülle, wolle sich der Kurfürst departir totallement de lalliance et amitie quil a avec le roy de France, und sich als eifrigen und treuen Diener erweisen.

*) Planitz den 2. Januar 1523.

mulieren und Motivieren der Beschlüsse kam, waren sie doch auf ihre Räte angewiesen. Am 3. Januar 1523 kam die Sache wieder im Regiment vor. Ein Teil war der Meinung, den Ständen zu erklären, das Regiment wolle fest über dem Wormser Mandat halten und ernstlich gegen Luther prozedieren. Aber die Mehrzahl fand dies doch bedenklich, man solle vielmehr die Stände auffordern, zu raten, was Luthers wegen zu geschehen habe, damit keine weitere „Unschicklichkeit" daraus erfolge. Die Debatte wurde ungewöhnlich lebhaft. Kurfürst Joachim überbot alle an Eifer. Zuletzt wurde doch beschlossen, die Sache an die Stände zu weisen. Da bat der Nuntius um Verhör. Es wurde ihm für den nächsten Tag vor Reichstag und Regiment bewilligt.

Da ließ denn Chieregato verschiedene Schreiben des Papstes verlesen, welche zum Teil so klangen, als wären sie aus der Feder des Erzbischofs von Salzburg gekommen, und trug kurz darauf vor, der Papst habe ihm befohlen, er solle die Stände ermahnen, das Wormser Mandat gegen Luther zu vollstrecken. Auch forderte er die Verhaftung von vier Nürnberger Predigern. Als sich das Regiment zur Beratung zurückzog, sprachen Kurfürst Joachim und der Kanzler von Trier eifrig für die päpstliche Forderung. Planitz mahnte dagegen zu reiflicher Erwägung; das Regiment möge nichts thun, ehe es die Stände gehört. Die Majorität fiel diesem vorsichtigen Rate bei. Aber Ferdinand nahm davon keine Notiz, sondern forderte Kurfürst Joachim auf, in seinem Sinne zu den Ständen zu reden. Als Planitz dagegen Einwendungen erhob, rief Joachim, der Statthalter wäre an Kaisers Statt, der könne entscheiden. Zu dieser Ansicht bekannte sich denn auch Ferdinand selbst. Was man auch sagte, Brandenburg nahm für das Regiment das Wort, erinnerte an die Wormser Verhandlungen und Beschlüsse, wies darauf hin, wie Luther keinen Richter, auch nicht ein gemein Konzil leiden wolle, redete von einer nicht vorhandenen kaiserlichen Mahnung, festiglich über dem Wormser Mandat zu halten,

und schloß mit der Erklärung, es sei billig, so zu thun. Die Stände aber ließen sich doch nicht fortreißen, gaben vielmehr die Antwort, es wäre eine große Sache, von der viel abhinge, darum müsse sie fleißig bedacht werden; sie würden einen Ausschuß einsetzen, um über die päpstlichen Forderungen und Schriften zu beraten*).

Erst um die Mitte des Monats begann dieser Ausschuß seine Thätigkeit, da sich der Erzbischof von Salzburg eine Weile in ihn einzutreten weigerte. Dann aber hatte der Klerus in ihm eine überaus wichtige Vertretung: neben Matthäus Lang der sehr eifrige Bischof von Augsburg, die Vikare von Bamberg und Freising, der Kanzler von Magdeburg u. a.; Luthers Seite war wohl nur durch Hans von Schwarzenberg vertreten, dem etwa Sebastian von Rotenhan sich näherte. Bei dieser Zusammensetzung des Ausschusses wäre das Ergebnis seiner Verhandlungen unerklärlich, wenn nicht die gesamte Lage des Reichs und die unmittelbare Umgebung einen sehr starken Druck ausgeübt hätte.

Reichstag und Regiment wußten in der That nicht, wohin sie ihre sorglichen Blicke zumeist wenden sollten. Der Sickingensche Handel nahm durch die sehr eigenwillige Haltung der drei gegen den Ritter verbündeten Fürsten eine immer bedenklichere Wendung; der fränkische Adel, mit dem das Regiment seit Monaten fruchtlos verhandelte, beharrte in drohender Opposition gegen das gesamte Reichswesen; die Unzufriedenheit der Städte, deren Suppliken immer schärfer lauteten, bedrohte die Finanzen des Reichs mit völliger Lähmung; schon hatte die Geldnot einen außerordentlichen Grad erreicht: Ende Januar hatte noch niemand von Regiment und Kammergericht seine Besoldung für das abgelaufene Quartal erhalten. Wie es in den Volksmassen gärte, war allen nur zu gut bekannt. Seit Jahr und Tag begegnet ja die Sorge vor Aufruhr fast in

*) Planitz den 4. Januar.

jedem Aktenstück. Eben jetzt hörte Ferdinand aus dem Elsaß von einer Versammlung meuternder Bauern, einem „Bundschuh".

Dazu kam die Stimmung Nürnbergs. Der kluge Rat hatte, wie schon erwähnt, das Wormser Edikt im Oktober 1521 anschlagen lassen, sich um seine Beobachtung aber nicht gekümmert. Allerdings, wenn es Luther einmal gar zu arg machte, wie mit seiner Schrift gegen König Heinrich, dann schritt der Rat ein, verbot den Verkauf derselben und ließ sie konfiszieren. Als Ferdinand seinen dauernden Aufenthalt in Nürnberg genommen hatte und der päpstliche Nuntius erschienen war, gab der Rat wohl dem starken Drucke nach und befahl „aus beweglichen Ursachen" allen Buchdruckern und Krämern, hinfort weder Bücher noch Bildnisse Luthers feil zu haben; drei Knechte sollten wöchentlich einmal in allen Läden und am Markt nachsehen*). Aber die drei Knechte mochten die Augen wohl zudrücken, oder vielleicht auch wenig von Drucksachen verstehen. Denn als am 11. Dezember Ferdinand eine Deputation des Rats aufwartete, beschwerte er sich sehr, daß in dieser Stadt die lutherischen Bücher „zu übermäßig gehegt, auch wissentlich feil gehabt und verkauft würden, päpstlicher Heiligkeit und römischer kaiserlicher Majestät zu Schmach und Verachtung ihrer ausgegangenen Mandate". Er erwarte, der Rat werde darin ein gebührliches Einsehen haben und sich hüten, daß gegen ihn nicht ernstlich eingeschritten werden müsse. Der Rat beeilte sich, sofort strengen Befehl an alle Buchführer zu erlassen. Nun aber erschien am 3. Januar der Nuntius Chieregato vor dem Rate, um die Festnehmung der ausgelaufenen Mönche und der vier Prediger zu fordern. Die bestiegen darauf den nächsten Tag die Kanzeln, predigten gegen den Papst, der die Lehre Christi mit Lügen umstoßen wolle, und ermahnten das Volk, solches nicht zu dulden. Darauf, wie Planitz schreibt, „groß Murmeln in der Stadt, will nicht raten, daß man

*) Nürnberger Ratsbuch unter dem 24. Oktober.

einen gefänglich annehme". Dieser Ansicht war auch der Rat. Er erwog, „zu was Unschicklichkeit, Aufruhr und Vertiefung das vermutlich bei der Gemeinde" führen werde, und beschloß, zur Zeit in der Sache nichts zu thun, sondern abzuwarten, was der Reichstag vornehme. Ja, er ging noch weiter. Sollten die Prediger von einem der Fürsten gefangen genommen werden, so werde er sie auf alle Gefahr durch seine Knechte befreien, um eine Empörung der Bürger zu verhüten. Denn der Rat müsse mit seinen Unterthanen und Bürgern haushalten, während die Fürsten bald davongingen. Würde der Rat etwa zu Ferdinand geladen, so solle er auf seiner Hut sein*).

Das war er längst. Schon Mitte November hatte er die Gatter an den Thoren, die Ketten an den Straßenecken genau nachsehen, die Nacht- und Scharwächter verdoppeln lassen. Jetzt muß die Spannung einen außerordentlichen Grad erreicht haben. Als wenige Tage nach jenem Beschluß Erzherzogin Anna einen Tanz im Rathause veranstaltete, fand es der Rat angezeigt, sich wie gegen einen Handstreich vorzusehen. Er befahl, die hinteren Thüren des Hauses zu schließen und mit Knechten zu besetzen, ebenso das Gitter an der zur Regimentsstube führenden Stiege zu sperren, keine Knechte der Fürsten einzulassen. Waren nun die geistlichen Herren, auch die weltlichen Fürsten in der Lage, wo das ganze Reich auf einem Vulkane stand, einer solchen Stimmung einer so mächtigen Stadt, in der sie weilten, trotzzubieten? Und war ihr eigenes Verhältnis zu Rom, ihre eigene Gesinnung von der Art, daß sie tapferen Entschlusses allen Gefahren entgegengehen mochten? Lebte in ihnen etwas von dem Sinne Luthers, für den die ganze Welt gewissermaßen nicht vorhanden war, der unbekümmert um seinen Kurfürsten, wie um Reich, Kaiser und Papst den Weg fortging, den ihm sein Glaube wies? Ferdinand schrieb um diese

*) Siehe diesen merkwürdigen Beschluß im Nürnberger Ratsbuch 12, 199—204.

Zeit seinem Bruder: „Die Lehre Luthers ist im ganzen Reiche so eingewurzelt, daß unter tausend Personen heute nicht eine davon ganz frei ist.“ Endlich mag noch eines von erheblichem Einflusse gewesen sein. In allen derartigen Ausschüssen pflegt die Thätigkeit und Geschicklichkeit weniger über den bequemen und unbeholfenen Sinn der vielen den Sieg davonzutragen. Die Prälaten mochten sich wohl nicht in die weitläufigen Schriftstücke des Papstes vertiefen, noch weniger ein umständliches Gutachten aufsetzen; da kam die Redaktion desselben vielleicht an die beiden schriftfertigsten Mitglieder desselben, Schwarzenberg und Rotenhan, die ja schon öfter miteinander ähnliche Aufgaben gelöst hatten; und was diese vorgelegt, dem ließ sich dann durch einzelne Zusätze und Abänderungen wohl hier und da eine verschiedene Nuance, aber nur schwer eine andere Grundfarbe geben.

Jedenfalls entsprach der Ratschlag des Ausschusses den Wünschen des Papstes, Ferdinands und ihrer Freunde wenig. Er begann damit seine Freude über Adrians Wahl zu bezeugen, der als „getreuer Vater und oberster Hirt der christlichen Schäflein“ der heiligen Kirche viel Gutes erweisen werde, wie er das in seinem Schreiben verhieß. Seine Bemühungen, die Zwietracht unter den christlichen Fürsten beizulegen, die christlichen Waffen gegen den Türken zu vereinigen, erfüllen Stände mit großem Trost und Dankbarkeit; sie bitten ihn zum höchsten, darin emsig fortzufahren. Was seine Mahnung in betreff Luthers angeht, so ist Ständen die in der Kirche erwachsene Irrung sehr leid und widerwärtig; was sie zur Abwendung derselben „mit Strafe oder anderem“ thun können, dazu sind sie höchlich geneigt; erkennen sich auch schuldig, Papst und Kaiser als ihren obersten Häuptern gehorsam zu sein. Wenn aber die Mandate gegen Luther bisher nicht gehandhabt worden, so ist das nicht ohne merkliche Ursache unterlassen. „Denn alle Stände deutscher Nation sind durch mannigfaltigen Mißbrauch des römischen Hofes und der Geistlichkeit so unerträglich be-

schwert und durch Luthers Schriften darüber so gut unterrichtet", daß, wenn man jenen Mandaten gemäß mit der That hätte handeln wollen, gewiß bei den Ständen die Meinung entstanden sein würde, „als wollte man die evangelische Wahrheit durch Tyrannei unterdrücken und unchristliche schlimme Mißbräuche aufrecht erhalten. Daraus dann unzweifelhaft eine große Empörung, Abfall und Widerstand wider die Obrigkeit erwachsen sein würde", wie das mannigfaltige Anzeichen und tägliche Vorfälle beweisen. Der Orator selbst hat ja klar angezeigt, aus welchen Ursachen der allmächtige Gott solche Verfolgung über seine Kirche verhängt hat. Nämlich wegen der Sünden der Priester, aus denen die Sünden des Volkes herfließen. Deshalb müssen zuerst jene Sünden aus der Wurzel geheilt und gestraft werden. Der Papst selbst erkennt es löblich an, welche Ungebühr und ärgerliches Wesen etliche Jahre her am Stuhle zu Rom geherrscht hat, weshalb man sich nicht wundern kann, daß die Krankheit vom Haupt in die Glieder gestiegen ist. Darum that allen gute Erkenntnis und Besserung not. Der Papst wolle allen Fleiß ankehren, „damit zuerst der römische Hof, von dem vielleicht alles solches Uebel ausgegangen, reformiert werde". Auch das erkennt der Papst mit Bedauern an, daß der römische Stuhl oft gegen die Konkordate deutscher Nation verstoßen. Wenn aber so der Papst sich als getreuer Vater erweist, wer möchte dann nicht seine eigene Sünde erkennen und zu christlicher Besserung getrieben werden? Besonders wenn der Papst sein hochlöbliches Erbieten mit der That erfüllt, warum Stände auf das höchste und demütigste bitten. Denn ohne die Abstellung dieser Beschwerden, deren Verzeichnis die weltlichen Stände hierneben überreichen, ist kein guter Friede zwischen Weltlichen und Geistlichen zu hoffen. Vor allem sind deutsche Lande durch übermäßige Zahlungen an Rom und Klerus und langwierige Kriege an Geld dermaßen erschöpft, daß sie sich zur Erhaltung von Frieden und Recht, noch viel mehr zur Unterstützung der Ungarn wider den Türken

unvermögend fühlen. Der Papst weiß selbst, wie die Annaten vor Zeiten nur auf etliche Jahre dem römischen Stuhle bewilligt sind zur Abwehr des Türken, daß diese Zeit längst um ist und seine Vorfahren das Geld zu dem bestimmten Zwecke nicht gebraucht haben. Wollte man jetzt deutscher Nation neue Lasten zur Türkenhilfe auflegen, so würde sie das hoch aufnehmen und fragen, weshalb Stände nicht die Annaten von Rom zurückforderten. Deshalb ist ihre dringende Bitte, daß der Papst die Annaten dem Regiment überlasse; denn ohne das ist keine Hoffnung, daß im heiligen Reiche deutscher Nation Friede, Recht und gute Ordnung erhalten, noch viel weniger anderen Nationen Beistand gegen den Türken geleistet werden könne.

Erst nach dieser Erörterung weltlicher Dinge kehrt der Ausschuß zu den „lutherischen Irrungen" zurück. Er wiederholt die Bereitwilligkeit der Stände, dabei „ganz begierig" zu thun, „was sie christlich und nützlich raten und helfen können". Da aber unter der Christenheit, nicht allein Luthers wegen, sondern auch in vielen anderen Stücken, so große Irrung, Unordnung und Widerwärtigkeit eingewurzelt ist, so wissen Stände kein besser Mittel, als daß der Papst mit Verwilligung des Kaisers (denn diesen beiden Häuptern gebührt das) „ein frei christlich Konzilium an eine bequeme Walstatt gegen deutscher Nation gelegen" auf das förderlichste ausschreibe und spätestens in einem Jahre eröffne. Da aber die Weltlichen wissen, daß die Prälaten dermaßen gebunden sind, daß sie verhindert werden, auf dem Konzilium göttliche und gemeinnützige Wahrheit zu reden, auch die Weltlichen nicht gleiche Stimme mit den Geistlichen haben, woraus ihnen auf früheren Konzilien „großer, verderblicher und unträglicher Schaden und Nachteil an Seele und zeitlichen Gütern entstanden ist", so halten Stände für nötig, das Konzil so auszuschreiben, daß jedermann ungehindert sei, göttliche und evangelische Wahrheit zu reden, vielmehr beim Heil seiner Seelen dazu verpflichtet.

Denn ſonſt möchte das Konzil für verdächtig und mehr ſchädlich als nützlich geachtet werden.

Stände haben aber fleißig erwogen, was bis zu dieſem Konzil zu geſchehen habe, und ſich dahin geeinigt: ſofern der Papſt ihre Bitten und Vorſchläge vollzieht, wollen ſie nicht allein bei Luther und ſeinen Anhängern, ſondern auch bei dem Kurfürſten von Sachſen ſo handeln, daß ſie gänzlich zu hindern hoffen, „daß Luther und ſeine Anhänger nichts weiter ſchreiben oder lehren, was zu Aufruhr und Aergernis des chriſtlichen Volks Urſache und Bewegung geben möge", wozu auch der Kurfürſt als ein frommer, löblicher Herr „ohne allen Zweifel nach aller Ziemlichkeit behilflich ſein wird". Stände wollen auch mit allem möglichen Fleiß dafür ſorgen, daß die Prediger ermahnt werden, alles zu vermeiden, was zu Aufregung des gemeinen Mannes wider die Obrigkeit oder zur Irreführung der Chriſten dienen könnte, „ſondern allein das heilige Evangelium und bewährte Schriften nach rechtem chriſtlichen Verſtand zu predigen und zu lehren", die „disputierlichen Sachen" aber, die für den gemeinen Mann unverſtändlich und überflüſſig, ruhen zu laſſen, bis ſie durch das chriſtliche Konzil entſchieden werden. Erzbiſchöfe und Biſchöfe ſollen „ſonderlich der heiligen Schrift verſtändige Perſonen" verordnen, welche die Prediger fleißig beaufſichtigen; finden ſie bei ihnen „Irrung", ſo ſollen ſie dieſelben „gütlich, chriſtlich und beſcheidentlich und dermaßen davon abweiſen, daß daraus mit nichten verſtanden werde, als wollte man die evangeliſche Wahrheit, die auch keineswegs zu unterdrücken, irgendwie verhindern". Auch wollen ſie in allen Druckereien und bei allen Buchführern fleißig nachſehen laſſen, „daß nichts Neues weiter gedruckt oder öffentlich feilgehalten werden ſoll, das zu Empörung und Aufruhr und anderen unchriſtlichen Irrungen Urſache geben mag. Was derhalben weiter gedruckt oder feilgehalten wird, das ſoll zuvor durch jeder Obrigkeit verordnete und verſtändige Perſonen beſichtigt, und wo darin obgemel-

dete Mängel erfunden, soll es zum Druck oder Verkauf nicht zugelassen werden". Wenn nun der Papst die Vorschläge und Bitten der Stände erfüllt, die Beschwerden abstellt und das Konzil beruft, so sind sie in guter Hoffnung, daß durch die von ihnen angegebenen Mittel „diese Empörung, Irrung und Unwille des gemeinen Manns fast gestillt werden soll". Es werden ja dadurch nicht alle Dinge alsbald gebessert, wohl aber so weit beruhigt werden, daß man das Konzil abwarten kann. Aber ohne Erfüllung der an den Papst gerichteten Bitten wissen Stände keinen möglichen Weg, die Empörung zu hindern und in Stillstand zu bringen.

Was die Geistlichen angeht, die Weiber nehmen, und die ausgetretenen Ordensleute, meinen Stände, weil im weltlichen Recht dafür keine Strafe geordnet ist, daß man es bei der im geistlichen Recht bestimmten Strafe, nämlich der Verwirkung der Privilegien, Freiheiten und Pfründen, bleiben lasse; wenn sich jene aber sonst ungebührlich und strafbar hielten, sollten sie nach dem Recht gestraft werden. Stände bitten, der Papst möge ihre Vorschläge als aus getreuer christlicher Meinung geschehen annehmen, „wie denn ihr Wille und Gemüt nicht anders sei, denn sich alle Zeit als fromme, christliche Kurfürsten, Fürsten und Stände zu halten und sich gegen päpstliche Heiligkeit in christlichem Gehorsam nach aller Gebühr zu erzeigen" *).

Dieses merkwürdige Schriftstück scheint der Ausschuß in wenig Tagen gefertigt zu haben; schon am 19. Januar war es den Ständen vorgelegt. Man kann denken, wie wenig es den Nuntius, Ferdinand, Kurfürst Joachim und die geistlichen Herren befriedigte. Diese letzteren waren von Anfang an mit der Aeußerung des Papstes, daß alles Uebel von der Geist-

*) „Was der Ausschuß zu pepstlicher Hailigkeit antwurdt den Lutherischen Handel betreffend verordnet deshalb geratschlagt hat." Frankf. R.T.A. Bd. 38 fol. 99b bis 109b.

lichkeit ausgegangen, sehr unzufrieden; sie wollten durchaus nicht, daß solche Erklärungen in die Antwort der Stände aufgenommen würden; „wollen wider aller Menschen Opinion," schreibt Planitz, „für fromm, gerecht und makellos gelten." Sie wollten auch nicht, daß das Konzil in Deutschland gehalten werde, weil alle Reichsstädte gut lutherisch wären. Wenn das Konzil in einer solchen Stadt tagte, müßte es thun, was den Städten gefiele. Sie wollten daher, daß es in Mantua abgehalten werde.

Der Ratschlag des Ausschusses wurde zunächst an einen großen Ausschuß gewiesen. Da und im Regiment wurde in den nächsten Tagen lebhaft gekämpft. Im großen Ausschuß gehörte wiederum die Mehrheit den Geistlichen, wie sie denn überhaupt am Reichstage das entschiedene Uebergewicht hatten. Ferdinand, von Brandenburg und Trier unterstützt, forderte, daß einfach das Wormser Mandat erneuert und exequiert werde. Ferdinand entwickelte einen außerordentlichen Eifer. „Vom Morgengrauen bis ein Uhr nachts," schrieb er dem Bruder, „bin ich im Rat und verhandle mit den einen und mit den anderen." Er und Joachim versuchten wohl, die Mehrheit zu forcieren. Obwohl im Regiment außer jenen drei niemand für die Erneuerung des Wormser Edikts war, ließen doch Ferdinand und Joachim dem großen Ausschuß melden, das Regiment sehe für gut an, daß man des Kaisers Mandat exequiere. Aber Planitz und seine Freunde wußten den Ausschuß eines Besseren zu belehren*).

Offenbar setzten die Freunde Roms alles daran, eine entschiedene Verurteilung Luthers herbeizuführen. Lange fürchtete Planitz das Schlimmste. Aber der Druck der Verhältnisse war doch zu mächtig. Und was vermochte Ferdinand bei den Ständen, wenn man ihn daran erinnern konnte, wie übel er seinen eigenen Obliegenheiten gegen das Reich nachgekommen sei?

*) Planitz den 19. und 28. Januar, 3. Februar.

Früher haben wir gehört, wie er sich für seine Zahlungen Ausstand bis Michaelis erbeten hatte: jetzt, im Februar, hatte er noch nichts gezahlt, weder für den Unterhalt von Regiment und Kammergericht, noch für die Türkenhilfe; ebensowenig war trotz den wiederholten Zusagen des Kaisers von den burgundischen Landen etwas eingegangen. Nun stieg aber die Geldnot gerade jetzt auf den höchsten Punkt. Mitte Januar erklärte das Kammergericht, wenn es in dieser Woche kein Geld bekomme, werde es seine Thätigkeit einstellen. Das mußte denn doch um jeden Preis verhindert werden. Wer aber half in dieser äußersten Not? Weder Ferdinand, noch Brandenburg, noch Trier, sondern das ketzerische Nürnberg; es schoß 2000 Gulden vor. Eben damals stand der Streit der oberen Stände mit den Städten in der gefährlichsten Hitze; die Städte drohten, alle Zahlungen für das Reich einzustellen; zugleich aber erklärten sie sich nachdrücklich für den Entwurf des kleinen Ausschusses*).

Unter diesen Umständen konnte man denn jenen Entwurf nur in Einzelheiten ändern, nicht von Grund aus umgestalten. Man strich den Satz, daß die Sünden des Volks von den Sünden der Priester gekommen, ließ aber das Folgende stehen, wo von dem ärgerlichen Wesen in Rom geredet wurde. Man strich den Satz, welcher über die Unfreiheit der Geistlichen auf den Konzilien und die daraus entstandenen Uebel klagte, ließ aber die Bitte um völlige Unabhängigkeit für das geforderte Konzil stehen. Ja man bat ausdrücklich um die Berufung desselben nach „Straßburg, Mainz, Köln, Metz oder eine andere bequeme Stadt deutscher Nation". Man strich den Satz, in welchem die Stände ihr Vorgehen gegen Luther von der Erfüllung ihrer Bitten durch den Papst abhängig machten, strich auch, daß sie bei Luther und seinen Anhängern handeln wollten, strich vor allem, daß Luther nur solches nicht weiter

*) Frankf. R.T.A. Bd. 38. S. 109b ff.

ſchreiben ſolle, was zu Aufruhr oder Aergernis des chriſtlichen Volks Anlaß geben möge: er ſollte überhaupt nichts weiter ſchreiben. Das war ja allerdings eine ſehr weſentliche Verſchärfung. Ein lebhafter Kampf entſpann ſich bei der Feſtſetzung deſſen, was die Prediger künftig allein predigen ſollten. Der kleine Ausſchuß hatte vorgeſchlagen: „allein das heilig Evangelium und bewährte Schriften nach rechtem chriſtlichen Verſtand“. Das gab ja eigentlich geradeswegs Luthers Weiſe zu. Dagegen boten die Geiſtlichen alles auf, eine Faſſung durchzuſetzen, welche die Lehre der römiſchen Kirche als Norm aufſtellte. Man ſchlug vor, den vermittelnden Ausdruck zu wählen: „bewährte Schriften nach der Lehre und Auslegung der bewährten und von der chriſtlichen Kirche angenommenen Schriften“. Die Geiſtlichen fanden das aber noch nicht deutlich genug. Beſonders der Biſchof von Augsburg drang energiſch darauf, daß „die vier doctores“ der katholiſchen Kirche namentlich angeführt würden. Planitz mußte darum einen argen Sturm beſtehen, viele „böſe, hoffährtige und verächtliche Worte“ hören. Aber die Stände hielten an jener vermittelnden Faſſung feſt, wieſen die vier doctores zurück, und ſo mußten ſich denn auch die Herren im Regiment fügen, „wiewohl mit Ungeduld“. Am 5. Februar wurde dem Nuntius die Antwort der Stände übergeben*).

*) Planitz den 4. Februar. Der Hauptpaſſus lautete nach ihm: quod nihil praeter verum purum sincerum et sanctum evangelium et approbatam scripturam pie mansuete et cristiane juxta doctrinam et expositionem approbatae et ab ecclesia christiana receptae scripturae doceant et praedicent. Die ganze Erklärung bei Walch 15, 2550 ff.

Krieg und Diplomatie.

Dieſer Ausgang war für Luther ſehr viel günſtiger, als ſeine Freunde hatten erwarten dürfen; aber man kann doch ſchwerlich ſagen, daß die nach hartem Kampf feſtgeſtellte Antwort des Reichstags ſich für Luther erklärt, oder gar, daß ſich das Regiment an die Spitze der nationalen Bewegung gegen Rom geſtellt habe*). Mit der größten Anſtrengung nur war es Männern wie Planitz und Schwarzenberg gelungen, die einfache Wiederholung des Wormſer Edikts zu hindern. Man wagte nicht, die Acht an Luther zu vollſtrecken, aber man erlegte ihm Schweigen auf; man trug Erzbiſchöfen und Biſchöfen auf, die Prediger zu überwachen und diejenigen, welche ſich nicht wollten weiſen laſſen, „mit gebührlicher Strafe“ zu treffen; man erklärte ſich ausdrücklich und wiederholt zum Gehorſam gegen den Papſt verpflichtet. Der Reichstag war weit davon entfernt, irgendwie mit Rom zu brechen. Lediglich in dem, was die weltlichen Beſchwerden gegen die Kurie anging, ſtellte er ſich annähernd auf den Standpunkt Luthers. Die weltlichen

*) Wie Ranke 2, 45 thut. Luther freilich nennt die Nürnberger Dekrete in ſeinem Briefe an Spalatin vom 3. März mire libera et placentia; in welchem Sinne er aber das nur konnte, zeigt ſein Schreiben an Statthalter und Regiment (De Wette 2, 367 ff.), welches dem Reichstagsbeſchluß eine ſehr freie Auslegung gibt.

Stände — nur sie — wiederholten die in Worms aufgestellten Beschwerden deutscher Nation im einzelnen noch schärfer als dort. In dem eigentlich entscheidenden Punkte, in der für die Prediger aufgestellten Norm, war die Ueberlieferung der Kirche so festgehalten, daß dabei Luthers Weise streng genommen kaum bestehen konnte.

Freilich waren das alles nur Worte. Für die Wirklichkeit des Lebens kam es nicht auf das an, was ein Reichstag beschloß, sondern auf das, was die Reichsregierung zur Ausführung brachte. Hatte das Wormser Edikt mit seinen scharfen Sätzen seit bald zwei Jahren so gut wie nichts gewirkt, was konnte man von der Nürnberger Erklärung mit ihren immerhin verschieden auslegbaren Sätzen, mit ihrer nachdrücklichen Wendung gegen die römischen Mißbräuche, von dieser Erklärung, die doch eigentlich alles auf das in deutscher Nation zu haltende Konzil verschob und das eigene Einschreiten von der Beseitigung der Beschwerden abhängig machte, was ließ sich von solcher Erklärung hoffen? Wenn der Nuntius mit Recht über diesen Ausgang im höchsten Grade unzufrieden war, so ging Ferdinand noch weiter, indem er dem Kaiser schrieb, nachdem er ihm gesagt, unter tausend gebe es in Deutschland nicht einen, der nicht ein wenig von der lutherischen Ketzerei angesteckt sei: „Das Ganze ist in so übler Lage, daß es nicht schlimmer sein könnte, und wenn Ihr nicht bald eingreift, könntet Ihr, fürchte ich, zu spät kommen. In meiner Macht liegt es nicht, es zu hindern, obgleich ich keine Mühe spare.“ Wenn er nicht zu dem Reichstage gekommen wäre, würden die Dinge noch viel schlimmer geworden sein*).

Adrian mußte natürlich von dem Ausgange der Nürnberger Verhandlungen in hohem Grade betrübt werden, und wir er-

*) Ferdinand an Karl den 27. Januar: Le tout est en si mauvais estat quil ne scauroit pis, et si ne regardez dy pourveoir de bonne heure, je crainds que pourriez venir trop tard.

ſtaunen deshalb von neuem, wenn wir wahrnehmen, daß auch jetzt in ſeinen Verhandlungen mit Karl von Luther niemals die Rede iſt. Als er die unerfreulichen Botſchaften von Nürnberg erhielt, ſtand er mit dem Kaiſer in der gereizteſten Korreſpondenz; er überhäufte ihn mit den bitterſten Vorwürfen, daß er überall ſeine Pflichten gegen die Chriſtenheit verabſäume: wie konnte er da die deutſche Ketzerei vergeſſen, welche der Kaiſer gewähren laſſe wie den Türken? Höchſt wunderbare Fügung! Dieſer fromme, glaubenseifrige Papſt, dem die Behütung der Kirche vor dem Sturm des Wittenberger Mönchs ebenſo ernſtlich am Herzen lag, wie ſie ſeinem mediceiſchen Vorgänger gleichgültig geweſen war, er wurde ſo von der Macht widriger Verhältniſſe erdrückt, daß er faſt noch weniger dazu kam, ſich mit Luther zu beſchäftigen, als Leo X. Rom war ganz und gar von anderen Sorgen erfüllt. In keinem einzigen der zahlreichen diplomatiſchen und ſonſtigen Berichte aus Rom, welche wir über die Zeit Adrians beſitzen, wird Luther nur genannt. Erſt am Ende ſeines Pontifikats hören wir, daß ſein Nuntius Karl aufgefordert habe, für die Ausführung des Wormſer Edikts zu ſorgen*).

So ſeltſam das vom deutſchen Standpunkte erſcheint, ſo begreiflich wird es, wenn wir uns in die Bedrängniſſe verſetzen, von denen die Regierung dieſes armen Papſtes keinen Augenblick frei wurde. Als er Rom betrat, war dasſelbe nicht nur die Beute der heilloſeſten politiſchen und ſocialen Verwirrung, ſondern auch der Peſt, welche die Stadt bereits ſtark entvölkert hatte und in der nächſten Zeit ſo wütete, daß ihr in den erſten drei Monaten Adrians 28 000 Menſchen erlegen ſein ſollen**), obwohl aus der unglücklichen Stadt alles geflohen war, was konnte. Während die vornehme Kleriſei ſich in Sicherheit brachte, blieb Adrian als gewiſſenhafter Hirt am

*) Karl an Seſſa, den 23. Auguſt 1523. Bergenroth p. 580.

**) Hannibal an Wolſey, Rom den 13. Dezember. Brewer p. 1144.

Platze. Aber man hört nicht, daß er etwas gethan, die furchtbare Krankheit zu hemmen. Er suchte die Kirche sofort von den schlimmsten Auswüchsen zu säubern, aber er sah sich bald mit seiner bescheidenen flandrischen und deutschen Umgebung in der römischen Welt vereinsamt. Wie ein frommer Klausner lebte er dahin, mit Werken der Andacht und der Gelehrsamkeit beschäftigt, in höchster Einfachheit, mit einer fast knauserigen Sparsamkeit, welche die Römer in Verzweiflung brachte. Alles, was dieser Hauptstadt schöner Weltlust teuer war, der üppige Lebensgenuß, das Schwelgen in Kunst, Poesie und Schönrednerei, die schamlose Ausbeutung der Christenheit und die Vertiefung in die Herrlichkeiten antiker und moderner Kultur, das alles bedeutete diesem herben Priester nichts, oder vielmehr er verdammte es als gottloses Heidentum*). Aber seine Feindschaft gegen diese Entchristlichung vermochte nicht mehr, als seine Feindschaft gegen die Ketzerei: er war gegen beide gleich ohnmächtig. Denn er hatte nichts und konnte nichts. Seine Hände waren leer und blieben leer. Leo hatte die Kirche so gründlich ausgeplündert, daß seine Nachfolger lange von peinlicher Armut bedrückt wurden. Mit Leo's Künsten hätte sich Adrian bei der äußersten Bedürfnislosigkeit seines Lebens wohl helfen können; aber er wollte von diesen Künsten nichts wissen. Nun aber bedrängten ihn täglich die Gläubiger der Kurie, und er konnte sie nicht befriedigen. Manche behaupteten, er sei nicht nur sparsam, sondern geizig; das Geld liege ihm mehr als alles am Herzen. Allerdings jammerte er so viel und so vor jedermann über seine Geldnot, daß das wohl den Eindruck der Geldliebe machen konnte. Aber bedurfte er nicht des Geldes, um seinen dringendsten Pflichten nachzukommen?

Vor allem beschäftigte ihn die Gefahr von Rhodus wie ein ganz persönliches Schicksal. Gleich in den ersten Wochen seiner Anwesenheit in Rom kamen bedenkliche Nachrichten: die

*) Albèri II, 3, 112 f. Lettere di Principi 1, 108. 112.

Türken hätten zwei schwere Stürme auf die Stadt unternommen, in der großer Mangel an Lebensmitteln herrsche. Schon damals war Adrian in so großer Angst um dieses Bollwerk der Christenheit, daß er in Thränen ausbrach, wenn er davon redete.*) Es schien ihm zwingende Pflicht, den tapferen Rittern, welche da gegen die Türken kämpften, beizuspringen. Da seine Ermahnungen an die christlichen Mächte fruchtlos blieben, wünschte er selbst etwas zu thun; dafür brauchte er aber Geld. Und so erklärt es sich doch, wenn wir aus Rom immer wieder hören: der Papst sammelt Geld. Aber diese Sammlung hatte so wenig Erfolg wie alles andere, was er betrieb. Wenige Tage vor Weihnachten mußten die Johanniter eine für sie sehr ehrenvolle und für die Stadt günstige Kapitulation unterzeichnen, nachdem, wie der Großmeister dem Kaiser schrieb, jede Hoffnung auf die so oft vergebens erflehte Hilfe verschwunden und die Kräfte der wenigen übrig gebliebenen Verteidiger durch sechsmonatliche ununterbrochene Anstrengungen erschöpft waren. Seit vierzig Tagen hatten sie in der Stadt selbst mit der Uebermacht der Belagerer gerungen, welche durch breite Breschen 150 Schritte weit eingedrungen waren**).

Eben damals verbreiteten sich in der Christenheit täuschende Gerüchte, der Türke sei nach ungeheuren Verlusten von Rhodus abgezogen, und auch dann, als diese Gerüchte verstummt waren, dauerte es unbegreiflich lange, bis die Wahrheit bekannt wurde, obwohl Suleiman dem Dogen von Venedig die Kapitulation bereits am 29. Dezember angezeigt hatte***). Als der venezia-

*) Hannibal an Wolsey, Rom den 12. September.

**) Villers L'Isle-Adam an Karl, Kreta den 1. Februar 1523. Wien. Arch. Vgl. Charrière, Négociations 1, 92 ff.

***) Lettere di Principi 1, 110. Die kaiserlichen Gesandten in Venedig melden allerdings schon am 7. Februar den Fall von Rhodus (Bergenroth p. 526), aber in Rom scheint er erst viel später bekannt geworden zu sein; ein Brief Adrians an die Königin Katharina von England vom 23. Februar erwähnt die unglückliche Thatsache zum erstenmal; Negri meldet noch am 28. aus Rom, es liefen ganz widersprechende Nachrichten um.

nische Gesandtschaftssekretär dem Papst die Schreckenskunde mitteilte, schlug dieser die Augen nieder, seufzte tief und sprach kein Wort. Es war ihm ein unerträglicher Schmerz. Schon im Januar hatte er geklagt, wenn Rhodus falle, könne er nicht in Rom bleiben. Jetzt schrieb er an Wolsey, nachdem die Christenheit mit Belgrad und Rhodus ihre beiden Hauptbollwerke verloren habe, könne der Türke leicht Ungarn, Sicilien, ja ganz Italien überfluten, den Rest der Christenheit, selbst England in die größte Gefahr bringen. In Rom herrschte ein Schrecken ohnegleichen. Der englische Agent behauptete sogar, als Hannibal vor den Thoren des alten Rom gestanden, sei die Angst nicht halb so groß gewesen. Die Fremden und Großen rüsteten sich zur Flucht. Wenn der Türke nach Italien komme, werde er keinen Widerstand finden*).

Eben jetzt schien es, als sollten die päpstlichen Friedensermahnungen geneigteres Gehör als bisher finden. Die hochfliegenden Hoffnungen, von denen wir Karl im August und September erfüllt fanden, hatten seitdem bittere Enttäuschungen erfahren. Der Angriff der vereinigten Engländer und Kaiserlichen auf den Nordwesten Frankreichs, viel zu spät und mit ungenügenden Streitkräften unternommen, hatte lediglich zu einer barbarischen Verwüstung des Landes geführt. „Alles Land," schrieb der englische Oberfeldherr am 12. September mit verwunderlicher Genugthuung an Wolsey, „das wir durchzogen, ist ausgebrannt. Wenn wir noch Dorlans, Corbie, Ancre, Bray und das benachbarte Gebiet ausgebrannt haben, was etwa in drei Wochen geschehen kann, so sehe ich nicht, was wir dann noch thun können." Es überrascht danach fast, daß die Verbündeten vier Tage später die Belagerung von Hesdin unternahmen. Aber schon nach zehn Tagen wurde sie aufgegeben. Der September hatte die gewöhnlichen Regengüsse gebracht; die Wege wurden unergründlich; die Ver-

*) Brewer p. 1196. 1220.

proviantierung, welche von den Niederlanden aus besorgt werden sollte, ließ viel zu wünschen; unter Deutschen und Spaniern richtete die Pest erschreckende Verheerungen an; auch die Engländer hatten viele Kranke. Anfang Oktober begann die Desertion die gelichteten Reihen heimzusuchen: da beschloß man, die wenig rühmliche Kampagne zu beenden. Am 14. Oktober kehrte die englische Armee bis auf 1000 Mann, welche sie in St. Omer gelassen, nach Calais zurück*).

An diesen Mißerfolg knüpften sich natürlich verdrießliche Erörterungen unter den Verbündeten. Margarete klagte, daß die Engländer erst am 3. September ihre Operationen begonnen hätten, einen vollen Monat später, als Karl gewollt, wodurch nicht nur Zeit, sondern auch viel Geld verloren worden sei. Sie glaubte deshalb einmal wieder ihre Zuflucht zum englischen Staatsschatz nehmen zu können. Statt dessen erhielt sie bittere Vorwürfe: das Heer sei von den Niederlanden aus mit allem schlecht versorgt gewesen, mit Pferden, Proviant und Geld; König Heinrich habe die Protektion der Niederlande nicht übernommen, um sich in endlose Ausgaben zu stürzen; wie glücklich sei doch England daran gewesen, ehe es sich auf das Bündnis mit dem Kaiser eingelassen!**) Aehnliche Vorwürfe bekam Karl durch die neuen englischen Gesandten Boleyn und Sampson zu hören, welche Ende Oktober in Valladolid ankamen. Sie schilderten Wolsey die spanischen Verhältnisse in keineswegs rosigem Lichte: ihre Reise durch dieses an sich nicht fruchtbare Land, das jetzt infolge der Revolution noch öder, sei nicht nur mühsam, sondern gefährlich gewesen. Alles habe jetzt den dreifachen Preis wie früher; die Feuerung koste an einem einzigen Tage einen Dukaten. Sie mußten Karl klagen, daß der Feldzug durch die Schuld Margaretens gescheitert sei, daß

*) Brewer p. 1078 f. 1092 f. 1096 f. 1102. 1108.

**) Margarete an Karl den 17. September. Wien. Arch. Brewer 1107. 1113 ff.

die ſpaniſche Flotte im elendeſten Zuſtande ſich befunden, wegen Mangels an Geld und Lebensmitteln unfähig, die See zu halten, im dringendſten Moment die engliſche Flotte nicht habe unterſtützen können. Er müſſe in Zukunft beſſer ſorgen.

Während ſo der Angriff auf Frankreich im Norden einen ſehr wenig befriedigenden Erfolg gehabt hatte, gingen die Dinge an der ſpaniſchen Grenze nicht beſſer. Wie glänzend waren da die Ausſichten geweſen, als Karl nach Spanien zurückkehrte! Aber ſchon am 15. Auguſt ſchrieb er ſeiner Tante, nach reiflicher Ueberlegung habe er beſchloſſen, Fuenterrabia in dieſem Sommer nicht mit großer Macht zu belagern, ſon- Frankreich anderweitig zu ſchädigen. Daraus wurde nun aber nichts. Die ganze ſpaniſche Kriegsführung beſchränkte ſich vielmehr darauf, die Franzoſen an der Verproviantierung Fuenterrabia's zu hindern. Ende Oktober gelang es, dem Feinde einige empfindliche Schläge zu verſetzen. Anfang Dezember äußerte der Kaiſer die Hoffnung, der Platz, um den nun ſchon ſo viel Blut gefloſſen (denn die Scharmützel zu Lande und zu Waſſer waren ohne Zahl), werde vor Weihnachten durch Hunger gezwungen werden, zu kapitulieren. Aber dieſe Hoffnung ging ſo wenig in Erfüllung wie manche andere. Im Gegenteil nahmen jetzt die Franzoſen unter La Palice alle Kräfte zuſammen. Der ſpaniſche Kommandant bat dringend um Verſtärkung; ſeine Leute waren durch die lange Einſchließung und die mit ihr verbundenen Kämpfe, durch den Winter, oft auch durch Mangel an Lebensmitteln ſchlimm mitgenommen. Aber ſo viel Karl an Fuenterrabia lag, er ſah ſich außer ſtande, Don Beltran nur 2000 Mann zeitig zu ſenden. Da nun Palice Ende Januar energiſch und mit großer Uebermacht angriff, verteidigten ſich die Spanier anfangs zwar glücklich, mußten dann aber weichen. Am 1. Februar zog eine neue Garniſon mit reichlichen Lebensmitteln ein, die Befeſtigungen wurden noch erheblich verſtärkt: es ließ ſich jetzt gar nicht ab-

ſehen, wann es gelingen werde, die Franzoſen vom ſpaniſchen Gebiete zu vertreiben*).

Als dieſe böſe Botſchaft in Valladolid eintraf, wirkten mancherlei Umſtände zuſammen, ihren Eindruck auf den Kaiſer zu verſtärken. Im Auguſt und September hatte König Franz ſcheinbar ernſtliche Anſtrengungen gemacht, um durch päpſtliche Vermittelung Friede oder doch Waffenſtillſtand zu erlangen. Auf verſchiedenen Wegen ließ er an Karl Anträge gelangen, welche dieſer ſelbſt als vorteilhaft bezeichnen mußte. Aber im Vertrauen auf das engliſche Bündnis wies er damals alle derartigen Anerbietungen zurück, hinter denen er doch hauptſächlich die Abſicht witterte, ihn von England zu trennen, zumal er durch den Nuntius am franzöſiſchen Hofe, den Erzbiſchof von Bari, genau von den Schwierigkeiten der inneren Lage, der Geldnot des Königs, der drohenden Unzufriedenheit des Volks über die furchtbaren Erpreſſungen unterrichtet wurde. Aber die Dinge änderten ſich, als König Franz wahrnahm, daß ſeine Feinde weder in der Picardie noch in den Pyrenäen etwas vermöchten. Jetzt, ſchrieb der Nuntius nach Spanien, wo der König wiſſe, daß er weder von England und den Niederlanden noch von Spanien her Ernſtliches zu fürchten habe, wolle er nichts von Frieden oder Waffenſtillſtand wiſſen, ſondern rüſte ſich zu neuem Angriff auf Mailand. Da müſſe nun der Kaiſer wohl prüfen, in welcher Lage er ſich befinde, ob ſeine Kräfte zu nachdrücklicher Kriegsführung ausreichten. Aus England komme die Nachricht, daß man dort des Kriegs bereits überdrüſſig ſei, daß die neuen Steuern nur ungern gezahlt würden. Aus den Niederlanden höre er, daß die Erzherzogin außer ſtande ſei, die Abgaben zu erheben, und keinen Pfennig habe, um nur das geringe Kriegsvolk zu be-

*) Karl an Margarete den 15. Auguſt, 31. Oktober, 9. Dezember, 10. Januar, 4. und 7. Februar. Petr. Martyr, Epp. 773. 775. 777. Sandoval 1, 564 ff.

zahlen. In der Lombardei wüßten die Leute des Kaisers nicht, woher sie einen Dukaten nehmen sollten, und sähen sich zu Erpressungen genötigt, welche dem Kaiser wenig Ehre machten und ihm die Liebe der Bevölkerung raubten. Unter diesen Umständen scheine es denn doch sehr ratsam, sich zu einem Waffenstillstand zu bequemen, der, wenn er nicht zu einem vorteilhaften Frieden führe, die Möglichkeit biete, sich zu ernstlichem Kriege zu rüsten. Einen besonderen Gewinn werde diese Taktik aber dadurch bringen, daß, wenn sich der Kaiser bereit erkläre, Waffenruhe zu schließen, er dann den Papst auf seine Seite ziehen könne, den er übrigens freundlicher behandeln müsse als bisher, da von französischer Seite alles geschehe, um ihn durch Schmeicheleien und Artigkeiten zu bestechen. Karl möge überzeugt sein, daß der Nuntius, welcher sich zu jeder Vermittelung und Dienstleistung bereit erklärte, nur an des Kaisers Interesse denke. Sei er imstande, Frankreich mit Waffengewalt zu zwingen, gut; besitze er dazu die Kraft nicht, so müsse er günstigen Frieden suchen. Dabei empfehle es sich, dem englischen Bündnis die sorgsamste Pflege zu widmen; denn sobald die Franzosen, welche wüßten, daß in den Niederlanden wenig Ordnung und noch weniger Geld sei, bei England irgendwelche Lauheit spürten, würden sie weder von Frieden noch von Waffenstillstand etwas wissen wollen*).

Dieser merkwürdige Brief traf die Wahrheit in jeder Beziehung. Die Mittellosigkeit war in allen Gebieten des Kaisers gleich groß. Die Geldnot Margaretens war schon im September die äußerste. Sie versicherte dem englischen Gesandten, sie wolle gern ihre Juwelen versetzen, wenn ihr nur jemand etwas dafür geben wolle. Sie verkaufte von Domänen, was

*) Erzbischof von Bari an Luis Mejia, seinen Agenten am kaiserlichen Hofe, Paris den 12. Januar 1523. Wien. Arch. Mejia sollte diesen Brief Karl vorlesen. Er übergab das Original selbst.

sie konnte, nahm gegen Verpfändung künftiger Steuern Anleihen auf, bestimmte verschiedene Große zu starken Vorschüssen. Dann wurden die Stände berufen. Sie schlugen einen solchen Ton an, daß Margarete nur in neue Verlegenheit geriet. Die Verhandlungen zogen sich endlos in die Länge und die schließlichen Bewilligungen genügten für das Bedürfnis von ferne nicht. Dazu stieß Margarete auf Unbotmäßigkeiten verschiedener Art. Als sie endlich dem Vertrage mit England zufolge die Schotten ausweisen wollte, widersetzte sich das Volk, das, wie Wingfield bemerkte, „hier mehr Herr als Unterthan zu sein scheint". Bald gab es auch Schwierigkeiten mit manchen Großen. Die Briefe Margaretens an ihren Neffen wurden immer sorgenvoller.

Nicht besser war es in Italien bestellt. Man mußte den Soldaten jeden Exzeß nachsehen, weil man sie nicht bezahlen konnte. Bis Mitte Oktober hatten der Herzog von Mailand und verschiedene italienische Städte beträchtliche Zahlungen übernommen, die doch nicht genügten. Colonna, der Abt von Nájera, Lannoy, der neue Vizekönig von Neapel, alle bestürmten den Kaiser um Geld: die Armee, schrieb Lannoy, werde sonst auseinander gehen und alles verloren sein. Gattinara erwiderte, er hoffe, der Papst werde etwas für die Armee thun*).

Wie konnte man unter diesen Umständen verständigerweise an Fortsetzung des Kriegs denken, für den überall die nötigsten Mittel fehlten? Die Argumentation des Nuntius war unwiderleglich. Auf jeden Fall aber empfahl sich sein Rat, Karl solle den Papst dadurch zu gewinnen suchen, daß er sich zu friedlichen Verhandlungen bereit erkläre und überhaupt einen freundlicheren Ton anschlage. In der That war die Taktik, welche man bisher gegen Adrian befolgt hatte, eine

*) Lannoy an Karl, Neapel den 26. Oktober.

recht ungeschickte. Karl glaubte sich berechtigt, die Unterstützung des Papstes als die Erfüllung einer gebieterischen Pflicht zu fordern. Es ist, schrieb er einmal, die Pflicht des Papstes und des Kaisers, immer innig verbunden zu sein und miteinander zu wachen, daß nichts Böses in der christlichen Republik geschehe. Gott hat ihn auf den Kaiserthron erhoben, damit er die heilige Kirche verteidige, aber Adrian wird ihm die Erfüllung dieser Pflicht unmöglich machen, wenn er ihm sein Bündnis zur gerechtesten Verteidigung verweigert. Adrian ist ein guter Mann, aber zuweilen dem Einfluß böser Geister unterworfen. Durch seine Neutralität wird er den Krieg verewigen und es unmöglich machen, Rhodus und Ungarn gegen den Türken zu unterstützen. Was in seinen Kräften war, hat der Kaiser für Rhodus gethan, der Papst ihm aber dafür selbst solche Hilfe geweigert, die ihm nichts kostete. Adrian kann viel Blutvergießen hindern, wenn er dem Könige von Frankreich erklärt, er werde den Kaiser als die höchste Autorität der Christenheit unterstützen. Adrian meint den Kaiser mit schweren Vorwürfen heimsuchen zu dürfen, weil seine Truppen Parma und Piacenza besetzt haben; er wird aber sicher nicht nur Parma und Piacenza, sondern wahrscheinlich auch Bologna und andere Städte verlieren, wenn die Franzosen nach Italien zurückkehren. Adrian bildet sich ein, der Kaiser kümmere sich nicht um die Geschäfte, sondern überlasse alles seinen Räten und zwar dem Papste übelwollenden Räten. Wenn sich das so verhielte, so würde aus dem Papste längst ein einfacher Pfarrer von St. Peter geworden sein. In dieser gereizten, empfindlichen Weise schrieb der Kaiser den 10. Januar an den Herzog von Sessa, dem er seine Billigung darüber aussprach, daß er dem Papste (was sich nicht so verhielt), die Obedienz noch nicht geleistet habe. Fast noch verletzender klang ein Brief, den Gattinara an den Papst selbst richtete. Er wolle, begann der Großkanzler, offen über alles reden. Der Papst habe ganz Recht, wenn er allgemeinen Frieden in der Christen-

heit und Krieg gegen die Türken wolle. Eben deshalb müsse die Perfidie des Königs von Frankreich, des größten Störers christlicher Eintracht, gezüchtigt werden. Solange der König geglaubt, daß der Papst und der Kaiser nur eine Seele in zwei Körpern seien, überdies von England unterstützt, habe er Frieden gesucht, aber unter Bedingungen, welche der Kaiser ohne Englands Zustimmung nicht annehmen konnte. Dann habe er in seiner Verzweiflung, nur um Zeit zu gewinnen, darauf hingearbeitet, den Papst durch seine Mutter zur Neutralität zu bestimmen. Der Papst, zu gut, um Verdacht zu hegen, für den Frieden begeistert, habe sich von den süßen Worten der Franzosen berücken lassen. Aber des Papstes Neutralität heiße Kälte gegen den Kaiser, Verweigerung seiner gerechtesten Bitten, Preisgebung der Freiheit Italiens, Schmälerung der kaiserlichen Reputation. Dieses Verhalten des Papstes habe die Franzosen übermütig gemacht, welche sich nun zu neuem Angriff rüsteten und dadurch den Kaiser nötigten, das Gleiche zu thun. Die Folge dieser Zustände werde sein, daß der Türke seine Waffen gegen Sicilien kehre und zuletzt Rom erobere. Wenn Adrian den Frieden wolle, müsse er doch erkennen, daß der Kaiser und der König von England, diese beiden so frommen Fürsten, bereit seien, auf vernünftige Bedingungen Frieden zu schließen, und sich mit ihnen verbinden. Wenn Frankreich gedemütigt worden, werde es lernen, den heiligen Stuhl zu ehren, und nicht mehr seine Hörner gegen das Lamm kehren. Adrian müsse also Frankreich nötigen, unter ehrenvollen Bedingungen Frieden oder doch auf dem status quo Waffenstillstand zu schließen; lehne es das ab, so müsse er sich mit dem Kaiser und König Heinrich verbinden, Venedig in dieses Bündnis hineinziehen, die Eidgenossen bewegen, sich ruhig zu verhalten, und endlich dem Kaiser die kirchlichen Bewilligungen gewähren, damit er mit den Schätzen der Kirche eine mächtige Flotte gegen den Türken ausrüste. Wenn der Papst durch den Geist der Bosheit sich zu anderem

bereden ließe, so würde er mit all seinen guten Absichten scheitern *).

Daß dieser hofmeisternde Ton, in dem man den Papst noch immer wie einen Untergebenen anwies, seine Pflicht zu thun, diese überlegene Weisheit, mit der man seiner Arglosigkeit und Kurzsichtigkeit zu Hilfe kam, dieser stolze Hinweis, daß er seine ganze Existenz doch nur der Güte des Kaisers verdanke, daß diese Art Adrian nur immer mehr reizen mußte, ist leicht zu begreifen. Sie war aber so mit den Grundanschauungen der kaiserlichen Politik verwachsen, daß auch noch viel überzeugendere Ermahnungen als die des Erzbischofs von Bari darin keine Aenderung bewirkt haben würden, wenn ihr nicht andere gewichtige Momente zu Hilfe gekommen wären.

Der englische Kriegseifer war in der That, wie Bari schrieb, bereits sehr abgekühlt. Die mit des Kaisers Mittellosigkeit gemachten Erfahrungen ließen Wolsey die Fortsetzung des Kampfes mit Frankreich in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen und das natürliche Objekt einer gesunden englischen Politik immer stärker in den Vordergrund treten: die Eroberung Schottlands. Wenn sich König Heinrich die französische Krone aufs Haupt zu setzen oder doch die ehemals von seinen Vorfahren beherrschten Provinzen Frankreichs sich wieder zu unterwerfen wünschte, so war das eine freilich ganz im Charakter der damaligen Politik geträumte Chimäre. Einen reellen Nutzen konnte die Verbindung mit dem Kaiser gegen Frankreich nur dadurch bringen, daß sie Frankreich außer stand setzte, den alten schottischen Freund gegen England zu schützen. Diese Wendung suchte jetzt Wolsey dem Bündnis zu geben, indem er am 10. Januar 1523 unter allerlei speziösen Gründen seine Gesandten in Spanien anwies, dem Kaiser einleuchtend zu machen, das Richtigste werde sein, für dieses Jahr die Waffen

*) Karl an Sessa den 10. Januar 1523. Bergenroth p. 522 f. Gattinara an Adrian den 18. Dezember 1522. Brewer p. 1145 f.

auf dem Festlande ruhen zu lassen, damit England alle seine Kräfte gegen Schottland wenden könne. Der Kaiser gewinne dadurch die Möglichkeit, sich für das nächste Jahr energisch zu rüsten; England wünsche von ihm nur eine Flotte mit 3000 Mann, um den Franzosen den Kanal zu sperren. Während sich alle Gedanken des Königs Franz auf Italien richteten, behauptete Wolsey, er wolle sich mit ganzer Wucht auf die Niederlande und Calais und auf Schottland werfen. In Italien werde er da nur wenig unternehmen können. Da England mit 33000 Mann Schottland angreifen wolle, sei es unbillig, von ihm eine Unterstützung in Italien, der Schweiz und Deutschland zu begehren.

Etwa gleichzeitig mit diesen überraschenden Eröffnungen erfuhr Karl durch seinen Gesandten in England, Wolsey werfe ihm vor, er habe keine einzige seiner Versprechungen erfüllt. Karl erwiderte gereizt, er habe sein Wort in allen Stücken gehalten bis auf die England zugesagte Entschädigungssumme, von der doch Wolsey in Brügge erklärt habe, das sei eine reine Formalität, um die Räte des Königs für das Bündnis zu gewinnen. Gattinara aber entgegnete auf den Vorwurf Wolsey's, England verwende seine Kräfte nicht gegen den gemeinsamen Feind, sondern gegen Schottland. Aber nicht in Schottland, sondern in Frankreich liege die Entscheidung. Karl erklärte mit Recht einen Waffenstillstand, von dem Schottland ausgenommen werden solle, für unmöglich. Er bezeigte endlich seine Unzufriedenheit mit der Art, wie England eine sehr wichtige Angelegenheit behandelt habe.*)

Seit dem Spätsommer hatte sich den Verbündeten die bestimmte Aussicht eröffnet, in Frankreich selbst einen mächtigen Beistand zu finden. Der größte Vasall der französischen Krone, der Herzog von Bourbon, Auvergne und Châtellerault, Graf von Montpensier, Forez, la Marche und Clermont, Besitzer

*) Brewer p. 1161 ff. 1213 ff. Mignet 1, 388 f.

bereden ließe, so würde er mit all seinen guten Absichten scheitern *).

Daß dieser hofmeisternde Ton, in dem man den Papst noch immer wie einen Untergebenen anwies, seine Pflicht zu thun, diese überlegene Weisheit, mit der man seiner Arglosigkeit und Kurzsichtigkeit zu Hilfe kam, dieser stolze Hinweis, daß er seine ganze Existenz doch nur der Güte des Kaisers verdanke, daß diese Art Adrian nur immer mehr reizen mußte, ist leicht zu begreifen. Sie war aber so mit den Grundanschauungen der kaiserlichen Politik verwachsen, daß auch noch viel überzeugendere Ermahnungen als die des Erzbischofs von Bari darin keine Aenderung bewirkt haben würden, wenn ihr nicht andere gewichtige Momente zu Hilfe gekommen wären.

Der englische Kriegseifer war in der That, wie Bari schrieb, bereits sehr abgekühlt. Die mit des Kaisers Mittellosigkeit gemachten Erfahrungen ließen Wolsey die Fortsetzung des Kampfes mit Frankreich in sehr zweifelhaftem Lichte erscheinen und das natürliche Objekt einer gesunden englischen Politik immer stärker in den Vordergrund treten: die Eroberung Schottlands. Wenn sich König Heinrich die französische Krone aufs Haupt zu setzen oder doch die ehemals von seinen Vorfahren beherrschten Provinzen Frankreichs sich wieder zu unterwerfen wünschte, so war das eine freilich ganz im Charakter der damaligen Politik geträumte Chimäre. Einen reellen Nutzen konnte die Verbindung mit dem Kaiser gegen Frankreich nur dadurch bringen, daß sie Frankreich außer stand setzte, den alten schottischen Freund gegen England zu schützen. Diese Wendung suchte jetzt Wolsey dem Bündnis zu geben, indem er am 10. Januar 1523 unter allerlei speziösen Gründen seine Gesandten in Spanien anwies, dem Kaiser einleuchtend zu machen, das Richtigste werde sein, für dieses Jahr die Waffen

*) Karl an Sessa den 10. Januar 1523. Bergenroth p. 522 f. Gattinara an Adrian den 18. Dezember 1522. Brewer p. 1145 f.

reich herrschenden Unzufriedenheit eine große Vorstellung hatte. Aber die Forderung Bourbons, der Kaiser solle ihm die Hand seiner ältesten Schwester, der verwitweten Königin von Portugal, geben, mußte starke Bedenken erwecken. Mit welcher Indignation hatte Karl einst die Liebe dieser Eleonore zum Pfalzgrafen Friedrich zurückgewiesen! Und nun sollte er sie einem französischen Vasallen geben, der, wenn er auch dieses Verhältnis brechen wollte, doch zunächst keine Sicherheit ebenbürtiger Stellung bot? Mitte Januar hatte er darüber noch keinen Entschluß gefaßt. Nun aber kam aus Frankreich die Nachricht, der König habe Bourbon die Hand der Prinzessin Renée angetragen; eine andere Zeitung meldete, Bourbon sei darauf eingegangen, mit der Krone vollständig ausgesöhnt. Das war ein Irrtum, nicht so, was Karl Mitte Februar erfuhr, daß der König von Bourbons Plänen ziemlich genaue Kenntnis habe. Und daß dieses der Fall sei, gab er der Unvorsichtigkeit Englands schuld*).

So wirkten damals alle Verhältnisse zusammen, um dem Kaiser eine friedliche Wendung zweckmäßig erscheinen zu lassen. Er sandte am 15. Februar einen der ersten Männer seines Hofes an Sessa, um diesem die Bedingungen anzuzeigen, unter denen er bereit sei, auf Frieden oder Waffenstillstand einzugehen. Die sehr verzwickte Instruktion beweist, daß Karl an einen Erfolg der so einzuleitenden Verhandlungen nicht glaubte, daß

---

*) Ueber Bourbon verweise ich auf Mignet 1, 361 ff. Was dagegen P. Paris in seinen Études sur François I. t. 2. vorgebracht hat, ist mit so mangelhafter Kenntnis nicht nur der entscheidenden Quellen, sondern der Zeitgeschichte geschrieben und so sehr von Tendenz beherrscht, daß man die Bewunderung der Revue critique vom 2. November 1885 schwer begreift. Der Kenner dieser Zeit stößt in dem Aufsatze von Paris auf so zahlreiche und grobe Irrtümer, namentlich was Karl V. betrifft, daß er auf sein Urteil in einer so verwickelten Frage kein Gewicht legen kann. Siehe außer Mignet Karls Schreiben an seine Gesandten in England vom 5. September 1522 und die Akten bei Brewer p. 1091 f. 1168 f. 1214. 1217.

es ihm wesentlich darauf ankam, dem Papst seine Bereitwilligkeit zu beweisen und ihn dadurch auf seine Seite zu ziehen, vor allem zu erlangen, daß der Papst ihm endlich die so lange umsonst erbetene Unterstützung mit einer Kreuzzugsbulle (cruzada) und dem vierten Teil der kirchlichen Einkünfte in seinen Gebieten gewähre. Zugleich ließ er dem Erzbischof von Bari schreiben, durch die Sendung nach Rom habe er die größte Bereitwilligkeit bewiesen, auf die Wünsche des Papstes einzugehen*).

Es bedeutet für den Gang der Entwickelung nichts, daß, ehe dieser Bote Rom erreichte, Adrian unter dem Eindrucke des Falles von Rhodus die volle Schale seines Zorns über den Kaiser ausgoß in Ausdrücken, daß dieser es für unpassend erklärte, darauf zu antworten**). Als der Papst die friedfertige Sprache Karls hörte, bezeigte er die höchste Freude. Seine Hoffnung, den Frieden in der Christenheit herzustellen, lebte noch einmal auf, obwohl König Franz in den letzten Monaten mit den freundlichsten Worten stets die Erklärung verbunden hatte, auf sein rechtmäßiges Erbe Mailand könne er nicht verzichten***). Von nicht geringer Wichtigkeit war es, daß die Spanier die einflußreichsten Ratgeber und Diener des Papstes durch reiche Gaben gewonnen hatten, ohne daß dieser etwas davon ahnte. Da so der Boden bereitet war, geschah es, daß die Spanier Briefe des Kardinals von Volterra, des Hauptes der französischen Partei, abfingen, aus denen hervorging, daß dieser Kirchenfürst im französischen Interesse ein

*) Karls Instruktion für Claude de Bissy, Valladolid den 14. Februar. Allemand an Erzbischof von Bari den 15. Februar. Wien. Arch. Karl an Sessa den 15. Februar. Bergenroth p. 527 ff.

**) Adrian an Karl den 2. März. Bergenroth p. 531 ff. Karl an Sessa den 15. April. Gachard p. 176 ff.

***) Franz an Adrian den 5. und 28. Februar. Kopie im Wien. Arch. Diese beiden Briefe zeigen, wie geschickt die Franzosen zum Papste zu reden wußten.

Komplott in Sicilien eingefädelt hatte und König Franz dringend zu einem neuen Zuge nach Italien antrieb. Volterra hatte lange und bis vor kurzem mehr als ein anderer Kardinal das Ohr des Papstes gehabt: nun sah Adrian durch eben diesen seine teuersten Wünsche durchkreuzt. Denn das war ja klar: erschien König Franz wieder in Italien, so brach der Krieg mit neuer Wut aus. Deshalb hatte Adrian selbst damals, als er ganz zu Frankreich zu neigen schien, erklärt, sobald die Franzosen nach Italien kämen, würde er auf die Seite des Kaisers treten. In dem Augenblicke, wo er von der verräterischen Korrespondenz Volterra's erfuhr, lud er den Kardinal von Medici, das Haupt der Kaiserlichen, der sich im Herbst verdrießlich nach Florenz zurückgezogen hatte, ein, zu ihm zu eilen. Medici erschien am 23. April. Wenige Tage darauf wurde Volterra verhaftet. Mit diesem Schlage war alles in Rom verändert.

Inzwischen hatte sich auch die Lage in Oberitalien für den Kaiser wesentlich gebessert. Das Kastell von Mailand, welches noch immer von den Franzosen behauptet wurde, sah sich im März genötigt, Verhandlungen über die Kapitulation anzuknüpfen. Als dieselben schon sehr weit vorgerückt waren, erschien bei Colonna ein Gesandter Karls mit einem sehr eigentümlichen Auftrage. Der Kaiser hatte am 8. Februar seinem für die Schweiz bestimmten Gesandten Dr. Prantner die Instruktion erteilt, er solle sich zunächst nach Mailand begeben und Colonna eröffnen, der Kaiser finde es in seinem Interesse, daß die lombardischen Kastelle, wenn die Franzosen sie räumen müßten, nicht dem Herzoge Sforza übergeben würden, sondern in die Hand des Kaisers kämen. Der Herzog werde auf diese Weise in seiner Herrschaft viel mehr gesichert sein und überdies die Kosten für die Besatzungen sparen! Eine wahrhaft erstaunliche Weisung. Wie wir eben sahen, befand sich Karl gerade damals im schlimmsten Gedränge. Er wußte namentlich nicht, wie er sein Heer in der Lombardei erhalten sollte. Die

Verhandlungen mit Venedig, dessen Bündnis alle seine Generale und Diplomaten in Italien für ganz unentbehrlich erklärten, hatten noch kaum einen Fortschritt gemacht. Daß es für Venedig die Bedeutung einer Lebensfrage hatte, Mailand im Besitze Sforza's und nicht des Kaisers zu wissen, war allbekannt*); der Uebergang jener Kastelle in die Hand der kaiserlichen Hauptleute mußte also jede Aussicht zerstören, Venedig in das Bündnis gegen Frankreich zu ziehen. Aber das Verlangen, die Kastelle zu besitzen war unwiderstehlich. Zum Glücke für den Kaiser kam Prantner zu spät nach Mailand. Colonna schrieb dem Kaiser, er bedauere, seinen Wunsch zu spät erfahren zu haben, um das Kastell von Mailand in kaiserliche Hand zu bringen, ohne den Verdacht des Herzogs und des Volks zu wecken. Jetzt seien die Verhandlungen schon zu weit vorgerückt, als daß er es ohne des Kaisers ausdrücklichen Befehl wagen möchte, zumal es auf Venedig einen sehr übeln Eindruck machen würde, wenn es den Kaiser als Herrn von Mailand sähe. Zugleich aber versicherte Colonna, daß er jedesmal, wo der Kaiser nicht nur die Festungen, sondern das ganze Land und selbst die Person des Herzogs wolle, sich anheischig mache, sie in seine Gewalt zu bringen. Er wiederholte diese Versicherung vier Wochen später, als er Karl meldete, er habe doch noch versucht, seinen Wunsch zu erfüllen, es sei aber nicht gelungen**).

---

*) Gius. de Leva, Storia documentata di Carlo V. 2, 180.

**) Karls Instruktion für Dr. Prantner, Valladolid den 8. Februar 1523. Colonna an Karl den 29. März und 22. April. Wien. Arch. Die Versicherung lautet in beiden Schreiben fast gleich: Ben la certifico che omne volte che S. M. voglia non solo le fortaleze, ma toto loro stato et anche la persona dil ducha di Milano, me offero darla in suo potere. Karl erwiderte auf Colonna's Brief vom 29. März am 9. Mai, er sei mit seinem Verfahren einverstanden: il nest temps de donner suspicion. Aber er bitte ihn, sobald er es ohne Nachteil für ausführbar halte (quand croirez quil se pourra bonnement faire sans inconveniant a mes affaires), sowohl das Schloß von Mailand als das von Cremona in seine Hand zu bringen. Erst nachträglich sehe ich, daß diese merkwürdigen Schriftstücke bereits in

Um gerecht zu sein, muß man freilich in Anschlag bringen, daß der Kaiser nur auf dasjenige in Italien zuverlässig rechnen konnte, was er direkt in seiner Gewalt hatte. Manuel schrieb ihm einmal, Spanien sei ein loyales Land, aber in Italien sei alles wie Glas und könne jeden Augenblick in Stücke brechen. Die Herrschaft des Fremden trug der Italiener nur, solange er mußte oder es in seinem besonderen Interesse fand. Dieses Interesse konnte jeden Augenblick wechseln. Der Umstand, daß die kaiserlichen Waffen Sforza nach Mailand zurückgeführt hatten, bot doch keine Sicherheit für seine Treue. Schon damals bemühte sich Frankreich, den Herzog durch die Insinuation, der Kaiser wolle ihn aufheben und nach Deutschland bringen lassen, zum Abfall zu bewegen*). Hätte er von Karls Auftrag an Colonna gewußt, so würde er vielleicht schon jetzt auf Pläne eingegangen sein, mit denen wir ihn später beschäftigt finden. Die kaiserliche Politik war in ganz Italien darüber aus, an die Stelle der Freundschaft direkte Herrschaft zu setzen. Einige Monate später hören wir von Lannoy, daß er sich bemühe, durch den Kardinal Medici das Kommando über Florenz auf Pescara übertragen zu lassen, in betreff Siena's und Lucca's ähnliche Praktiken verfolge**).

Wenn Karl im Februar eine friedliche Miene annahm, so finden wir ihn im März bereits ganz wieder von Kriegsgedanken erfüllt. Margarete hatte zu ihm Jean de le Sauch geschickt, um ihm alle ihre Nöte zu klagen und ihn recht dringend zu Frieden oder Waffenstillstand mahnen zu lassen. Darauf entgegnete Karl am 16. März, trotz allen Schwierigkeiten sei er fest entschlossen, sich für diesen Sommer auf einen

---

den Miscellanea di storia italiana 3, 303 ff. nach Brüsseler Kopien gedruckt sind.

*) So meldet der Erzbischof von Bari in seinem oben angeführten Briefe an Mejia.

**) Lannoy an Karl den 15. Juli. Wien. Arch.

großen Krieg zu rüſten, da er einen verſtändigen Frieden oder Waffenſtillſtand nicht gewinnen könne*). Die Finanznot, an die er ja ſchon ſo lange gewöhnt war, machte ihm keine zu große Sorge. Er wiſſe, ſchrieb er, wie ſehr ſich Margarete um die Tilgung der Schuld an Sickingen und die Zahlung der Penſionen an die deutſchen Fürſten bemühe; er wünſche ſehr, etwas dafür thun zu können, aber wegen des großen Kriegsaufwandes ſei es ihm nicht möglich. Margarete werde deshalb in Zukunft wie bisher aufs beſte Rat ſchaffen. Er wolle an die deutſchen Fürſten ſchreiben und ſie bitten, Geduld zu haben; ſie möge aber beſonders die Pfalzgrafen Ludwig und Friedrich und den Kurfürſten von Mainz zu befriedigen ſuchen. Wenige Tage darauf ſchickte er Herrn von Montfort ab, um 4000 Landsknechte für den Dienſt in Spanien zu werben. Zu derſelben Zeit ging ein außerordentlicher Geſandter an Ferdinand mit dem Auftrage, 10000 oder 12000 Landsknechte für Italien zu werben, und mit der dringenden Mahnung, dem Abſchluſſe des Bündniſſes mit Venedig keine Schwierigkeiten zu bereiten. Karl legte ſeinem Bruder die außerordentliche Wichtigkeit dieſes Abſchluſſes und ſeine Bedeutung für Ferdinands eigene Intereſſen in einem ausführlichen Schreiben ans Herz: erſt wenn er Venedig gewonnen, könne er die italieniſchen Dinge ſo ordnen, daß er in die Lage komme, ſeine Kräfte zum Schutze Ungarns gegen den Türken zu wenden. Schon vorher aber hatte er ſeine Geſandten in Venedig ermächtigt, mit der Republik abzuſchließen ohne auf die Vollmacht ſeines Bruders zu warten; denn raſch zum Ende zu kommen, ſei durchaus notwendig**).

---

*) Est delibere, actendu quil ne peult parvenir a paix ou tresve raisonnable, de se preparer ceste este prochaine a faire bonne et grosse guerre a ses ennemis tant en Italie que de pardeça.

**) Karl an Margarete den 16. und 22. März. Inſtruktion für Montfort vom 22. März. Inſtruktion für den Geſandten an Ferdinand

Wenn man nach den Gründen fragt, welche eine so ungewöhnliche Thätigkeit veranlaßten, so werden sie hauptsächlich in der Nachricht zu suchen sein, daß sich Frankreich ernstlich zu zu einem Zuge gegen Mailand rüste. Zudem scheint damals Karl stärker als bisher durch Gerüchte beunruhigt worden zu sein, wonach Bourbon durch die Heirat mit der Prinzessin Renée für die Krone wiedergewonnen wäre; wenigstens bat er seine Tante, ihm alles, was sie davon erfahren, mitzuteilen. Endlich hatte gewiß Einfluß, daß Karls Finanzlage zwar noch immer sehr viel zu wünschen ließ, aber sich doch gerade um diese Zeit, wir wissen nicht wodurch, erheblich günstiger gestaltet zu haben scheint, als bisher. Während er Margarete schrieb, für die Zahlung der Schulden an Sickingen und die deutschen Fürsten könne er nichts thun, kündigte er ihr die baldige Sendung von Wechseln über 200 000 Gulden an, ausschließlich zur Bestreitung der Kriegskosten. Prantner hatte er einen Wechsel über 50 000 Gulden auf die Welser mitgegeben, um damit in der Schweiz zu operieren und zugleich die Werbung Ferdinands zu unterstützen. Auch Nájera erhielt endlich einmal für die italienische Armee eine freilich ungenügende Summe. Geradezu glänzend wurden um diese Zeit die kaiserlichen Finanzen den Engländern geschildert: Karl erklärte den Gesandten, seine Schatzmeister versicherten ihn, er könne vom Mai bis September über drittehalb Millionen Dukaten verfügen. Etwas bescheidener taxierte er gleichzeitig seine Hilfsquellen in einem Schreiben an seinen Gesandten in England: er habe sich so eingerichtet, daß er nötigenfalls über anderthalb Millionen Dukaten verfügen könne. Wechsel über 100 000 Dukaten habe er lediglich für Kriegszwecke nach den Niederlanden geschickt*).

---

vom 17. März. Karl an Ferdinand den 25. März. Karl an Carracciolo den 17. März. Wien. Arch.

*) Brewer p. 1216 f.

Das waren nun freilich ganz chimärische Ziffern. Von den anderthalb oder drittehalb Millionen ganz zu schweigen, welche lediglich in der Phantasie existierten, war Karl so weit davon entfernt, jene 100 000 Dukaten, wie er am 8. März schrieb, nach den Niederlanden geschickt zu haben, daß er sein Margarete am 16. März gegebenes Versprechen, ihr alsbald 200 000 Gulden zu schicken, recht lange nicht erfüllen konnte. Denn am 8. Mai schrieb er ihr, es sei ihm leider nicht möglich gewesen, das Geld früher zu schicken; einstweilen sende er ihr Wechsel über 48 000 Thaler, der Rest solle möglichst bald folgen.

Wenn Karl Mitte März zu dem Entschlusse kam, sich energisch auf den Krieg zu rüsten, so war damit doch über seine Politik noch keineswegs definitiv entschieden, die ja von so mancherlei Faktoren, von der Haltung des Papstes und Venedigs, vor allem von der Englands abhing. Natürlich mußte er sich zunächst der Mitwirkung Englands versichern. Aber noch am 8. Mai klagte er Margarete, er wisse nichts von England, habe deshalb König Heinrich zu bestimmter Erklärung aufgefordert, ob er sich in diesem Sommer an dem Angriff gegen Frankreich beteiligen wolle; es scheine, alle seine Gedanken seien noch immer auf Schottland gerichtet. Nun aber kehrte Bissy mit den erfreulichsten Nachrichten aus Rom zurück. Der Papst hatte endlich aus den kirchlichen Einkünften bewilligt, was der Kaiser so lange umsonst erbeten hatte; die Erklärung Frankreichs, einen Waffenstillstand könne es nur auf zwei Monate bewilligen, hatte den Papst noch mehr auf die kaiserliche Seite geschoben. Jetzt eröffnete Karl dem englischen Gesandten, welchem die oben berichteten Vorgänge aus dem März unbekannt geblieben waren, er sei zum Kriege entschlossen, obwohl aus England noch immer keine Antwort eingegangen war. Damit die unleidlich sich hinschleppenden Verhandlungen möglichst abgekürzt würden, sollte Margarete sie selbständig führen und England zu

raſchem Entſchluſſe drängen, da die Zeit ſchon ſo weit vorgerückt ſei*).

Jetzt endlich wurden auch die Verhandlungen mit Bourbon, welche bis dahin nicht aus der Stelle gekommen waren, energiſch in Angriff genommen. Jener Herr von Beaurain, welchem Bourbon im Sommer 1522 die erſten Eröffnungen gemacht hatte, war im Februar mit den Aufträgen Karls nach England zurückgekehrt, ohne welches der Kaiſer auch in dieſer Sache nichts thun wollte. Während aber Wolſey im November ſo enthuſiaſtiſch auf dieſe große Ausſicht eingegangen war, behandelte er ſie jetzt mit entmutigender Gleichgültigkeit, ſo daß Beaurain, ſtatt die Verhandlungen mit Bourbon zum Abſchluß zu bringen, nach Spanien zurückging. Von da wurde er erſt Ende Mai abermals nach England geſchickt. Er ſollte von König Heinrich fordern, daß er gleich dem Kaiſer Bourbons Unternehmen namentlich mit Geld unterſtütze und, ſobald er das erlangt, zu Bourbon eilen und mit ihm abſchließen.

In England hatten inzwiſchen Karls Geſandte vergebens die größte Mühe aufgeboten, Wolſey zu einem erträglichen Abkommen zu bewegen. Der Kardinal, ſchrieben ſie am 1. Juni, ſei ſo darauf aus, den Kaiſer durch die genaueſten Verpflichtungen zu binden und ſich ſelbſt die Hand frei zu halten, überall dem Verbündeten die größere Laſt aufzubürden, daß es ihnen faſt zweckmäßig erſcheine, zunächſt auf ein Unternehmen zu verzichten**). Aber während Wolſey ſo in England einen Abſchluß unmöglich machte, ſchickte er den oft genannten Jerningham nach Spanien mit Inſtruktionen, auf Grund deren dann doch eine Verſtändigung herbeigeführt wurde. Die am

*) Karl an Margarete den 8. und 18. Mai. Wien. Arch. Sampſon an Wolſey den 17. Mai. Brewer p. 1274.

**) De Praet und Marnix an Karl, London den 1. Juni. Bradford, Correspondence of Charles V. p. 53 ff. Mignet irrt, wenn er 1, 390 meint, dieſe beiden hätten im Mai mit Heinrich VIII. abgeſchloſſen.

26. Juni in Valladolid begonnenen Konferenzen schienen zwar anfangs auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen; fast in allen Stücken gingen die beiderseitigen Absichten und Wünsche weit auseinander. Aber am 2. Juli wurde nichtsdestoweniger ein Pakt unterzeichnet, wonach die beiderseitigen Armeen sich vor dem 16. August gegen Frankreich in Bewegung setzen, der Kaiser mit 20000 Mann in Guyenne eindringen, England mit 15000 Mann Boulogne belagern sollte, von 6000 Mann aus den Niederlanden unterstützt*).

Es kam nun darauf an, die definitive Verständigung mit Bourbon herbeizuführen. Auch in diesem Punkte gingen die Ansichten der beiden Verbündeten ziemlich weit auseinander. Ein jeder von ihnen wollte dem Connetable am nächsten stehen, ein jeder die Hauptlast der ihm zu gewährenden Unterstützung dem anderen zuschieben; vor allem forderte aber König Heinrich, daß Bourbon ihn als rechtmäßigen König von Frankreich anerkenne, ihm als solchen Treue schwöre, was Karl in keiner Weise erwünscht sein konnte. Als Beaurain am 19. Juni in London eintraf, bemühte er sich umsonst, diese Forderung des Königs zu beseitigen: sie wurde in die ihm erteilte Instruktion aufgenommen. Ueberdies wünschte Wolsey auch jetzt noch, den kombinierten Angriff gegen Frankreich auf den nächsten Sommer zu verschieben. Da er aber kaum erwarten konnte, daß Beaurain in diesem Sinne mit Bourbon verhandeln werde, beauftragte er William Knight, welcher seit dem April England bei Margarete vertrat, sich ebenfalls heimlich zu Bourbon zu begeben. Die diesem Knight erteilte Instruktion läßt uns recht deutlich erkennen, wie wenig die Verbündeten einander trauten. Er soll, wenn er in Frankreich, zu entdecken suchen, ob etwa eine geheime Verhandlung zwischen Karl und König Franz im Gange; er soll Karls Wunsch, Bourbons Hilfe für die Eroberung von Languedoc zu verwerten, wovon England

*) Brewer p. 1317 f.

keinen Nutzen haben würde, vereiteln; er soll den Vertrag so einrichten, daß England dadurch nicht gehindert wird, unter Umständen mit Frankreich Frieden zu schließen, ohne doch den Verdacht Bourbons zu erwecken, er könne preisgegeben werden. Um England möglichst zu sichern, soll Bourbon König Heinrich nicht nur als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen, sondern diese Anerkennung veröffentlichen. Die Geldzahlungen an ihn sind möglichst vorsichtig einzurichten, so daß er nie mehr als für einen Monat erhält. Endlich hat Knight acht zu geben, daß Bourbon seine Waffen nicht etwa zum Besten Frankreichs verwende und, wenn er mit Colonna zusammen operiert, sich Mailands für König Franz bemächtige*).

Für den Erfolg der Verhandlungen war es ein Glück, daß Knight durch unerwartete Schwierigkeiten verhindert wurde, der Konferenz beizuwohnen, welche Beaurain um die Mitte Juli in Montbrison, der Hauptstadt der Grafschaft Forez, mit Bourbon hatte. Man einigte sich über folgende Punkte: Bourbon verbindet sich mit Karl, Ferdinand und König Heinrich zu festem Bunde gegen König Franz, gegen dessen unerträgliche Bedrückungen er keinen anderen Schutz finden kann; keiner der Verbündeten wird ohne den anderen Frieden mit König Franz schließen; die kaiserliche Armee wird am 26., spätestens am 31. August, in Frankreich einbrechen, womöglich in der Richtung auf Narbonne; zugleich wird die englische Armee in der Normandie landen; unmittelbar danach wird sich Bourbon mit aller Macht erheben; der Kaiser wird 10 000 Landsknechte werben, die zu gleicher Zeit gegen Burgund vordringen. Karl wird Bourbon entweder seine älteste Schwester Eleonore oder, wenn diese nicht einwilligt, seine jüngste Schwester Katharina zur Frau geben. Der Kaiser und England werden

*) Brewer p. 1307 f.

Bourbon ein jeder mit 100 000 Thalern zu Hilfe kommen und damit zugleich für die Besoldung der 10 000 Landsknechte sorgen *).

Der Vertrag entsprach im wesentlichen dem, was Karl am 28. Mai Beaurain aufgetragen hatte; dagegen hatten die speziellen Wünsche Englands keine Berücksichtigung gefunden. Bourbon erklärte es für unverständig, König Heinrich als seinen rechtmäßigen Herrn anerkennen zu sollen, stellte aber schließlich die Entscheidung darüber dem Kaiser anheim. Sobald sich Beaurain mit dem Connetable geeinigt, eilte er seinerseits, die Ausführung des Vertrags zu sichern. Er sandte einen Herrn von Locquenghien an Ferdinand, um die Werbung der 10 000 Landsknechte zu betreiben, welche womöglich Mitte August bereit sein sollten; er trug Prantner und Nájera auf, für die Besoldung derselben zu sorgen; er schickte seinen Sekretär nach England, um König Heinrich von dem Verabredeten zu unterrichten und ihn zu möglichster Beschleunigung des Einbruchs in Frankreich zu mahnen; ein anderer Bote ging zu Margarete. Beaurain selbst eilte nach Genua, um von da zugleich Karl und die Kommandierenden in Italien auf dem kürzesten und sichersten Wege zu benachrichtigen.

Frankreich drohte ein furchtbarer Schlag: während Karl mit 34 000 Mann von den Pyrenäen, England und Margarete mit 21 500 Mann von Norden, 10 000 Landsknechte von Osten her in Frankreich einbrächen, sollte sich der mächtigste Mann des Reichs im Innern erheben, um den auswärtigen Feinden die Hand zu reichen, und zwar in dem Augenblicke, wo König

---

*) Beaurain an Karl, Genua den 22. Juli. (Wenn Beaurain in dieser im Wiener Archiv befindlichen und von Bradford [S. 73 ff.] publizierten Depesche sagt, er sei mit Bourbon am 3. Juli im Montbrison zusammengetroffen, so muß das ein Irrtum der Dechiffrierung sein. Sowohl Knights Bericht an Wolsey vom 26. Juli, als namentlich die genauen Daten bei Mignet [1, 398 ff.] beweisen das.) Le Glay, Négociations 2, 589 ff.

Franz Lyon verlassen hätte, um über die Alpen zu ziehen. Aber das gewaltige Komplott war mit so erstaunlicher Unvorsichtigkeit und Langsamkeit betrieben worden, daß nur die Arglosigkeit und der Leichtsinn des französischen Königs es so lange ungehindert hatte gewähren lassen können. Längst klagten die kaiserlichen Gesandten, daß Wolsey vor so vielen von dem Geheimnis rede, als dürfe es jedermann erfahren. Nach dem, was Knight in der Grafschaft Burgund gehört hatte, fand er es undenkbar, daß König Franz von der Sache nicht wissen sollte; er witterte sogar hinter dem unvorsichtigen Benehmen Bourbons einen Trug. Auch Beaurain meinte, ohne die größte Eile würde alles entdeckt und vereitelt werden.

Wir wissen, daß man am französischen Hofe längst ziemlich genau von den Umtrieben des Connetable unterrichtet war und verschiedene Versuche gemacht hatte, ihn wiederzugewinnen. Schon ehe König Franz Ende Juli Paris verließ, um nach Italien aufzubrechen, drang man in ihn, er dürfe Bourbon nicht in Frankreich zurücklassen. Auf der Reise nach Lyon sprach er einem Vertrauten Bourbons ganz offen seinen Verdacht aus. Da erhielt er am 15. August fast vollständige Kenntnis von dem, was Bourbon mit Beaurain verabredet hatte. Er befand sich gerade mitten im Gebiete des Connetable, den er nun in seiner Hauptstadt Moulins selbst aufsuchte. Statt ihn, wie man riet, sofort verhaften zu lassen, trat er in eine eigentümliche Unterhandlung mit ihm. Er hielt ihm seine Verbindung mit den Feinden Frankreichs vor, welche Bourbon nicht ganz leugnen konnte, machte ihm dann aber neue Anerbietungen: er wolle ihm seinen alten Besitz sichern, mit ihm den Befehl in Italien teilen. Bourbon versprach, den König in Lyon aufzusuchen und mit ihm über die Alpen zu ziehen. Es vergingen aber vierzehn Tage, ohne daß Bourbon erschien, der sich mit Krankheit entschuldigte. Da wiederholte Mahnungen nichts fruchteten, ließ der König die Vertrauten des Connetable an seinem Hofe in der Nacht vom 5. September verhaften und

dieſen zum letztenmal nach Lyon laden, indem er ihm noch einmal für alle ſeine verbrecheriſchen Verbindungen mit dem Auslande, die er jetzt in ihrem vollen Umfange kenne, Verzeihung antrug. Ehe der Connetable dieſe Botſchaft erhielt, ſchloß er in der Nacht vom 6. auf den 7. September mit einem neuen Abgeſandten Heinrichs VIII., Sir John Ruſſell, der ihn glücklich erreichte, ein Offenſiv- und Defenſivbündnis ab, im weſentlichen dem gleich, was er vor anderthalb Monaten mit Beaurain abgeredet hatte*). Die Anerkennung Heinrichs als ſeines rechtmäßigen Herrn wurde auch hier von der Entſcheidung des Kaiſers abhängig gemacht.

Die Lage, in welcher ſich der Connetable und ſein König befanden, gewann allmählich einen höchſt ſeltſamen Charakter. Seit drei Wochen wußten ſie, wie ſie miteinander daran waren. Wie konnte der König dulden, daß Bourbon ihn ſo hinzög, wo er doch die äußerſte Eile hatte, nach Mailand zu kommen? Weshalb legte er nicht die Hand an den Vaſallen, deſſen Verrat nicht dem geringſten Zweifel mehr unterlag? Nur das Gefühl, ihm Unrecht gethan, in ſeinem Volke gefährliche Unzufriedenheit erregt zu haben, die Beſorgnis, ſie durch offenen Konflikt mit dem Connetable zu einem bedrohlichen Ausbruch zu bringen, konnte den König zu dieſer ſonſt unerklärlichen Langmut veranlaſſen. Er begnügte ſich damit, Bourbon ſo auf allen Seiten von ſeinen Truppen umſtellen zu laſſen, daß ein Entrinnen unmöglich ſchien. Weshalb aber verharrte Bourbon ſo lange in einer mit jedem Tage gefährlicheren Situation? Schwankte er doch noch, ob er den Bruch mit ſeinem Könige und ſeinem Lande vollziehen ſolle? Aber er hatte ihn ja längſt vollzogen. Von den Rüſtungen, die er in ſeinen Gebieten anordnete, konnte er nach Lage der Dinge kaum Großes erwarten. Er mußte wiſſen, daß ſich die 10000 Landsknechte bereits der Grafſchaft

*) Dieſe Artikel gedruckt State Papers 6, 174 f. Ueber das Ganze die erſchöpfende Darſtellung von Mignet 1, 410 ff.

Burgund näherten. Aber von Languedoc hörte er noch nichts. Wünschte er die Dinge hinzuziehen, bis er von Karls Einbruch in Frankreich erführe, der ja nach den Verabredungen mit Beaurain spätestens am 31. August erfolgen mußte, bis er auch mit England abgeschlossen hatte?

In der That, am Morgen nach der Verhandlung mit Russell, am 7. September, brach er nach seiner Feste Chantelle auf, in der er sich monatelang behaupten zu können meinte. Hier hatte er noch einmal eine Unterredung mit neuen Boten des Königs, die er benutzte, um durch mehrfache Täuschungen seine Flucht zu ermöglichen. Denn in Chantelle erkannte er, daß er sich weder da noch in einem seiner anderen Schlösser werde halten können. Am 8. in der ersten Morgenstunde begann die Flucht, den ersten Tag noch mit stattlicher Begleitung, den zweiten mit geringem Gefolge in dichter Vermummung. Der stolze Adel, der dem Herzoge gedient, stob auseinander; die Macht des Connetable in Frankreich verschwand mit seiner Flucht.

Während des Kaisers Hoffnungen so abermals eine bittere Enttäuschung erfuhren, hatte seine Politik in Italien wichtige Erfolge gewonnen. Wir hörten früher, wie großen Wert alle seine Vertreter in Italien auf das Bündnis mit Venedig legten, über das ja schon seit Jahr und Tag verhandelt wurde, und wie er selbst den Abschluß desselben in jeder Weise betrieb. Aber obwohl seine Gesandten in Venedig schon seit dem Januar vom päpstlichen Nuntius eifrig unterstützt wurden, obwohl der englische Gesandte Pace des Kaisers Interesse mit einer Emsigkeit förderte, welche Wolsey schwerlich billigte, kam man doch nicht aus der Stelle. Die Forderungen des Kaisers und namentlich die Ferdinands fand die Regierung der Republik unannehmbar, welche aber überhaupt noch immer mehr zu Frankreich neigte und die für sie und Italien schon zu große Macht des Kaisers noch weiter zu mehren natürliches Bedenken trug. Nun aber sanken ja seit April die Chancen Frankreichs in Rom immer tiefer;

es wurde sehr wahrscheinlich, daß Adrian dem Kaiser die Hand reichen würde. Das längst angekündigte Erscheinen der Franzosen in Italien rückte in unabsehbare Ferne. Die Berichte des Botschafters in Frankreich mochten wohl von den wachsenden Schwierigkeiten des Königs, vielleicht selbst von dem melden, womit Bourbon drohte. Auf der anderen Seite machte es einen sehr guten Eindruck, daß, als am 15. April das Kastell von Mailand kapitulierte, nicht kaiserliche, sondern herzogliche Truppen dasselbe besetzten. Endlich ließen die Gesandten des Kaisers in ihren Forderungen nach und acceptierten fast in allen Stücken die Vorschläge der Republik. So beschloß denn der Senat am 23. Juni, auf das Bündnis einzugehen, aber in so tiefem Geheimnis, daß die kaiserlichen Diplomaten noch wochenlang in peinlicher Ungewißheit blieben. Frankreich bot noch einmal alle diplomatischen Künste auf, um die Republik festzuhalten. Es war umsonst: am 29. Juli wurde der Vertrag unterzeichnet, welcher die Republik mit dem Kaiser, Heinrich VIII., Ferdinand und Sforza verband. Venedig übernahm es, dem Kaiser in acht Jahren 200 000 Dukaten zu zahlen, im Notfalle Neapel mit 15 Galeeren zu verteidigen, Mailand mit 7000 Mann. Dieselbe Hilfe verhieß der Kaiser zur Verteidigung Venedigs. Lediglich der Schutz der italienischen Gebiete gegen irgend welche Angriffe war der Zweck des Bündnisses *).

Wenn Adrian zu diesen Erfolgen der kaiserlichen Politik wesentlich mitgewirkt hatte, offenbar in der Meinung, durch die Verbindung Venedigs mit dem Kaiser den Einbruch der Franzosen in Italien zu hindern, so war er für seine Person be-

*) Rawdon Brown p. 320 ff. Bergenroth p. 548. 553 f. 560 ff. 570. de Leva 2, 173 ff. Vgl. Guicciardini 7, 128 ff., welcher den Berichten Badoers aus Frankreich erheblichen Einfluß zuschreibt. Ob mit Recht, läßt sich nicht feststellen, da von jenen Berichten sich nichts erhalten und Sanuto nur auffallend sparsame Auszüge aus ihnen aufgenommen hat.

müht geblieben, die neutrale Linie zu behaupten. Aber die Macht der Verhältniſſe ſollte ihn unwiderſtehlich weiter treiben. Als König Franz von der Verhaftung Volterra's erfuhr, ſah er darin einen Akt offener Feindſeligkeit. Als ihn dann Adrian unter Androhung von Kirchenſtrafen zu einem dreijährigen Waffenſtillſtand aufforderte, entgegnete er in einem Schreiben voll bitterſter Gereiztheit, er werde die von ſeinen Vorfahren mit teurem Blut errungenen Privilegien nicht preisgeben und ſein Volk ſie mit dem letzten Blutstropfen verteidigen. Wenn Adrian mit Exkommunikation drohe, ſo erinnere das an das Verfahren des Papſtes Bonifacius VIII. gegen Philipp den Schönen, das jenem übel bekommen. „Ihr werdet in Eurer Klugheit daran denken" *). Ganz anders redete jetzt Karl. Er blieb dabei, ſeine Bereitwilligkeit zum Frieden zu beteuern, wenn Frankreich denſelben nur möglich mache. Aber dieſes, das unaufhörlich von Frieden geſprochen, ſolange Rhodus dem Türken widerſtanden, ſinne ſeit dem Falle desſelben auf böſeſten Krieg. Ebenſo beteuerte er Margarete ſeine Friedensliebe: niemand ſolle ſagen dürfen, daß der Friede, deſſen die Chriſtenheit ſo dringend bedürfe, an ihm geſcheitert ſei. Und Seſſa ſchärfte er ein, alles aufzubieten, daß Adrian nicht auf den Argwohn komme, er wolle etwas anderes als Frieden, während er ihm zugleich ſchrieb, daß nach ſeinem neuen Vertrage mit England nicht mehr daran zu denken ſei **).

Aber trotz dieſer klugen Taktik Karls und dem verletzenden Auftreten Frankreichs blieben in Adrian die alten, nur zu begründeten Skrupel mächtig und neue traten hinzu. Er erwog, von wie ſchweren Folgen der Bruch mit Frankreich für die Kurie begleitet ſein würde. „Ich will mich nicht gegen Frankreich erklären," ſchrieb er dem ihm von den Niederlanden

---

*) Mignet 1, 356 f.

**) Karl an Adrian den 15. Juni, an Margarete den 20. Juni. Wien. Arch. Karl an Seſſa den 13. Juli. Bergenroth p. 557.

her befreundeten Vizekönig von Neapel, „weil an demſelben Tage die Gelder aus Frankreich ſtocken würden, von denen mein Hof hauptſächlich lebt, und weil ich aus guter Quelle weiß, daß der König von Frankreich die Ketzerei Luthers begünſtigen und die kirchlichen Angelegenheiten in ſeinem Reiche neu ordnen würde“ *). Er wies denen gegenüber, welche ihn zum Anſchluß an den Kaiſer drängten, immer wieder auf ſeine Mittelloſigkeit hin. Aber da der franzöſiſche Einfluß in ſeiner Umgebung mehr und mehr verſtummte, ſeine vertrauteſten Diener vom Kaiſer gewonnen waren, natürlich auch Venedig, ſobald es ſich unter ſeiner Einwirkung entſchieden hatte, in ihn drang, das Gleiche zu thun, ſo erlag er zuletzt. Am 18. Juli ſchrieb er an Lannoy, da es der Dienſt des Kaiſers erfordere, daß er perſönlich mit ihm verhandle, ſolle er ſofort nach Empfang dieſes Briefes nach Rom eilen. Eine Nachſchrift ſchärfte Lannoy noch einmal Eile ein: es handle ſich um wichtige Dinge für den Vorteil und die Ehre des Kaiſers und das Heil der Chriſtenheit **). Ueber den Gang der entſcheidenden Verhandlung mit Lannoy und Seſſa wiſſen wir nichts; der Bericht des Herzogs vom 28. Juli ſcheint verloren. Am 29. verſammelte der Papſt die Kardinäle und teilte ihnen ſeinen Entſchluß mit, ſich dem Kaiſer und den anderen Fürſten anzuſchließen. Nachdem ein Schreiben des Königs Franz an die Kardinäle verleſen war, ſtimmten dieſe ſämtlich bis auf einen dem Verteidigungsbündnis des Papſtes mit dem Kaiſer zu. Den Tag vor der Verkündigung desſelben wurde in Rom der Vertrag Venedigs mit dem Kaiſer bekannt. „Dieſe zwei Verträge,“ ſchrieb Seſſa, „haben den Stand der europäiſchen Politik vollkommen verändert.“ Der am 3. Auguſt

*) De Leva 2, 172.

**) Non procrastines oro venire ad nos. Res nam arduae sunt et quae commodum Imperatoris concernunt et eius honorem ac reipublicae Christianae salutem. Wien. Arch.

vom Papſte unterzeichnete Pakt ſchloß nicht nur König Heinrich und Ferdinand, ſondern auch den Herzog von Mailand, die Republiken Florenz, Genua, Siena und Lucca ein. Alle dieſe italieniſchen Staaten verpflichteten ſich, für das in der Lombardei zur Abwehr der Franzoſen aufzuſtellende Heer beſtimmte Summen zu zahlen, der Papſt, Mailand und Florenz monatlich je 20 000, Genua, Lucca und Siena je 10 000 Dukaten. Damit durfte der Kaiſer endlich hoffen, der peinlichen Geldnot wenigſtens in Italien überhoben zu ſein, wo dieſelbe eben noch zu den ärgerlichſten Exzeſſen führte, indem die unbeſoldeten Truppen ganz Montferrat verwüſteten *).

Dem Kaiſer genügte das Defenſivbündnis nicht; um die Franzoſen für immer von Italien auszuſchließen, ſchrieb er Seſſa, müſſe ſich der Papſt nicht nur zur Verteidigung, ſondern auch zum Angriff ihm anſchließen. Im übrigen lebte er bereits in der zuverſichtlichſten Erwartung eines entſcheidenden Triumphes: ein ſtarkes Heer marſchiere gegen Burgund, wo er viele Freunde habe und leichten Sieg hoffe; die Engländer würden demnächſt in Calais landen, Colonna von Italien her in die Provence eindringen, Genua den Angriff zur See unterſtützen. Aber an demſelben Tage, wo er ſo zuverſichtlich an Seſſa ſchrieb, mußte ihm dieſer melden, Adrian ſei bedenklich erkrankt infolge der übertriebenen Anſtrengung. Der Kampf der entgegengeſetzten Parteien habe ihn in einem Zuſtande ununterbrochener Aufregung erhalten, der ſeine längſt zarte Geſundheit zuletzt erlegen ſei.

Die nach ſo langen Mühen endlich errungene Verbindung des Papſtes mit dem Kaiſer ſollte für dieſen ſo gut wie nichts bedeuten: ein einziges Mal hat Adrian 10 000 Dukaten an die Armee geſchickt. Schon Ende Auguſt war ſein Zuſtand hoffnungslos. Am 14. September ſchloß der letzte Papſt aus

*) Seſſa an Karl den 27. Auguſt. Bergenroth p. 582 f.

germaniſchem Stamme die müden Augen. Von den hochfliegenden Hoffnungen, mit denen Karl vor zwanzig Monaten der Wahl Adrians zugejubelt hatte, war keine einzige in Erfüllung gegangen. Das innige Zuſammenwirken kaiſerlicher und päpſtlicher Autorität, von dem allein die Herſtellung der alten katholiſchen Ordnung und der Schutz der Chriſtenheit erwartet werden konnte, ſo ſelbſtverſtändlich es bei dieſen beiden Perſönlichkeiten ſchien, hatte ſich in keinem Stück erreichen laſſen. Dem jugendlichen Kaiſer waren unter dem Druck ſeiner dynaſtiſchen Intereſſen die kirchlichen und chriſtlichen Aufgaben ſo ferne gerückt, daß er zwar oft von ihnen redete, aber nichts für ſie that. Der greiſe Papſt, welcher ganz in dieſen Aufgaben lebte, ſah ſich überall ohnmächtig, ſie wirklich zu fördern. Umſonſt predigte er anderthalb Jahre lang den Frieden; umſonſt härmte er ſich um Rhodus; umſonſt ſuchte er die Kirche zu reinigen. Sie gegen die Ketzerei zu ſchützen, darauf konnte er ſeine Gedanken nur in einzelnen Augenblicken richten. Die Türkennot, die Kriegsnot, die Geldnot ließen ihm keine Zeit und keine Kraft, ſich ernſtlich und nachdrücklich gegen Luther zu wenden. Mit großer Beharrlichkeit hielt er daran feſt, das Oberhaupt der Chriſtenheit nicht in die Feindſeligkeiten ihrer einzelnen Glieder verwickeln zu laſſen; aber auch dieſe Beharrlichkeit blieb unfruchtbar und zuletzt wurde ſie vollends beſiegt. Als er dem Kaiſer die Hand reichte, verneinte er alles, was er bisher erſtrebt hatte, ſank er faſt auf die Linie Leo's X. herab. Was blieb ihm da noch? Der Tod mußte ihm als Erlöſer aus einem Daſein erſcheinen, in dem er mit allen ſeinen Beſtrebungen geſcheitert war. Der Kaiſer aber mochte ſich fragen, ob er hoffen dürfe, mit irgend einem Papſte einträchtig zuſammenzuwirken, wo er mit dieſem ihm ſo naheſtehenden Papſt nichts als Zwiſt gehabt hatte.

Clemens VII.

Der Kaiser hatte schon am 13. Juli, als er von einem Unwohlsein des Papstes gehört, dem Herzoge von Sessa geschrieben, wenn Adrian sterben sollte, was ein großes Unglück für die Christenheit sein würde, solle er alle Mittel anwenden, um die Wahl des Kardinals Medici zu erreichen. Dieselbe Weisung wiederholte er am 2. Oktober, da er von der ernsteren Erkrankung des Papstes erfuhr. Nach allem, was in den letzten Jahren geschehen war, verstand es sich für ihn von selbst, daß er in Medici den zuverlässigsten Bundesgenossen gewinnen werde, von dessen Geschicklichkeit und politischer Erfahrung er die wichtigste Unterstützung zu erwarten habe. Medici seinerseits unterließ nichts, um dieses Mal seine Wahl durchzusetzen. Wenige Tage nach Adrians Tode ließ er den Botschafter Venedigs, Marco Foscari, rufen und bat ihn um die Unterstützung der Signorie, welche dafür ganz über ihn werde verfügen können. Dieselbe Bitte richtete er an den Dogen. In derselben Weise wird er alle anderen Mittel aufgeboten haben. Aber seine Bewerbung stieß trotzdem dieses Mal auf denselben hartnäckigen Widerstand wie nach Leo's Tode. Wiederum sah man eine Menge Kardinäle miteinander ringen, die, bald der eine, bald der andere, dem Siege nahe kamen, ohne ihn doch ganz zu gewinnen. Medici galt von vornherein für den erklärten Kandidaten des Kaisers, er

hatte deshalb die französische Partei gegen sich, aber keineswegs alle Anhänger des Kaisers für sich. Namentlich Kardinal Colonna bereitete ihm lange trotz allen Bemühungen Sessa's und des Vicekönigs von Neapel die größten Schwierigkeiten. Als der Wahlkampf in voller Glut stand, erschien zu aller Ueberraschung Graf Carpi. „Die Feinde triumphierten zuerst," schreibt Sessa am 28. Oktober, „da er offener Anhänger Frankreichs ist und überdies als Gesander des Königs Franz kam. Aber seine alte Freundschaft für das Haus Medici ist stärker als sein Parteigeist. Er hat die feindliche Partei geteilt." Foscari meldet am 6. November, er höre, Carpi habe sich bei Frankreich für die Wahl Medici's bemüht. Man habe Sessa auf diese Praktiken des Grafen aufmerksam gemacht, der aber erwidert: Medici ist ein rechtschaffener Mann, von höchster Zuverlässigkeit. Mit Staunen liest man in Foscari's nächster Depesche vom 13. November: „Der Herzog von Sessa hat sich entschieden, den Papat Farnese's zu begünstigen, der ihm außer dem Versprechen, einen seiner Brüder zum Kardinal zu machen, 200000 Dukaten, ich glaube für Rechnung des Kaisers, zugesagt und diese Zahlung vollkommen sichergestellt hat; Medici ist deshalb wenig zufrieden mit Sessa." Sollten wir es für möglich halten, daß sich Sessa einen Augenblick von Farnese's goldenen Verheißungen habe irre führen lassen, in einem Augenblicke etwa, wo Farnese, ebenfalls Anhänger des Kaisers, bessere Aussichten zu haben schien als Medici? Jedenfalls hielten dieses Freunde an dem Vorwurfe fest, um darauf die Behauptung zu gründen, Medici danke seine Wahl dem Kaiser ebensowenig wie Frankreich, sondern Gott allein. Foscari bemerkt, indem er das am 20. November schreibt und noch einmal auf den Handel Farnese's mit Sessa zurückkommt: „Ich begreife, daß der Papst mit den Kaiserlichen nicht sehr zufrieden ist" *).

*) Dieses Mal läßt er Farnese nur 100000 Dukaten versprechen, 80000 für den Kaiser, 20000 für Sessa. Die Auffindung und Mitteilung

Seſſa muß von dieſer Stimmung zunächſt wohl keine Ahnung gehabt haben, denn als endlich am 18. November Medici's Sieg entſchieden war, meldete er triumphierend „dem immer ſiegreichen Caesar", ſeine Macht ſei jetzt, da der neue Papſt ganz ſeine Kreatur, ſo groß, daß er Steine in gehorſame Söhne verwandeln könne. Aber Seſſa war jung und gab ſich leicht Illuſionen hin. Der erfahrenere Mendoça ſchrieb dem Kaiſer ſchon den nächſten Tag, wenn er den neuen Papſt, welcher ſich Clemens VII. nannte, zum Freunde haben wolle, müſſe er ſeine Diener gewinnen, vor allen den jungen talentvollen Giberti, welchen der Papſt ſehr liebe, auf deſſen Meinung er in allen Stücken großen Wert lege und dem er das wichtige Amt des Datars übertragen habe. Dieſer Giberti beklage ſich aber, daß der Kaiſer nicht erfüllt, was er ihm verſprochen; das müſſe ſofort geſchehen. Noch bedeutſamer war, was Mendoça hinzufügt: Graf Carpi ſei ein Teufel; er wiſſe alles und miſche ſich in alles; obwohl Geſandter Frankreichs, habe er doch zu Medici's Wahl beigetragen. Der Kaiſer müſſe ihn gewinnen oder vernichten.

Seſſa befand ſich in einem groben Irrtum, wenn er meinte, über den neuen Papſt verfügen zu können. Ohne Zweifel hatte Medici ſchon während des Wahlkampfs, mit Hilfe des unergründlich ſchlauen Carpi, ſeine Poſition ſo vorbereitet, daß er von vornherein nichts weniger ſei als eine Kreatur des Kaiſers. Nach ſeiner Wahl ſäumte er nicht, dieſe Stellung zu befeſtigen. Schon am 22. November hatte er eine vertrauliche Unterredung mit Foscari, in welcher er den Wunſch ausſprach, mit Venedig ein intimes Einvernehmen anzuknüpfen, das aber in das tiefſte Geheimnis gehüllt werden müſſe, ſo daß außer dem Dogen nur vier oder fünf der angeſehenſten Senatoren

---

dieſer merkwürdigen, beſonders weiterhin ſehr wichtigen Berichte Foscari's an den Rat der Zehn verdanke ich Herrn Dr. Moritz Broſch in Venedig. Sie befinden ſich im dortigen Archiv der Frari.

davon erführen. Foscari glaubte die Absicht des Papstes nach verschiedenen Unterredungen mit Vertrauten desselben, besonders mit seinem Vetter Rucellai, so bezeichnen zu können: der Papst wünsche, daß die (seit September wieder in das Mailändische eingedrungenen) Franzosen Italien verließen, sowohl mit Rücksicht auf Parma und Piacenza, als auch, um leichter einen Waffenstillstand herbeiführen und unbeschränkter über Italien verfügen zu können. Er habe deshalb die Absicht, sich mit Venedig und dem Herzoge von Mailand zu verbinden, sodann die Schweiz von Frankreich zu trennen und sie ebenfalls mit Italien zu verbinden. Durch diese Operationen hoffe er den Franzosen jede Hoffnung auf Italien zu benehmen, ebenso aber auch den Plänen des Kaisers entgegenzuarbeiten, damit er in Wahrheit Papst sei und nicht wie Adrian Knecht. Er wolle deshalb jedoch nichts weiter gegen den Kaiser unternehmen, vielmehr die Freundschaft mit ihm bewahren. An Krieg denke er nicht, sondern an Herbeiführung der Waffenruhe, zumal die Kurie nicht nur von Geld entblößt, sondern noch von Leo her mit Schulden belastet sei. Da er von den Kaiserlichen auf der einen, von Graf Carpi zu Gunsten Frankreichs auf der anderen Seite bestürmt werde, wünsche er wohl, Venedigs Absichten kennen zu lernen, ehe er sich erkläre*).

Clemens wünschte seinen Weg mit äußerster Vorsicht zu gehen. Als er Foscari das nächste Mal sprach, schärfte er ihm von neuem die Notwendigkeit des strengsten Geheimnisses ein und fügte hinzu: wir müssen große Rücksicht auf die kaiserliche Majestät nehmen. Da der Gesandte bemerkte, Venedig sei durch das Bündnis mit dem Kaiser gebunden, es könne mit niemand ohne des Kaisers Teilnahme anknüpfen, erwiderte der Papst, er wisse das sehr gut, sowohl er als Venedig müsse sich jedes demonstrativen Vorgehens enthalten. „Es genügt für jetzt," fügte er hinzu, „daß die Signorie diese unsere

*) Foscari an den Rat der Zehn den 23. November.

Absichten kennt, welche nur darauf gerichtet sind, daß Italien nicht der Sklave eines anderen werde, sondern sich in seiner Freiheit behaupte, daß wir uns darüber verständigen, uns gegen jedermann frei zu erhalten und niemand anzugreifen*).

Also die Unabhängigkeit des Papsttums, die Freiheit Italiens, die Selbständigkeit gegen den Kaiser wie gegen Frankreich, das war das hohe Ziel, welches sich dieser Medici vorgesteckt hatte, derselbe Mann, welcher als Vizekanzler Leo's wesentlich dazu beigetragen hatte, die Kurie aufs engste mit dem Kaiser zu verbinden, welcher für den Kaiser ins Feld gezogen, seit Leo's Tode bei jeder Gelegenheit für das kaiserliche Interesse eingetreten, dessen Wiedererscheinen in Rom das Zeichen einer vollständigen Aenderung der Politik Adrians zu des Kaisers Gunsten gewesen war, der endlich hauptsächlich dazu mitgewirkt hatte, daß Adrian nach langem Sträuben jenes Bündnis mit dem Kaiser abschloß, in welches er selbst für Florenz eintrat. Sessa durfte es nach alledem wohl für selbstverständlich halten, daß Clemens den Pakt Adrians ratifiziere, vielmehr das Defensiv- in ein Offensivbündnis verwandle. Als er aber dem Neugewählten mit diesem Ansinnen kam, erwiderte Clemens, er wolle allerdings den ausgemachten Beitrag für die kaiserliche Armee zahlen, auch Venedig mahnen, seiner Verpflichtung nachzukommen, damit die Anschläge Frankreichs vereitelt würden; da er aber eben erst gewählt sei, finde er es nicht schicklich, sich gegen irgend einen christlichen Fürsten zu erklären. Außerdem sei im Konklave beschlossen worden, ohne Zustimmung der Kardinäle dürfe der neue Papst weder Krieg noch Frieden machen. Bei der drohenden Stellung des Türken sei die erste Pflicht des Papstes, den allgemeinen Frieden in der Christenheit herzustellen; er bitte den Kaiser als erstgeborenen Sohn der Kirche, ihn darin zu unterstützen. Was auch Sessa und der Protonotar Carracciolo sagen mochten, es

*) Foscari an die Zehn den 27. November.

war umsonst. Clemens blieb dabei, er wolle die innigste Freundschaft mit dem Kaiser erhalten, aber offen dem Bündnis gegen Frankreich beitreten könne er nicht; seine Pflicht gebiete ihm, eine allgemeine Waffenruhe unter den christlichen Fürsten zu erstreben*).

Als der Kaiser den Ausgang der Wahl erfuhr, schrieb er beglückt, ein besserer Papst hätte nicht können gewählt werden. Da der Eintritt in das Bündnis bei Clemens natürlich auf keine Schwierigkeiten stoßen werde, so solle Sessa sofort den Papst nicht nur zur Verteidigung, sondern zum Angriff gegen Frankreich gewinnen. Er glaubte an diese Aussicht die kühnsten Pläne knüpfen zu dürfen, in demselben Augenblicke, wo die großartigen Kombinationen vom Sommer auf eine für den Kaiser höchst demütigende Weise gescheitert waren.

Man erinnert sich, was Beaurain im Juli mit Bourbon verabredet hatte: die kaiserliche Armee sollte am 26., spätestens am 31. August in Frankreich einbrechen, womöglich in der Richtung auf Narbonne, während die englische Armee in der Normandie lande, 10000 Landsknechte gegen Burgund vordringen; unmittelbar nach dem Einfall dieser drei Heere von Süden, Westen und Osten sollte sich Bourbon im Innern erheben. Dieser furchtbare Plan erfuhr, wie wir sahen, eine erste empfindliche Störung dadurch, daß Bourbon die von ihm übernommene Aufgabe nicht lösen konnte, daß er, statt seinem Könige als gefährlicher Feind entgegenzutreten, als einsamer Flüchtling verschwinden mußte. Aber die drei anderen Stöße würden nichtsdestoweniger Kraft genug behalten haben, Frankreich in der Wurzel seiner Macht zu treffen, wenn sie wenigstens der Verabredung gemäß erfolgt wären, zumal König Franz mit charakteristischem Eigensinn trotz der schweren Bedrohung seines Reiches die Hauptmacht desselben unter Ab-

*) Carracciolo an Karl, Rom den 30. November. Bergenroth p. 595 f.

miral Bonnivet nach Italien geschickt hatte. Infolgedessen standen die französischen Grenzen einem kräftigen Angriff überall offen. So gelang es denn auch den vereinigten Engländern und Niederländern, obwohl ihre Bewegungen von vornherein durch allerlei Mängel der Vorbereitung gehemmt wurden, tief in Frankreich einzudringen, da das Land so gut wie wehrlos vor ihnen lag. Ende Oktober standen ihre Vortruppen vor Compiègne und Senlis. Paris wurde eine Beute des Schreckens. Was hätte geschehen müssen, wenn gleichzeitig der Angriff von Süden und Osten in derselben Weise erfolgt wäre?

Wir wissen nicht genau, was die Ursache war, daß der Kaiser selbst an seinem Teil gegen die von ihm selbst herbeigeführte, doch am meisten in seinem Interesse getroffene Abrede in der auffälligsten Weise verstieß. Statt am 26., spätestens am 31. August mit seinem Heere in Frankreich einzudringen, lag er bis Ende August ruhig in Valladolid. Dann machte er sich allerdings nach Norden auf den Weg, weilte aber wieder bis zum 15. September in Burgos. Erst am 20. September traf er in Logroño am Ebro ein. Inzwischen hatte er Bourbon am 21. August nach Empfang von Beaurains Bericht über den mit dem Connetable geschlossenen Pakt geschrieben, sein Heer werde, nachdem es etwa den 15. September in Frankreich eingerückt, direkt auf Toulouse marschieren; früher sei es nicht möglich. Er bat Bourbon, seine Sache zu beeilen, denn an ihm und an England werde es nicht fehlen, ebensowenig an seiner lombardischen Armee, der er befehle, in die Provence einzudringen. So war damals aus dem „spätestens am 31. August" bereits „etwa der 15. September" geworden. Aber am 2. Oktober schrieb er Sessa aus Logroño, er hoffe am 12. in Frankreich einzudringen. Der Kampf war allerdings damals schon begonnen. Der Connetable von Castilien hatte einen Handstreich gegen Bayonne unternommen, welcher aber daran scheiterte, daß die Schiffe durch widrige Winde gehindert wurden, in demselben Augenblicke heranzukommen, wo der

Ueberfall von der Landseite erfolgen sollte. Aber zum ernstlichen Angriffe auf Frankreich war auch damals noch lange nicht alles bereit. Am 15. November schreibt der Kaiser an Bourbon: „Es ist nicht möglich gewesen, meine Armee früher in Frankreich einmarschieren zu lassen als jetzt." Sie liege bei St. Jean Pied de Port und werde geradeswegs auf Sauveterre in Béarne vordringen und diesen Platz erstürmen. Aber wenige Tage vorher hatten die englischen Gesandten aus Pampelona geschrieben, wann die kaiserliche Armee zum Angriff fertig sein werde, wisse Gott. Die sämtliche Artillerie liege noch in Pampelona. Eben damals fielen solche Schneemassen in den Pyrenäen, daß der Connetable mit seinen Truppen einige Zeit geradezu eingeschneit war. Die Umgebung des Kaisers hatte sehr recht, als sie jetzt von weiteren Operationen abzustehen riet, zumal das Heer noch immer eine keineswegs imposante Stärke besaß. Aber der Kaiser bestand auf dem Angriffe. Mit ungeheueren Anstrengungen setzten sich die Truppen in Bewegung, nahmen das kleine Mauleon, dann St. Palais, um endlich vor Sauveterre zu erscheinen. Auch das erlag ihrem Angriffe rasch. Das Land war offenbar so gut wie ohne Verteidigung. Vor drei Monaten würden die Kaiserlichen hier ebensoleicht ins Herz des feindlichen Gebiets eingedrungen sein wie die Engländer im Norden. Aber im Dezember hatten diese verspäteten Anstrengungen weder Sinn noch Aussicht. Auf Toulouse vorzudringen gestattete weder die Witterung noch der Zustand des von den unnützen Strapazen furchtbar mitgenommenen Heeres. Ein vom Connetable berufener Kriegsrat erklärte sich einstimmig für den Rückmarsch. Darin mußte sich nun auch der Kaiser finden. Anfang Januar 1524 wurde das feindliche Gebiet bis auf wenige Punkte geräumt, und der Marsch auf Toulouse verwandelte sich in einen erneuten Angriff auf Fuenterrabia*).

*) Karl an Bourbon den 21. August und 15. November. Karl an Beaurain den 1. Dezember. Wien. Arch. Karl an Sessa den 2. Oktober.

Während so der Kaiser den großen Plan, soweit es sich um den von ihm übernommenen Part handelte, völlig unausgeführt ließ, ging es mit dem Angriffe der Landsknechte im Osten nicht viel besser. Die Grafen Felix von Werdenberg und Wilhelm von Fürstenberg hatten allerdings im September einen ganz ansehnlichen Haufen in die Grafschaft Burgund geführt und dort auf die Erhebung Bourbons gewartet. Nun aber sah sich ja dieser, wie wir wissen, am 8. September genötigt, die Flucht zu ergreifen. Nach dem Vertrage mit dem Kaiser mußte dieser damals schon in Südfrankreich eingedrungen sein. Bourbon schlug also diese Richtung um so mehr ein, da ihm der Weg nach dem Norden dicht versperrt war. Nachdem er aber einige Wochen unter großen Gefahren durch das Land geirrt und zuletzt ziemlich weit gen Süden gekommen war, ohne von der kaiserlichen Armee das Geringste zu hören, sah er sich durch die Wachsamkeit der Königlichen zur Umkehr genötigt. So wandte er sich dann wieder gegen Norden. Mehr als einmal schien er seinen Feinden nicht entrinnen zu können. Aber am 9. Oktober traf er glücklich in Besançon ein und eilte nun zu den Landsknechten. Nach wenigen Tagen traf er in Lure, einige Meilen westlich von Belfort, mit Herrn von Bissy, einem Abgesandten des Kaisers zusammen, welcher ihm Briefe desselben übergab. Bourbon war noch immer voll der besten Hoffnung, oder stellte sich wenigstens so. Bissy komme gerade recht, sagte er, um mit ihm nach Frankreich zurückzukehren. Den anderen Tag werde er die Landsknechte nach der Champagne aufbrechen lassen. In kurzer Zeit werde er selbst 5000 schwere Reiter und 12 bis 14000 Mann zu Fuß in Frankreich gesammelt haben, welche schon auf ihn warteten. Er wolle dann geradeswegs auf Paris marschieren, das nur 35 Meilen entfernt sei. Das Unternehmen werde mit Hilfe

---

Bergenroth p. 588. Sampson und Jerningham an Heinrich VIII. den 12. November. Brewer p. 1469. Petr. Martyr, Epp. 784. sqq.

der Engländer und Niederländer, mit denen er jenes Heer wie die Landsknechte in der Champagne vereinigen werde, leicht gelingen, da die Stadt von allen Verteidigern entblößt sei, und wer Paris habe, der habe Frankreich. Er zähle viel mehr Freunde in Frankreich, als König Franz denke u. s. w. Bissy war von diesen herrlichen Aussichten nicht wenig entzückt. Er glaube, schrieb er dem Kaiser, nie einen klügeren Fürsten gesehen zu haben als Bourbon*).

Aber die Sache kam sehr anders. Durch die lange Irrfahrt Bourbons hatte König Franz Zeit gewonnen, wenigstens etwas für die Verteidigung seiner östlichen Provinzen zu thun. Als die Landsknechte (wie Bourbon Herrn von Bussy sagte, nur 5—6000 Mann) in die Nähe Chaumonts gekommen waren, machten ihnen die Franzosen so große Schwierigkeiten, daß der Marsch stockte. Das große Heer, von dem Bourbon geprahlt hatte, daß es ihn in Frankreich erwarte, kam natürlich auch nicht zum Vorschein. Nicht selten hatten die Landsknechte über ausbleibenden Sold zu klagen. Die Stimmung wurde übler und übler. Zuletzt meuterten sie und zerstreuten sich, was auch Bourbon that, um sie festzuhalten. Ende Oktober war das Heer, welches er nach Paris hatte führen wollen, verschwunden. Ihm selbst blieb nichts übrig, als sich nach Deutschland zu retten**).

Wir hörten, wie der Kaiser Bourbon am 21. August meldete, an ihm und an England werde es nicht fehlen, ebensowenig an seiner lombardischen Armee, welche in die Provence einbrechen solle. Davon konnte nun aber gar keine Rede sein, da die kaiserliche Armee in Italien, wie wir bald sehen werden, die größte Mühe hatte, sich der Franzosen zu erwehren. Da

---

*) Mignet 1, 431 f. Bissy an Karl den 13. Oktober. Wien. Arch.

**) Mémoires de Du Bellay (Petitot) 17, 431 f. Bourbon und Bissy an Karl den 31. Oktober. Wien. Arch. Man hatte den Grafen von Fürstenberg in Verdacht, er habe sich von den Franzosen bestechen lassen.

sollte wenigstens zur See ein Schlag gegen Marseille geführt werden. In Genua lag wirklich Ende August ein stattliches, den Franzosen weit überlegenes Geschwader bereit. Es wartete nur auf die Ankunft von Moncada, welcher den Oberbefehl übernehmen sollte. Aber dieser war in Murcia erkrankt. Vermutlich sammelten sich dann die von Malaga erwarteten Galeeren in Cartagena ebenso langsam wie das Landheer in Pampelona. Genug, statt Ende August, erschien Moncada den 11. November an der italienischen Küste und landete gar erst den 2. Dezember in Genua. Aber wie in den Pyrenäen sollte nun auch hier trotz allem der um drei Monate verspätete Angriff ausgeführt werden. Am 16. Dezember lief Moncada mit siebzehn Galeeren gegen Marseille aus. Am 3. Januar kehrte er, ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, zurück*).

Da in dieser Weise Karl gegen Frankreich weder von den Pyrenäen, noch von Burgund, noch von Genua her irgend etwas ausrichtete, mußte natürlich auch der anfangs so glückliche Vorstoß des englisch-niederländischen Heeres unfruchtbar bleiben. Ohne die gehoffte Unterstützung Bourbons und der Landsknechte konnte der Angriff auf Paris nicht unternommen werden, dessen Bewohner König Franz im letzten Augenblicke durch Entsendung tapferer Führer zu mutiger Verteidigung ermunterte. Man dachte trotzdem in Frankreich zu überwintern. Jetzt aber waren die Geldmittel Margaretens vollständig erschöpft; sie wußte den Sold für die Niederländer nicht mehr aufzubringen. Dazu kam die böse Witterung eines ungewöhnlich strengen Winters. So wurde im November der Rückzug angetreten.

Dieser Verlauf des Feldzugs mußte auf die Beziehungen des Kaisers zu England einen übeln Einfluß üben. König Heinrich konnte der Wahrheit gemäß sagen, daß er an seinem

*) Korrespondenz Moncada's, Soria's und anderer mit Karl in der Coleccion de docum. inéd. 24. 314 ff.

Teile den Verabredungen vom 2. Juli in vollem Maße nachgekommen ſei, daß er, obwohl er ein ſtarkes Heer gegen Albany nach Schottland ſenden mußte, doch pünktlich mit ſtattlicher Macht in Frankreich erſchienen ſei, die Mängel der niederländiſchen Leiſtungen durch reichliche Geldſendungen ausgeglichen, dem Kaiſer zu Gefallen auf ſeinen Lieblingsplan einer Belagerung Boulogne's verzichtet, ſein Heer, wie der Kaiſer gewünſcht, in das Herz Frankreichs habe vordringen laſſen. Was hatte dagegen der Kaiſer gethan? Nur in einem einzigen Stücke, was das niederländiſche Hilfskorps anging, war er ſeiner Verpflichtung ſo ziemlich nachgekommen. Der Führer desſelben, der ebenſo energiſche wie kluge Graf Büren, hatte den engliſchen Feldherrn, den Herzog von Suffolk, mit vollem Nachdrucke unterſtützt. Daß aber zuletzt das verbündete Heer umkehren mußte, gab England lediglich Margareten ſchuld, über welche man ohne Unterlaß zu klagen hatte. Die Zahlung des Soldes an Bourbons Landsknechte und die Aufbringung der dieſem ſelbſt zugeſagten Summen gab fortwährend zu ärgerlichen Verhandlungen am flandriſchen Hofe Anlaß. Nun kamen die verdrießlichen Nachrichten aus Burgund, dann die faſt noch ärgerlicheren aus Spanien. Die Berichte der engliſchen Geſandten am kaiſerlichen Hofe waren von der übelſten Laune diktiert. Nachdem ſie Wolſey in einem Briefe vom 12. November den traurigen Stand der Kriegsvorbereitungen geſchildert, faßten ſie ihre Meinung dahin zuſammen, ſie glaubten nicht, daß der Kaiſer in der Lage ſei, ſich ſelbſt oder ſeinen Freunden zu helfen; er werde beide betrügen, bis er Frieden habe, um ſeine eigenen Lande in Ordnung zu bringen. Am 24. November lautete ihre Schilderung noch trauriger: alles ſehne ſich nach Frieden; der Kaiſer werde nie wirklich die Erweiterung des engliſchen Beſitzes wünſchen; er werde keinen einzigen Soldaten auch nur einen einzigen Tag länger unterhalten, als es ſein eigenes Intereſſe fordere; Gattinara, der alles leite, ſei ein wahrhaft italieniſches Ingenium, denke nur

an den eigenen, nie an den Vorteil seiner Freunde; niemand in Spanien wolle von Eroberungen für England hören. Unter diesen Umständen müßten sie nichts so sehr für England wünschen, als ehrenvollen Frieden*).

Wenn so England in der That mit der kaiserlichen Freundschaft eine sehr üble Erfahrung gemacht hatte, so kam für Wolsey noch ein besonderer Grund zur Mißstimmung hinzu. Als er Adrians Tod erfuhr, wachte das alte Verlangen nach der höchsten Würde der Kirche mit voller Lebendigkeit in ihm auf. Er erließ sofort an seine Vertreter in Rom und beim Kaiser die geeigneten Weisungen. Aber wie hätte Karl jetzt die Wahl Wolsey's wünschen können? Da in Rom alles in dem Rufe: Kein Ausländer! einig war, hätte er Wolsey ohne Gefahr empfehlen dürfen. Aber der Befehl an Sessa, alles für Medici zu thun, war ja längst ergangen. Dieser nahm deshalb die Bitten der Engländer sehr kühl auf. Sie hielten, schrieb er dem Kaiser, die Wahl Wolsey's fast für sicher, als ob Gott jeden Tag ein Wunder thäte. Karl seinerseits schrieb, sobald er Adrians Tod erfuhr, zu Gunsten Wolsey's an Sessa, befahl aber, den Brief in Barcelona festzuhalten. Erst Mitte Dezember, als er Medici's Wahl kannte, ließ er den Brief von Barcelona abgehen, welchen dann Sessa den Engländern als einen unzweideutigen Beweis von des Kaisers Freundschaft für Wolsey präsentieren konnte. Es traf sich für Karl sehr bequem, daß ein Schreiben Wolsey's vom 4. Oktober, worin er den Kaiser an die Erfüllung seines Versprechens mahnte, den englischen Gesandten erst am 23. November zukam. Sie eilten sofort an den Hof. Der Kaiser erwiderte ihrem Bericht zufolge, er habe den besten Willen, Wolsey zu Diensten zu sein, habe aber seit Adrians Tode keine Post nach Italien expediert, da er der Thatsache nicht ganz sicher gewesen. Obwohl er glaube, es werde wenig helfen, wolle er doch,

*) Brewer p. 1468 und 1481.

um seinen guten Willen zu beweisen, an die Kardinäle schreiben*).

Ich weiß nicht, ob Karl meinte, Wolsey in dieser Weise über sein wahres Verhalten täuschen zu können; jedenfalls gelang es ihm durchaus nicht. Wolsey sah sich zum zweitenmal in seiner höchsten Hoffnung betrogen, und wenn er auch kaum glauben konnte, das sei lediglich durch des Kaisers Schuld geschehen, immerhin durfte er sich sagen, der Kaiser habe ihm zweimal nicht Wort gehalten. Auch in einer anderen Hinsicht hatte er sich über ihn zu beklagen: die ihm zugesicherte Pension blieb in ärgerlicher Weise rückständig. Von der Zahlung der England verheißenen Entschädigung war vollends keine Rede. Schon am 4. Dezember, ehe er von seinem abermaligen Scheitern in Rom und von dem kläglichen Ausgange des kaiserlichen Feldzuges an den Pyrenäen wußte, richtete er an Sampson und Jerningham ein Schreiben, welches den Rückzug der englischen Armee aus Frankreich ausschließlich der finanziellen Ohnmacht Margaretens und der Meuterei der Landsknechte schuld gab und gegen Karl und Bourbon den Verdacht äußerte, sie neigten zu einer Aussöhnung mit Frankreich. König Heinrich sei über den ganzen Verlauf der Dinge höchst unzufrieden. Es konnte nicht anders sein, als daß alle diese Erfahrungen der letzten Monate auf Wolsey einen Eindruck machten, welcher ihm das kaiserliche Bündnis mehr und mehr in zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ.

---

*) Wolsey an Clerk den 4. Oktober. Brewer p. 1416 f. Sessa an Karl den 28. Oktober. Karl an Sessa den 14. Dezember. Bergenroth p. 590. 597. Sampson und Jerningham an Wolsey den 24. November. Brewer p. 1481. Daß Karl sich so gleichgültig geäußert habe, wie die Engländer hier schreiben, ist nicht glaublich. Sein eigener Bericht an seinen Gesandten in England vom 27. November (Bradford p. 88) lautet sehr anders. Danach will er alles nur Mögliche für Wolsey gethan, für ihn an Sessa und die Kardinäle geschrieben haben; De Praet soll die Kopien dieser (in Barcelona festgehaltenen) Briefe Heinrich und Wolsey vorlegen.

Sie würden ebenso auf die Politik des Papstes einen starken Druck ausgeübt haben, wenn Rom nicht zunächst unter dem Einflusse des italienischen Krieges gestanden hätte, welcher doch eine erheblich andere Wendung nahm als die Kämpfe in Frankreich.

König Franz hatte, wie gesagt, trotz den ernsten Gefahren, welche sein Land von allen Seiten bedrohten, im August eine starke Armee unter Admiral Bonnivet über die Alpen entsandt. Der Kaiser, welcher ein solches Wagnis für unmöglich gehalten, hatte nichts gethan, um seine italienische Armee aktionsfähig zu machen. Sie war an Zahl stark reduziert, fortwährend vom drückendsten Geldmangel heimgesucht, überdies ihr Führer Colonna seit Monaten leidend. Da Pescara sich mit dem Italiener nicht vertragen konnte, blieb er dem Heere fern, was auf die Stimmung der spanischen Soldaten übel wirkte. Kurz, Colonna sah sich, als Bonnivet mit fast 30 000 Mann gegen den Tessin heranzog, außer stande, dem Feinde die Spitze zu bieten, dem er nur 12 000 Mann entgegenstellen konnte. Er räumte deshalb alles Land westlich vom Tessin ohne weiteres und stellte sich auf dem linken Ufer desselben auf, um den Franzosen den Uebergang zu wehren. Da aber eine ungewöhnliche Dürre an verschiedenen Stellen des sonst tiefen Stromes gangbare Furten geschaffen hatte, konnte er auch diese Absicht nicht durchführen, sondern mußte sich auf Mailand zurückziehen. Aber die Befestigungswerke dieser Stadt waren seit den letzten um sie geführten Kämpfen in Verfall geraten; die kleine Armee hatte durch den Rückzug empfindlich an Stärke und Mut eingebüßt; so glaubte Colonna unter so mißlichen Umständen Mailand nicht verteidigen zu können. Er war schon darauf gefaßt, auch das beherrschende Zentrum des Landes räumen zu müssen, als der Marsch des Feindes in demselben Augenblicke ins Stocken geriet, wo er rasch vordringend eines vollständigen Sieges gewiß gewesen wäre. Diese unverhoffte Pause benützte Colonna, von dem

raſtloſen Morone abermals aufs wirkſamſte unterſtützt, um den wichtigen Platz in Verteidigungszuſtand zu ſetzen, die Bevölkerung unter die Waffen zu rufen, Maſſen von Vorräten zu ſammeln. Als dann Bonnivet, welcher am 14. September über den Teſſin gegangen war, vor Mailand erſchien, konnte von einem raſchen Angriff auf dasſelbe keine Rede mehr ſein. Er mußte ſein Glück mit einer Einſchließung verſuchen. Er hoffte, die Kaiſerlichen, der päpſtlichen Unterſtützung beraubt, von Venedig ſo gut wie preisgegeben, von ihren anderen italieniſchen Verbündeten verlaſſen, würden außer ſtande ſein, die Soldaten zu bezahlen und dann die Meuterei der Truppen zuſammen mit dem Hunger der Bevölkerung die Kapitulation erzwingen. Aber die Mailänder bewieſen bei der großen Not, in welche ſie wirklich eine Weile gerieten, bewundernswürdige Energie, und die Soldaten, ſtatt demoraliſiert zu werden, in zahlreichen Ausfällen ungebrochenen Mut. Da nun das franzöſiſche Heer unter dem ungewöhnlich ſtrengen Winter litt, welcher die lombardiſche Ebene mit Schnee bedeckte, der Markgraf von Mantua aus Pavia vorbrach und die Teſſinlinie bedrohte, jetzt auch die Venezianer ſich wieder für den Kaiſer regten, ſo zog Bonnivet am 27. November von Mailand ab *).

Damit war ja nun freilich noch keine definitive Entſcheidung gewonnen, aber die klugen Italiener, welche die Chancen eines Kriegs vortrefflich zu berechnen verſtanden, ſahen doch in dieſem Rückzuge der mit ſo großer Uebermacht vorgedrungenen Franzoſen ein ziemlich ſicheres Zeichen des ſchließlichen Ausgangs. Die Wirkung zeigte ſich ſofort in Rom ſowohl als in Venedig. Als Medici gewählt wurde, konnte noch niemand wiſſen, wie die Dinge vor Mailand gehen würden. Daher die für ſeinen Charakter überraſchend kühne Initiative gegenüber dem venezianiſchen Botſchafter. Noch gegen Ende November hörte dieſer von einem Freunde Giberti's, der Papſt werde

*) Du Bellay 17, 428 ff. De Leva 2, 204 ff. Mignet 1, 453 ff.

nichts dawider haben, wenn die Franzoſen Mailand eroberten, vorausgeſetzt, daß ſie Parma und Piacenza der Kirche ließen. Nun aber kam die Nachricht, daß die Franzoſen von Mailand abgezogen. Sofort klang die Sprache des Papſtes etwas anders. „Wir hoffen," ſagte Clemens am 2. Dezember zu Foscari, „daß die Franzoſen Italien verlaſſen," er betonte jetzt ſeine Abſicht, die Freundſchaft des Kaiſers zu erhalten. Immerhin hielt er an dem früher entwickelten Plane feſt, mit Mailand, Venedig und Florenz verbunden, ſeine volle Unabhängigkeit ebenſo gegen den Kaiſer wie gegen Frankreich zu behaupten. Er werde, ſagte er, mit den Franzoſen ſo handeln, daß ſie, obwohl er ſie früher gekränkt, ihm die Hand böten, wenn der Kaiſer Neuerungen in Italien beabſichtigte. Ebenſo zähle er auf die Schweizer, bei denen er mit tauſend Dukaten mehr ausrichten könne als Frankreich mit der zehnfachen Summe. Nun ſei allerdings zu erwägen, ob ſich der Kaiſer nicht unter Umſtänden mit Frankreich verſtändige. Er habe wohl daran gedacht, glaube aber nicht, daß man Grund habe, das zu fürchten; denn, wenn man den Kaiſer nicht kränke, ihm keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gebe, ſo werde er die Freundſchaft Italiens der Frankreichs vorziehen*).

Einige Tage ſpäter hatte ſich der Wind noch mehr zu Gunſten des Kaiſers gedreht. Der Papſt wolle nicht, meldete Foscari am 7. Dezember, daß die Franzoſen Fortſchritte in Italien machten, werde das jedoch nicht verraten. Er hoffe die Kaiſerlichen zu befriedigen, ohne doch den Franzoſen feindlich entgegen zu treten. Am 17. ſchreibt Foscari gar, Graf Carpi habe ſich umſonſt beim Papſte für Frankreich bemüht**);

*) Foscari an die Zehn den 1. und 3. Dezember.

**) Wie ſich Clemens damals wirklich zu Frankreich ſtellte, wiſſen wir nicht. Aus dem von Balan, Monumenta saeculi XVI. historiam illustrantia 1, 267 gedruckten Dankſchreiben des Königs Franz an den Papſt vom 2. Januar 1524 läßt ſich nur entnehmen, daß Carpi von Clemens

raſtloſen Morone abermals aufs wirkſamſte unterſtützt, um den wichtigen Platz in Verteidigungszuſtand zu ſetzen, die Bevölkerung unter die Waffen zu rufen, Maſſen von Vorräten zu ſammeln. Als dann Bonnivet, welcher am 14. September über den Teſſin gegangen war, vor Mailand erſchien, konnte von einem raſchen Angriff auf dasſelbe keine Rede mehr ſein. Er mußte ſein Glück mit einer Einſchließung verſuchen. Er hoffte, die Kaiſerlichen, der päpſtlichen Unterſtützung beraubt, von Venedig ſo gut wie preisgegeben, von ihren anderen italieniſchen Verbündeten verlaſſen, würden außer ſtande ſein, die Soldaten zu bezahlen und dann die Meuterei der Truppen zuſammen mit dem Hunger der Bevölkerung die Kapitulation erzwingen. Aber die Mailänder bewieſen bei der großen Not, in welche ſie wirklich eine Weile gerieten, bewundernswürdige Energie, und die Soldaten, ſtatt demoraliſiert zu werden, in zahlreichen Ausfällen ungebrochenen Mut. Da nun das franzöſiſche Heer unter dem ungewöhnlich ſtrengen Winter litt, welcher die lombardiſche Ebene mit Schnee bedeckte, der Markgraf von Mantua aus Pavia vorbrach und die Teſſinlinie bedrohte, jetzt auch die Venezianer ſich wieder für den Kaiſer regten, ſo zog Bonnivet am 27. November von Mailand ab*).

Damit war ja nun freilich noch keine definitive Entſcheidung gewonnen, aber die klugen Italiener, welche die Chancen eines Kriegs vortrefflich zu berechnen verſtanden, ſahen doch in dieſem Rückzuge der mit ſo großer Uebermacht vorgedrungenen Franzoſen ein ziemlich ſicheres Zeichen des ſchließlichen Ausgangs. Die Wirkung zeigte ſich ſofort in Rom ſowohl als in Venedig. Als Medici gewählt wurde, konnte noch niemand wiſſen, wie die Dinge vor Mailand gehen würden. Daher die für ſeinen Charakter überraſchend kühne Initiative gegenüber dem venezianiſchen Botſchafter. Noch gegen Ende November hörte dieſer von einem Freunde Giberti's, der Papſt werde

*) Du Bellay 17, 423 ff. De Leva 2, 204 ff. Mignet 1, 458 ff.

Kaiser und Reich.

Clemens konnte seinen politischen Plänen nicht ungestört nachgehen. Gleich im Beginn seines Papats trat ihm die große deutsche Sorge entgegen. Da er als Leo's Vicekanzler während des Wormser Reichstags die Korrespondenz mit Aleander geführt hatte, war er natürlich mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands wohl vertraut. Wie bedenklich die Dinge dort für die Kurie standen, konnte ihm nicht verborgen sein, und so setzte er bereits Mitte Dezember eine Kommission von drei Kardinälen ein, um zu beraten, was gegen Luther zu thun sei. Schon war ja das Gift der Ketzerei in die für die politischen Anschläge des Papstes so wichtige Schweiz eingedrungen; sogar in Italien selbst meinte er ihr begegnen zu müssen *). Jene Kommission beschloß die Entsendung eines Legaten zu dem abermals nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage; und damit ja keine Zeit verloren werde, sollte demselben ein päpstlicher Kämmerer vorauseilen, um die zu-

*) Foscari schreibt am 21. Dezember den Zehn, der Papst habe ihn gebeten, die Signorie möge doch nicht dulden, daß ein Augustinermönch in Venedig predige, der von Luthers Geist angesteckt scheine, sie möge auch die Bücher Luthers verbrennen lassen. Vgl. die angebliche Aeußerung Campeggi's bei Förstemann, Neues Urkundenbuch 1, 168, wonach der Papst das Eindringen der Ketzerei in Venedig mehr fürchten sollte als die Bewegung in Deutschland.

derſelbe ſehe ſeine Sicherheit in der Verbindung mit dem Kaiſer, in der ja auch Venedig ſtehe. Dieſes hatte inzwiſchen die weit entgegen kommenden Eröffnungen des Papſtes mit vorſichtiger Reſerve erwidert. Nun ſollte man wohl meinen, die Kunde von dem, was inzwiſchen in Frankreich geſchehen, von dem Rückzuge der engliſch-niederländiſchen Armee, von der Auflöſung der Truppen Bourbons, von der Unthätigkeit des Kaiſers hätte die hochfliegenden Projekte des Papſtes beleben müſſen. Das Gegenteil ſchien der Fall zu ſein. Als Foscari am 27. Dezember wieder Audienz beim Papſte hatte, ſchwieg derſelbe vollſtändig von den früher ſo lebhaft erörterten Plänen. Foscari bot ihm wiederholt Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Zu ſeinem Erſtaunen fand er den Papſt völlig ſchweigſam. „Hat derſelbe etwa," ſchreibt er, „ſeine Sachen ſo mit dem Kaiſer geordnet, daß er das Einvernehmen mit uns nicht mehr ſo nötig zu haben meint?" *).

---

irgend eine für Frankreich wertvolle Erklärung erlangt hatte; über den Inhalt derſelben erfahren wir nichts.

*) Foscari an die Zehn den 7., 19. und 27. Dezember.

Kaiser und Reich.

Clemens konnte seinen politischen Plänen nicht ungestört nachgehen. Gleich im Beginn seines Papats trat ihm die große deutsche Sorge entgegen. Da er als Leo's Vicekanzler während des Wormser Reichstags die Korrespondenz mit Aleander geführt hatte, war er natürlich mit den kirchlichen Verhältnissen Deutschlands wohl vertraut. Wie bedenklich die Dinge dort für die Kurie standen, konnte ihm nicht verborgen sein, und so setzte er bereits Mitte Dezember eine Kommission von drei Kardinälen ein, um zu beraten, was gegen Luther zu thun sei. Schon war ja das Gift der Ketzerei in die für die politischen Anschläge des Papstes so wichtige Schweiz eingedrungen; sogar in Italien selbst meinte er ihr begegnen zu müssen *). Jene Kommission beschloß die Entsendung eines Legaten zu dem abermals nach Nürnberg ausgeschriebenen Reichstage; und damit ja keine Zeit verloren werde, sollte demselben ein päpstlicher Kämmerer vorauseilen, um die zu-

*) Foscari schreibt am 21. Dezember den Zehn, der Papst habe ihn gebeten, die Signorie möge doch nicht dulden, daß ein Augustinermönch in Venedig predige, der von Luthers Geist angesteckt scheine, sie möge auch die Bücher Luthers verbrennen lassen. Vgl. die angebliche Aeußerung Campeggi's bei Förstemann, Neues Urkundenbuch 1, 168, wonach der Papst das Eindringen der Ketzerei in Venedig mehr fürchten sollte als die Bewegung in Deutschland.

verläſſigſten Fürſten und Prälaten zu beſonderer Thätigkeit anzuſpornen *).

Ehe wir aber dieſer neuen Verhandlung über Luther unſere Aufmerkſamkeit zuwenden, müſſen wir uns vergegenwärtigen, wie überhaupt die deutſchen Zuſtände ſich im Laufe des Jahres 1523 geſtaltet hatten.

Der zweite Nürnberger Reichstag war, wie man ſich erinnert, hauptſächlich ausgeſchrieben worden, um über die Reformpläne des Regiments, beſonders über die Aufrichtung eines Reichszolls, die Erhebung eines gemeinen Pfennigs, die Beſteuerung der Geiſtlichkeit und eine wirkſame Exekutionsordnung definitive Beſchlüſſe zu faſſen, zu welchen ſich der erſte Reichstag wegen des geringen Beſuchs nicht kompetent gefühlt hatte. Um ſich im Voraus der kaiſerlichen Zuſtimmung zu verſichern, hatte das Regiment am 16. April 1522 einen ausführlichen Bericht über die beabſichtigten Reformen an den Kaiſer gerichtet. Derſelbe traf in den Niederlanden ein, als Karl bereits ganz von den Vorbereitungen für ſeine Reiſe nach England und Spanien in Anſpruch genommen war. Er übertrug deshalb wohl die Prüfung der Sache ſeinen „hochdeutſchen Räten", konnte aber nicht mehr dazu kommen, ſie zu erledigen. Das Regiment erinnerte im Juli, Auguſt und September wiederholt an ſeine Eingabe; alle dieſe Schreiben kamen dem Kaiſer aber erſt am 13. Oktober in Valladolid zu. Anfang November erging dann endlich eine ausführliche Antwort. In betreff des Reichszolls wünſchte er zu wiſſen, auf welche Waren derſelbe gelegt werden ſolle und in welcher Höhe, und an welchen Orten man Zollſtellen einzurichten gedenke; erſt dann könne er ſich entſcheiden. Was die Annaten angehe und die Beſteuerung der Geiſtlichkeit,

*) Siehe die Briefe Clemens' vom 24. Dezember an Ferdinand, die Kurfürſten von Brandenburg, Trier und andere. Balan, Monum. reform. Lutheranae p. 312 ff. Unter demſelben Datum erging ein anders gefaßtes Schreiben an alle in Nürnberg verſammelten Stände. Förſtemann 1, 141.

ſo ſeien ihm dieſe Artikel nicht zuwider, wenn die Zuſtimmung des Papſtes erlangt werden könne; er habe deshalb an denſelben ein Schreiben gerichtet, das er beilege. Die Stände hatten auch Vorſchläge über die großen Handelsgeſellſchaften gemacht, unter deren monopoliſtiſcher Ausbeutung Deutſchland damals ſeufzte: der Kaiſer erklärte ſehr vage, Stände ſollten darin thun „was recht iſt". Daß die Juden zu den Reichsausgaben herangezogen würden, wie Stände gewünſcht, fand er nicht zuläſſig, da ſie der kaiſerlichen Kammer gehörten, empfahl dagegen „Gott dem Allmächtigen und dem chriſtlichen Glauben zu Lob und Ehre gemeine Judenſchaft aus dem heil. Reich und deutſcher Nation zu verjagen". Auf die Bitte der Stände, er möge mit Rückſicht auf die Türkengefahr mit Frankreich Frieden oder wenigſtens einen Anſtand machen, erwiderte er mit denſelben Argumenten, welche wir aus ſeiner Korreſpondenz mit Adrian zur Genüge kennen. Ueber die vorgeſchlagene Exekutionsordnung äußerte er ſich nicht im Einzelnen, ſondern forderte das Regiment nur auf, mit aller Energie Friede, Recht und Ordnung zu handhaben. Auf die Wünſche der Stände in betreff des Regiments erklärte er ſich in einem beſonderen Schreiben damit einverſtanden, daß dasſelbe bereits mit zehn Mitgliedern beſchlußfähig ſei, bewilligte auch einige andere Erleichterungen in der Geſchäftsordnung. Sein lebhaftes Bedauern ſprach er darüber aus, daß die Anſchläge zur Unterhaltung des Regiments ſeinen Befehlen zuwider für ſeine Erblande noch nicht bezahlt worden ſeien; er ſchreibe darüber an ſeine Tante, daß es ſofort geſchehe*).

Am 26. Dezember trafen dieſe kaiſerlichen Schreiben, welche für einige der wichtigſten Reformen nicht gerade ermutigend

---

*) Die beiden Schreiben an das Regiment in den Frankfurter R.T.A. Bd. 38. fol. 55 ff. Beim ausführlichen Schreiben fehlt das Tagesdatum, das kürzere iſt vom 1. November, der Brief Karls an Adrian (fol. 64 ff.) vom 31. Oktober.

lauteten, in Nürnberg ein. Planitz meinte: die päpstliche Einwilligung zur Besteuerung der Geistlichkeit und Verwendung der Annaten werde natürlich nie erfolgen; gegen den Reichszoll sei wohl der Kaiser aus Rücksicht auf seine Erblande. Trotzdem machten sich die Stände, sobald sie die Verhandlungen über Luther beendet, daran in betreff des Zolls und der Handelsgesellschaften genau präcisierte Vorschläge zu machen. Bereits unter dem 8. Februar 1523 erließen sie dazu ein Begleitschreiben an den Kaiser, welches ihm namentlich die Genehmigung des Zolls dringend ans Herz legt. Wenn für Regiment und Kammergericht nicht anders als bisher gesorgt würde, so müßten diese wesentlichen Organe des Reichs zu Michaelis *) eingehen, woraus Empörung und alle möglichen Mißstände erfolgen würden. Von den Zollgefällen solle aber nicht nur Regiment und Kammergericht unterhalten, sondern auch die Exekution und andere Bedürfnisse des Reichs bestritten werden. Es sei deshalb von der höchsten Wichtigkeit, daß der Zoll sobald als möglich ins Leben trete. Damit an ihnen deshalb kein Mangel sei, hätten Stände einen neuen Reichstag auf St. Margareten (13. Juli) beschlossen; damit aber des Kaisers Genehmigung bis dahin erfolgt sein könne, sendeten sie ihm ihre Vorschläge mit eilender Post zu **).

Die Stände hatten in ihrem Entwurfe die Einwendungen der Städte gegen den Zoll eingehend widerlegt. Es sei ein Irrtum, war da ausgeführt, wenn die Städte meinten, die Kaufleute allein würden den Zoll tragen müssen; vielmehr würden ihn alle diejenigen zahlen, welche zollbare Güter verbrauchten, auch alle mit Deutschland verkehrenden Fremden.

---

*) Bis dahin hatten Stände die Erhebung der bisherigen Anschläge verlängert.

**) Das Schreiben der Stände an den Kaiser Frankfurter R.T.A. Bd. 38. fol. 186 f., der Entwurf der Zollordnung ebendaselbst fol. 191 ff., der über die Monopole und Handelsgesellschaften fol. 241 ff.

Daß ein Zoll von vier Prozent, wie er vorgeschlagen war, den Handel nicht schädigen werde, sei gewiß, denn niemand werde deshalb auf eine ihm nötige Ware verzichten, weil sie 26 statt bisher 25 Gulden koste. In anderen Nationen würden viel höhere Zölle erhoben, ohne daß der Verkehr dadurch gemindert worden. Im Gegenteil habe er sich gehoben, weil die Zolleinkünfte die Möglichkeit geboten, für die Sicherheit der Straßen zu sorgen. An nichts habe der Handel ein größeres Interesse, als daran, daß die ununterbrochene Unordnung im Reiche beseitigt, eine wirksame Exekution hergestellt, die Sicherheit des Verkehrs geschaffen werde. Das werde durch die Zolleinnahmen möglich werden. Um die Städte durch einen ganz bestimmten Vorteil zu gewinnen, war ein Artikel aufgenommen worden, wonach diejenigen Kaufleute, denen das Geleit gebrochen werde, zur Hälfte aus den Reichszöllen, zur anderen Hälfte durch die Geleitgeber entschädigt werden sollten. Endlich war, um sonstige Besorgnisse zu beseitigen, die Zusicherung gegeben, die Zolleinkünfte sollten nur für die angegebenen Zwecke verwendet werden. Sollten Regiment und Kammergericht aufhören, so würde auch der Zoll aufhören; auf jeden Fall solle er nur für zehn Jahre bewilligt werden, nach deren Ablauf dann eine neue Bewilligung nötig sein werde. Um auch für den Kaiser mit der Bewilligung des Zolls einen direkten Gewinn zu verbinden, hatten die Stände dem Pfalzgrafen Friedrich eine beträchtliche Gehaltserhöhung bewilligt, aber nur für den Fall, daß der Reichszoll in Gang käme.

Die Opposition der Städte konnte durch alle Gründe und Zusicherungen nicht überwunden werden. Vielmehr war ihre Verbitterung durch die fruchtlosen Bemühungen, den widrigen Beschluß der Stände über ihr Stimmrecht rückgängig zu machen*) und ihre Beschwerden über die unbilligen Anschläge

*) Die schließliche Antwort des Reichstags auf die Beschwerde der Städte erklärte kategorisch, die Städte hätten nie wie Fürsten und andere

u. a. zur Geltung zu bringen, auf den höchsten Punkt gestiegen: sie weigerten sich entschieden, dem Reichstagsabschied zuzustimmen. Aber das schien ihnen nicht zu genügen. Da die Stände wegen des Zolls und anderer Sachen „mit großer Eil" an den Kaiser schrieben, fanden sie es nötig, denselben auch ihrerseits anzurufen und zu bitten, daß er in nichts willige, bis sie ihm anderweitig ihre Anliegen vorgetragen. Sie beschlossen dafür eine besondere Botschaft nach Spanien zu entsenden. Das Nähere darüber sollte auf einem Städtetage ausgemacht werden, der auf den 22. März nach Speier zu berufen sei, wo dann auch zu beraten, wie sich Städte „durch einen ziemlichen, freundlichen und einigen Verstand" gegen die bedrohlichen Unruhen und Empörungen im Reiche schützen möchten. Schon in diesem Abschiede vom 6. Februar erklärten die Städte, sie fänden sich durch das Regiment in so mancherlei Weise beschwert, daß sie nicht wüßten, „ob ihnen das Regiment in dieser Gestalt nützlich und ersprießlich sein möge oder nicht" *).

In Speier einigte man sich leicht über die Absendung einer Botschaft an den Kaiser, zu welcher Straßburg und Metz für die rheinische, Augsburg und Nürnberg für die schwäbische Bank je einen Vertreter stellen und der überdies ein erfahrener, geschickter Doktor beigegeben werden sollte. In dem Abschiede vom 2. April finden wir namentlich das Stimmrecht der Städte

---

Stände eine Stimme auf den Reichstagen gehabt; keiner aus den Städten werde sich erinnern können, „das sie ein stimm im reichsrat gehapt haben." Wenn hie und da Städte in die Ausschüsse genommen worden, so sei das nicht wegen ihres Stimmrechts geschehen, „sondern aus gnedigem und gunstigem willen und mermals aus mangel anderer personen". Man wolle es bei dem alten Herkommen bleiben lassen, wonach die Städte die Eröffnung der Beschlüsse der anderen Stände erwartet und denen zugestimmt hätten.

*) Dieser gedruckte Abschied in der Sammlung „Stett Abschied" des Frankfurter Stadtarchivs.

und den Zoll eingehend erörtert. Ueber das Regiment drückte man sich hier noch schärfer aus als in Nürnberg: dasselbe habe sich fast in allem den Städten feindselig und ungerecht bewiesen; da nun auch Kurfürsten und Fürsten mit demselben unzufrieden seien, werde man den Kaiser leicht von seiner Untauglichkeit überzeugen können. Wenn man ein tüchtiges Kammergericht habe, brauche man kein Regiment. Solle es aber doch sein, so könne jeder Stand seinen Abgeordneten zu demselben aus eigenen Mitteln unterhalten *).

Obwohl die Gesandten der Städte schon am 3. Juni in Lyon zusammentrafen, erreichten sie Valladolid doch erst am 6. August. Der Kaiser empfing sie zwei Tage darauf in feierlicher Audienz. Der gelehrte Redner der Städte, der bekannte Dr. Scheuerlein aus Nürnberg, überreichte ihre Vollmacht mit einer Rede, deren Weitläuftigkeit ebenso geschmacklos wie ihre Unterthänigkeit maßlos war **). Gattinara erwiderte in des Kaisers Auftrag. Derselbe werde alsbald geeignete Personen bezeichnen, um der Städte Aufträge entgegenzunehmen und ihm darüber zu berichten. Diese Männer waren der bekannte Herr de la Roche ***), der bereits seit fast zwanzig Jahren als Sekretär in kaiserlichen Diensten erprobte Jehan Hannart,

---

*) Der ebenfalls gedruckte Abschied vom 2. April in der genannten Frankfurter Sammlung; zum Teil gibt ihn Klüpfel, Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes 2, 244 ff. Vgl. übrigens Kluckhohn, Zur Geschichte der Handelsgesellschaften und Monopole im Zeitalter der Reformation (Historische Aufsätze dem Andenken von G. Waitz gewidmet S. 691 ff.).

**) Sie liegt freilich nur in sehr unbeholfener deutscher Uebersetzung vor; wenn aber Gattinara in seiner Erwiderung sie eine diffusa et amplissima oratio nannte, so sieht man wohl, welchen Eindruck sie auch im lateinischen Gewande machte. Man findet alles auf diese Städtebotschaft Bezügliche in einem ausführlichen amtlichen Bericht in der Frankfurter Sammlung fol. 63 ff. und fast gleichlautend in den Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 37 ff.

***) Nur ihn kann ich in dem erkennen, welchen der Bericht bald Herrn v. Rosicha, bald Herrn v. Rolle nennt.

der uns bekannte Max. von Zevenbergen und der Probst von Waldkirch. Am 11. begannen mit denselben die Verhandlungen. Die Städteboten übergaben ihre Wünsche in sechs Artikel gefaßt, lateinisch und deutsch. Am ausführlichsten war auch hier „Stimm und Session" der Städte auf dem Reichstage und der Zoll behandelt. Die Städte insinuierten, der Kaiser und sein Bruder Ferdinand würden für ihre Lande den Zoll schwerlich dulden. Aber, sagten sie, die ganze Belästigung sei unnötig. „Denn, wo ein Römischer König im heil. Reich gemacht würde, dazu die ehrbaren Städte Ew. Majestät Bruder am liebsten erleiden möchten", so würde das Regiment überflüssig und Friede und Recht viel besser erhalten werden, „und würden alle Stände, zuvorab unsere Freunde von Städten geneigt sein, einem Römischen Könige, wo Ew. Kaiserl. Majestät nicht im Reich wäre, zu Erhaltung Friedens und Rechtens nach allem ihrem Vermögen zu helfen." Der Probst von Waldkirch teilte darauf mit, obwohl Regiment und Stände zweimal an den Kaiser geschickt und ihn dringend um seine Antwort gebeten, habe er sie doch bis zur Ankunft der Städteboten verschoben. Sie würden ihm die Wünsche derselben vortragen.

Zwei Tage danach fand die erste eigentliche Verhandlung statt. Die kaiserlichen Räte führten zunächst eine ziemlich abweisende Sprache. In betreff des Stimmrechts, hieß es, prätendierten die Städte etwas, „so vor alters nie gewesen wäre". Zu Erhaltung von Fried und Recht wie zur Abwehr des Türken müsse durchaus Geld aufgebracht werden. Die Städte sollten sich deshalb den Zoll wenigstens „eine kleine Zeit" gefallen lassen, etwa in der Höhe von zwei Procent. Der Kaiser könne sich den Städten zuliebe die andern Stände nicht „aufladen". Allerdings seien ja die von den Städten vorgebrachten Beschwerden zahlreich und begründet. Günstiger schon ließen sich die Räte bei der nächsten Zusammenkunft vernehmen. Der Zoll, erklärten sie, sei offenbar der Hauptartikel; wie aber könne der Kaiser zu Gunsten der Städte gegen alle anderen Stände ent-

ſcheiden? Städte möchten ſich darüber äußern, was der Kaiſer von ihnen zu erwarten habe, wenn er die Reichsregierung in ſeine Hand nehme, Regiment und Zoll beſeitige. Darüber ſich zu erklären, hatten nun die Boten keine Vollmacht. Sie baten deshalb um Bedenkzeit. Den anderen Morgen eröffneten ſie dem Probſt, welcher jetzt die Verhandlungen allein weiter geführt zu haben ſcheint, ſie ſeien zu beſtimmten Anerbietungen nicht ermächtigt, wenn aber Majeſtät den Städten in allen ihren Artikeln gnädig willfühe und ihnen darüber einen unzweideutigen Abſchied gäbe, ſo würden ſich die Städte unzweifelhaft ſo dankbar und unterthänig erweiſen, daß der Kaiſer daran ſein gnädiges Gefallen habe. Das erkannte der Probſt als ein ehrbares Anerbieten an. Nachdem er es dem Kaiſer mitgeteilt, ließ er ſich weiter aus. Der Kaiſer, ſagte er, ſei an ſich der Aufrichtung des Zolls „als eines häſſigen Dings“ ebenſowenig geneigt, als der Erhaltung des Regiments. Vor anderen Ständen ſetze er ſein vornehmſtes Vertrauen auf die Städte. Ihnen zuliebe habe er ja auch die Antwort auf das dringende Werben der anderen Stände mehr als zwei Monate hinausgeſchoben. Nun aber ſeien die Städte mit einer Vollmacht erſchienen, welche eigentlich nicht ſo genannt werden könne. Der Kaiſer ſei mit vielen ſchweren Kriegen beladen. Wenn er nun gegen die einmütigen Beſchlüſſe der übrigen Stände für die Städte entſcheide, ſo lade er den Unwillen jener auf ſich. Es ſei deshalb billig, daß die Städte dagegen für den Kaiſer mehr thäten als die anderen Stände; die Botſchaft könne darin wohl über ihre Vollmacht hinausgehen. Man finde in den Regiſtern, daß die Städte einſt beim Regierungsantritt Friedrichs III. und Maximilians Erhebliches gethan, dieſem jungen Kaiſer hätten ſie aber bis jetzt noch nichts verehrt: ob ſie ihn weniger achteten als ſeine Vorfahren, daß ſie ihm in ſeinen Nöten keine Hilfe leiſten wollten?

Obgleich die Boten darauf nicht mehr thun konnten, als ihre frühere, doch recht vage Zuſicherung wiederholen, ſieht man

doch den Kaiser den städtischen Wünschen immer mehr zuneigen. Der Abschied, welchen am 19. August Karl persönlich durch den Probst bei verschlossenen Thüren geben ließ, klang allerdings noch ziemlich unverbindlich. Nachdem aber dieses vom Kaiser unterzeichnete Schriftstück verlesen worden war, ließ er „vertraulich und in geheim" zu erkennen geben, „sein Gemüt und Meinung sei keineswegs den beabsichtigten Zoll zu bewilligen"; er wolle vielmehr die Regierung in seine Hand nehmen, einen tapfern Statthalter und ein stattliches Kammergericht verordnen, damit Friede und Recht im heil. Reich erhalten werde. Was die Monopole der großen Handelsgesellschaften angehe, für welche sich die Botschaft gegen den Auftrag des Speierer Städtetages bemühte*), so werde er befehlen, daß nichts ohne seine Zustimmung geschehe; sein Gemüt sei keineswegs, den Handel zu schmälern. Nun sei er aber „mit schweren Kriegsläufen hart beladen". Hätten die Städte, welche doch lange genug beraten, ihren Boten genügende Vollmacht erteilt, so würde man jetzt zu einem definitiven Abschluß haben gelangen können. So müsse es der Kaiser seinem an den nächsten Reichstag abzusendenden Bevollmächtigten übertragen. Wenn ihm die Städte eine „tapfere Hilfe und Steuer" bewilligten, so würden sie bei ihm „allenthalben gnädigen Bescheid, auch endliche Abschaffung des Zolls finden".

Hierauf kam der Probst mit einer sehr heiklen Sache vor. Der Papst, sagte er, habe sich durch ein Breve (er hielt es in der Hand) beim Kaiser höchlich über Nürnberg, Augsburg und Straßburg beklagt, daß sie vor anderen der „verdammten, verworfenen" lutherischen Lehre zu Verachtung päpstlicher Heiligkeit und kaiserlicher Gebote anhingen, ketzerische Prediger duldeten, Luthers Schriften drucken und verkaufen ließen, statt sie zu verbrennen. Der Kaiser erwarte bestimmt, daß sie in Zukunft hierin seinen und des Papstes Befehlen gebührenden Gehorsam

*) Siehe Kluckhohn a. a. O.

erwiesen. Das war ja nun, wenigstens was Nürnberg und Straßburg anging, ein durchaus der Wahrheit entsprechender Vorwurf. Dazu hatten die Städte insgesamt auf dem letzten Speierer Tage beschlossen, keine Stadt solle sich hinfort auf einem Städte- oder Reichstage, wenn es irgend umgangen werden könne, durch eine geistliche Person vertreten lassen. Nach dem allen war es in der That ein starkes Stück, daß sich die Boten über einen solchen Vorwurf, der nur von ihren Mißgönnern ausgehen könne, höchlich verwundert zeigten, da die drei Städte bisher stets der christlichen Kirche angehangen, nach kaiserlichem Befehl den Druck und Verkauf lutherischer Schriften verboten, höchstens den Verkauf anderswo gedruckter Bücher nicht immer hätten hindern können. Die Städte wären es nicht, „so den Luther enthielten, ihm anhingen oder verteidigten". Sie baten, daß sich der Kaiser wegen so ganz grundloser Anschuldigungen nicht zu Ungnaden bewegen lasse. Bei ihrer Rückkehr würden sie das päpstliche Breve und den kaiserlichen Befehl ihren Freunden treulich anzeigen, die sich darin so gehorsam erweisen würden, daß sie immer mehr einen gnädigen Kaiser gewönnen.

Die Boten suchten in den nächsten Tagen in vertraulichen Unterredungen mit dem Probst noch bindendere Zusicherungen zu erlangen, daß der Kaiser gegen die Zahlung einer bestimmten Summe sich verpflichte, die Wünsche der Städte zu erfüllen; aber schließlich fand der Probst, welcher zuerst selbst diese Idee angeregt, es doch unpassend, daß sich der Kaiser in solcher Weise binde. Die Boten konnten nicht mehr erreichen, als daß ihnen die vertraulichen Zusicherungen vom 19. jetzt auch schriftlich übergeben wurden. „So die Frei- und Reichsstädte", hieß es darin, „J. Maj. ziemlich Hilfe und Steuer thun, werden sie bei J. Maj. und deren Botschafter gnäd. und ehrbare Antwort und endliche Abschaffung des Zolls finden". Desgleichen werde der Kaiser bei Ständen und Regiment verfügen, daß sie in Sachen der Monopole und Handelsgesellschaften nichts ohne seine Zu-

ſtimmung ausgehen ließen; er aber werde nichts „dem Rechten Ungemäßes" dulden, denn ſein Gemüt ſei nicht den Handel zu ſchmälern. Vom Regiment war jedoch in dieſem Schriftſtück nicht die Rede.

Daß auf dieſen Gang der Verhandlungen, welcher den Städten wenigſtens in Bezug auf Zoll und Monopole die kaiſerliche Unterſtützung ihrer Wünſche ziemlich beſtimmt in Ausſicht ſtellte, die „Verehrungen" einen nennenswerten Einfluß geübt hätten, welche die vier Räte erhielten *), kann ich kaum glauben. Es handelte ſich da doch um zu große Intereſſen der kaiſerlichen Politik. Karl ſelbſt ſchrieb ſeiner Tante am 18. Auguſt, wegen des neuen Zolls, den man in Deutſchland aufrichten wolle „zur großen Beſchwerde meiner Unterthanen", und wegen anderer wichtiger Sachen ſende er Hannart nach Deutſchland. Unter dieſen Unterthanen verſtand er ohne Zweifel hauptſächlich die Niederländer, welchen er ein dringendes Intereſſe hatte, nicht neuen Grund zu Beſchwerden zu bieten. Noch viel wichtiger aber war für ihn, die großen Bankiers von Augsburg in guter Stimmung zu erhalten, von deren Vorſchüſſen und Darlehen ja gewiſſermaßen ſeine Exiſtenz abhing. Man kann nicht wohl zweifeln, daß die Fugger, Welſer u. a. längſt bei ihm gegen die wirtſchaftlichen Reformpläne des Regiments und Reichstags gearbeitet haben werden, welche namentlich, inſofern dieſelben auf Beſeitigung der Monopole gerichtet waren, eine der weſentlichſten Quellen ihres Reichtums zu verſtopfen drohten. Ueberhaupt aber gebot die Lage des Kaiſers, wenn irgend möglich die geldreichen Städte an ſich zu ziehen, von denen allein er eine wirkſame Unterſtützung ſeiner Politik hoffen durfte. Wenn wir uns an das erinnern, was Zevenbergen vor vier Jahren über die finanzielle Bedeutung der deutſchen Städte für den Kaiſer und auf der anderen Seite über die Gefahr ge-

*) De la Roche, Waldkirch und Zevenbergen erhielten je 200, Hannart ſpäter in Nürnberg 500 Gulden. Kluckhohn S. 697.

ſchrieben hatte, die oberdeutſchen Städte an die Schweiz verloren gehen zu ſehen (1, 312), ſo dürfen wir wohl annehmen, daß dieſer bedeutende Kopf jetzt in jeder Weiſe dafür thätig war, die Städte für die kaiſerliche Politik zu gewinnen, zumal von einem kaiſerlichen Agenten in Deutſchland die Nachricht eingegangen war, Straßburg ſei wirklich in geheime Verhandlungen mit der Schweiz eingetreten*).

In hohem Grade überraſchen muß uns dagegen, wie ſich der kaiſerliche Hof jetzt über das Regiment äußerte. Wir wiſſen ja, welchen hohen Wert der Kaiſer früher immer auf die Erhaltung desſelben gelegt hatte: was war geſchehen, daß er jetzt ſo unumwunden von ſeiner Abſicht reden ließ, das Regiment zu beſeitigen? War etwa Ferdinand auf ſeine Pläne vom November 1522 zurückgekommen? In ſeinen mir bekannt gewordenen Briefen an Karl findet ſich nichts derartiges. Aber ſeine Stellung zum Regiment und die ganze Lage desſelben hatte allerdings eine weſentliche Aenderung erlitten.

Die Städte ſprachen nur die Wahrheit, wenn ſie Anfang April in Speier erklärten, auch die Fürſten ſeien mit dem Regiment unzufrieden. Wenigſtens einige der mächtigſten, die Gegner Sickingens, waren frühzeitig mit dem Regiment darüber in Konflikt geraten, daß ſie von demſelben unbedingte Unterſtützung gegen den aufrühreriſchen Ritter forderten, das Regiment aber das eigenmächtige Vorgehen der drei nicht einfach billigen konnte, vielmehr eine vermittelnde Stellung ein-

*) Michiel Gillis an Karl, Konſtanz den 8. Auguſt: Sire, Je croy vous avoir adverty, comment du temps que lon disait que les Contes Palatins vouloient faire la guerre a ceulx de Strasbourg, pour ce quilz avaient favorise a Francisque de Sickingen, ceulx de Strasbourg estoient entre en practiques avec les Suisses bien avant etque a continue jusques a oyres. Er empfahl dringend, der Kaiſer möge einen freundlichen Brief an Straßburg ſchreiben. Wien. Arch. Planitz hatte ſchon am 24. Februar die Beſorgnis geäußert, daß ſich einige Reichsſtädte zu den Schweizern ſchlügen.

nahm, ein neues Auflodern der Kriegsflamme durch friedliche Verhandlungen zu hindern suchte*). Da die Fürsten davon nichts hören wollten, ihren Kriegszug gegen Sickingen fortsetzten, als wenn eine Reichsregierung nicht existierte, und mit diesem ihrem eigenwilligen Vorgehen überraschend schnell den einst so gefürchteten Ritter zu Falle brachten, erlitt natürlich die Autorität des Regiments einen schweren Stoß.

Nun aber geschah bald ein weiteres. Das Regiment hatte längst mit dem Schwäbischen Bunde, welcher für Oberdeutschland so ziemlich die Macht einer obersten Behörde in Anspruch nahm, allerlei Händel bekommen, welche einen ernsten Charakter gewannen, seit der Bund Miene machte, gegen verschiedene Mitglieder des fränkischen Adels einzuschreiten. Jene Schweinfurter Versammlung dieses Adels hatte sich bei dem Regiment ganz besonders darüber beschwert, daß der Bund Richter in eigener Sache sein, auch diejenigen seinem Gericht unterwerfen wolle, welche ihm nicht angehörten. Die Eingabe der Ritter erklärte, sie würden einzig und allein Regiment und Kammergericht als Richter anerkennen. Das Regiment hatte dann natürlich auch da dem Bunde gegenüber ebenso, wie gegenüber den drei Fürsten den Anspruch erhoben, alle solche Streitigkeiten gehörten vor sein und des Kammergerichts Forum. Der Bund aber hatte diese Forderung in verletzender Weise zurückgewiesen und schließlich, von den ihm angehörenden Gegnern Sickingens aufgerufen, trotz aller Abmahnungen des Regiments einen Kriegszug gegen seine fränkischen Feinde beschlossen, der dann wirklich im Juni und Juli zur Ausführung kam. Die Städte, vor allen Nürnberg, leisteten dem Bunde dabei den wirksamsten Beistand, wie denn überhaupt die Opposition der Städte und des Bundes um diese Zeit mehrfach Hand in Hand ging. Wie zum Hohn auf die Ohnmacht des Regiments hielt das Heer des Schwäbischen Bundes, nachdem es zwanzig Schlösser

*) Siehe das Nähere bei Ulmann S. 344 ff.

ohne den geringsten Widerstand niedergebrannt, am 17. Juli seinen triumphierenden Einzug in Nürnberg*).

So standen also seit dem Frühling 1523 dem Regiment nicht nur Pfalz, Trier und Hessen, sondern auch der mächtige Schwäbische Bund, und in ihm aus besonderem Anlaß die Herzoge von Bayern, in erklärter Feindschaft gegenüber. Auf wen konnte es seinerseits rechnen? Das Kammergericht hatte sich schließlich genötigt gesehen, seinen Fiskal gegen diejenigen Stände, welche gar zu sehr mit ihren Zahlungen rückständig geblieben waren, einschreiten zu lassen; aber das brachte nur neue Mißstimmung und wenig Geld. Wenn man gegen alle prozedieren wollte, schrieb Planitz, welche in Zahlung der Anschläge ungehorsam seien, so werde man viele Kurfürsten und Fürsten in die Acht thun müssen, daß vielleicht der Aechter mehr sein würden, als der anderen. „Steht wahrlich überall nicht wohl, ist der Ungehorsam und Verachtung fast groß." Die Geldnot stieg so hoch, daß man den Kaiser um Hilfe anrief, obwohl man doch wußte, wie es mit seinen Finanzen bestellt war. Von den Städten konnte man jetzt natürlich keine Vorschüsse mehr erwarten. Aber zu der Geldnot kam ein anderes. Die Fürsten, welche man immer nur schwer und nie vollzählig hatte bestimmen können, ihren Sitz im Regiment einzunehmen, blieben jetzt so gut wie ganz aus: im Mai war von ihnen nur der Kurfürst von Mainz durch den Hochmeister von Preußen vertreten. Aber auch die Sitze der Grafen und Aebte sah man leer. Anfang Juli erschien Herzog Georg, sein „Vierteljahr zu ersitzen", erklärte aber sogleich, da die Kurfürsten und Fürsten, welche nach der Regimentsordnung hätten kommen müssen, nicht erschienen wären, so wolle er allein nicht im Regiment sitzen. Trotz aller Vorstellungen reiste

*) Klüpfel 2, 235 ff. Baader, Verhandlungen über Thomas von Absberg. Es war übel für das Regiment, daß der Strafzug hauptsächlich diesen berüchtigten Raubritter traf.

er nach wenigen Tagen wieder ab. Schlimmer war, daß Pfalzgraf Friedrich, welchen Ferdinand bis dahin mit großer Mühe festgehalten hatte, gleichzeitig seinen Entschluß kundgab, zurückzutreten. Am 10. Juli reiste er ab. Jetzt war gar kein Fürst mehr im Regiment, das unthätig in seiner unmittelbaren Nachbarschaft den Schwäbischen Bund mußte wirtschaften lassen, überall nur Spott und Hohn fand. „Und glaub in Wahrheit," schrieb Planitz, „daß es im Reich in viel hundert Jahren nie wunderlicher gestanden denn jetzt" *).

Eben damals erreichte der Hader des Regiments mit der Pfalz, Trier und Hessen einen gefährlichen Grad. Am 9. Juni hatte das Regiment in einem Streit Frovins von Hutten, eines der eifrigsten Anhänger Sickingens, mit dem Landgrafen von Hessen entschieden. Jene drei Fürsten erklärten nicht nur das Urteil für nichtig, wider Recht und Ordnung, appellierten dagegen an den Kaiser, sondern kündigten dem Regiment in starken Ausdrücken jeden Gehorsam auf. Jetzt wandte sich das Regiment an den seit Mitte Februar von Nürnberg abwesenden Ferdinand: wenn man so offene Rebellion so hochstehender Fürsten dulden müsse, so gerieten dadurch nicht allein die Personen des Regiments, sondern auch Kaiserliche Majestät, alle Kurfürsten, Fürsten und andere Stände des heiligen Reiches in Verachtung, alle gute Ordnung, Friede und Recht in Zerrüttung; denn wenn man den Fürsten solche Auflehnung nachlasse, müsse man sie den Geringeren auch gestatten. Das Regiment bat Ferdinand zu kommen, oder doch einen Fürsten als seinen Stellvertreter zu senden. Wenn das nicht geschähe und die Autorität des Regiments hergestellt würde, so würden seine noch anwesenden Mitglieder fortgehen **).

Wie hatte sich nun Ferdinand zu all diesen Dingen ver-

---

*) Planitz an Kurfürst Friedrich den 28. Mai, 12. Juni, 8., 10., 16. Juli, 1. August.

**) Planitz den 22. Juli.

halten? Man hat ihm nachgerühmt, er habe sowohl in der Sickingenschen Sache als in dem Konflikt des Regiments mit dem Schwäbischen Bunde zum Regiment gestanden*). Das verhält sich aber doch nicht so. In betreff Sickingens teilte er allerdings eine Weile das Streben des Regiments, eine friedliche Verständigung herbeizuführen. Da das aber mißlungen war, that er, wie er sich selbst rühmt, was er nur konnte, um den Sieg der Fürsten über den Ritter zu erleichtern. Was vollends den Schwäbischen Bund angeht, so nahm er entschieden und offen für ihn gegen das Regiment Partei. Er erließ an dasselbe im Mai ein Schreiben, das wegen seiner scharfen Worte und seines diktatorischen Tones in Nürnberg lebhafte Indignation hervorrief. Das Regiment wies das Ansinnen des Statthalters entschieden zurück, welcher dadurch natürlich nur noch mehr auf die Seite des Schwäbischen Bundes gedrängt wurde. Schon damals setzte sich im Regiment die Ansicht fest, der Statthalter sehe überhaupt Regiment und Kammergericht, wie es jetzt sei, nicht gern, werde ganz zufrieden sein, wenn es zerfiele, um dann als Statthalter ein Regiment nach seinem Gefallen einzurichten, das in allen Dingen ihm und dem Hause Oesterreich zu Willen sei. Es wurde sogar behauptet, er habe jemand nach Spanien geschickt, um des Kaisers Zustimmung zu einem derartigen Vorgehen zu erwirken**).

Wie es sich in Wirklichkeit damit verhielt, weiß ich nicht zu sagen. Unwahrscheinlich wird man es aber kaum finden, daß Ferdinand, welcher schon im November 1522 das damals noch von niemand angefochtene Regiment auf ganz andere Grundlagen zu stellen riet, jetzt, da sich alles gegen die hilflose Behörde erhob, mit vermehrtem Nachdruck auf jene Pläne zurückgekommen sei. Er hatte in der That an der Erhaltung

*) Ulmann S. 356. 358.

**) Ferdinand an Karl, Innsbruck den 12. Mai. Wien. Arch. Planitz den 28. und 31. Mai, 6. Juni.

dieſes machtloſen und doch ſelbſtbewußten und in manchen Beziehungen unbequemen Regiments gar kein Intereſſe mehr. Die Hoffnung, von dem Reich in ſeiner gegenwärtigen Verfaſſung irgendwelchen Beiſtand gegen den Türken zu erhalten, war jetzt vollſtändig geſchwunden. Indem er ſeinem Bruder am 12. Mai die fürchterlichen Verwüſtungen der Türken in Ungarn und Oeſterreich ſchilderte, welche beide verloren wären, wenn der Kaiſer keine Hilfe brächte, fügte er hinzu, das Reich thue nichts. Von den 4000 Knechten, welche der letzte Reichstag bewilligt, ſei bis jetzt trotz allen Mahnungen nicht einer gekommen, werde auch in Zukunft keiner kommen. Das Reich war nichts; nur einzelne Fürſten und beſonders der Schwäbiſche Bund hatten eine reelle Bedeutung; den Bund, dieſe Schöpfung der habsburgiſchen Politik, dieſe Hauptſtütze ſeiner Herrſchaft über Württemberg, konnte Ferdinand unmöglich dem Regiment zuliebe aufgeben.

Aber nach ſeinem Triumphzuge durch Franken, den Ferdinand nach Kräften gefördert, trat eine andere Seite der Dinge hervor. Dieſer Bund, ſchreibt Anfang Auguſt der kluge Gillis, welchem im Frühling die Pfalzgrafen, der Landgraf von Heſſen und der Biſchof von Würzburg beigetreten, ſtehe jetzt ſo mächtig da, daß er ſich in Zukunft um den Kaiſer nur ſo weit kümmern werde, als es ihm paſſe. Vielleicht werde er eines Tags dem Kaiſer ſeinen Willen aufzunötigen verſuchen. Karl müſſe das wohl überlegen. Und da er den Schwäbiſchen Bund nicht beſeitigen könne, werde das beſte ſein, einen allgemeinen, das ganze Reich umfaſſenden Bund zu bilden. Wenn man die Dinge ſo anſah, mußte man natürlich doch wieder die Erhaltung des Regiments im kaiſerlichen Intereſſe finden. Und ſo empfahl denn Gillis auch dringend, Pfalzgraf Friedrich dem Regiment zu erhalten und ſeine Klagen über Karls Undankbarkeit zu beſchwichtigen*).

*) Gillis an Karl, Konſtanz den 8. Auguſt.

Aber alle Bemühungen ebenso Karls und Margaretens wie Ferdinands beim Pfalzgrafen waren vergeblich. Zu Michaelis legte er sein Amt förmlich nieder, nachdem er es thatsächlich schon seit Monaten verlassen hatte. Jetzt würde sich auch das Regiment aufgelöst haben, wenn sich nicht Ferdinand zur Zahlung für die nächsten drei Monate verpflichtet und einen Ersatzmann für den Pfalzgrafen bestellt hätte*). Vermutlich that er das auf eigene Hand. Denn der Kaiser scheint ihm damals über seine Absichten mit dem Regiment noch keinerlei Eröffnungen gemacht zu haben. Schwerlich hatte man in Valladolid auch nach den Verhandlungen mit der Botschaft der Städte einen bestimmten Plan, wie die Dinge im Reich neu geordnet werden sollten. Zu allen übrigen Schwierigkeiten, welche dem entgegen standen, war seit einiger Zeit eine gewisse Unzufriedenheit mit dem Verhalten Ferdinands gekommen. Was dieser über seine Verhältnisse, über die Lage des Reiches schrieb, was er von dem Bruder wünschte, konnte ja an sich nicht angenehm berühren. Auf jene Werbung Hemericourts scheint Karl nur in geringem Umfange eingegangen zu sein. Wir hören von Ferdinand, er habe zugesagt, wenn dieser die Schuld an Herzog Georg übernehmen wolle, solle die Uebertragung der österreichischen Lande auf ihn bald veröffentlicht werden, trotz der großen Nachteile und der Verminderung der Reputation, welche für Karl damit verbunden sei. Dagegen verwahrte sich nun Ferdinand mit auffallender Lebhaftigkeit. Ueber die Zahlung der 200000 Dukaten, über die Regelung der Schulden Maximilians war Karls Antwort noch weniger befriedigend gewesen. Ferdinand wiederholte seine darauf bezüglichen Wünsche in dringender Form und stellte sich damit von neuem in die lange Reihe lästiger Gläubiger**).

*) Ferdinand an Karl den 18. Dezember. Wien. Arch. Planitz den 21. November.

**) Ferdinand an Karl den 12. Mai.

Nun kamen aber an den kaiserlichen Hof allerlei Klagen über Ferdinands Regierung. Bei diesem hatte ein Spanier, Salamanca, wie er uns geschildert wird, ein höchst gewandter und rühriger, aber nicht gerade uneigennütziger Herr, einen Einfluß gewonnen, über den nicht nur die deutschen, sondern auch die flandrischen Räte und Diener des Erzherzogs wachsenden Unwillen empfanden. Im Frühling war auf dieses Salamanca Betreiben die Regierung Tirols vollkommen umgestaltet worden und zwar so, daß das ganze Finanzwesen in Salamanca's Hand kam. Wie Planitz erfuhr, machten diese Aenderungen in Tirol sehr böses Blut. Man höre von heimlichen Versammlungen der Bauern. Wenn dem nicht vorgebeugt würde, „so möchte wohl Schweiz des Orts Herr und Meister werden". Die abgesetzten Regenten Tirols säumten natürlich nicht, ihre Vorstellungen und Klagen mit denen vieler anderen an den Kaiser zu bringen.

Wohl schon früher hatte derselbe zweckmäßig gefunden, durch den öfter genannten Gillis nachforschen zu lassen, wie es eigentlich mit Ferdinands Regierung bestellt sei. Nach den Aeußerungen, welche jener Mitte Juli gegen einen bayerischen Agenten that, fand er die Beschwerden über Salamanca durchaus begründet. Seine darauf bezüglichen Berichte an den Kaiser sind mir leider unbekannt geblieben, aber eine kurze Bemerkung in seinem Schreiben vom 8. August zeigt deutlich genug, wie er von Ferdinands Regierung dachte. Boten, welche dieser zu den Eidgenossen geschickt, hatten ihm über die geringe Einsicht geklagt, welche im erzherzoglichen Rate herrsche. Das sei, meinte Gillis, kein Wunder. „Denn Leute, welche deutsch weder sprechen noch verstehen, und die Natur des Landes, die Menschen, ihre Parteiungen und Bestrebungen nicht kennen, können nicht leicht über Dinge urteilen, welche ihnen unbekannt sind" *).

*) Car gens qui ne scavent ne parler ne entendre lalemand et qui ne cognoisssent la nature du pays, les gens, factions et intencions

Wir werden später hören, wie Karl es nötig fand, gegen Salamanca energisch einzuschreiten. Für jetzt genügt es festzustellen, daß das Verhältnis der beiden Brüder viel zu wünschen ließ und daß die am kaiserlichen Hofe herrschende Unzufriedenheit mit Ferdinand es sehr erschweren mußte, ihm die Neuordnung der Reichsregierung anzuvertrauen, während man doch seinerseits in Spanien außer stande war, über das im Reiche Mögliche und Wünschenswerte zu einem sicheren Urteile zu gelangen.

Wie früher erzählt, hatte der Reichstag im Februar 1523 beschlossen, zur definitiven Ordnung der dringendsten Angelegenheiten eine neue Versammlung auf den Juli nach Nürnberg zu berufen. Da aber die Hoffnung, bis dahin die Entscheidung des Kaisers über Zoll, Monopol u. s. w. zu erhalten, nicht in Erfüllung ging, und das Regiment die Stände auch nicht zum Erscheinen mahnen konnte, so kamen weder Fürsten noch Boten. Das Regiment beschloß daher mit Ferdinands Zustimmung, einen neuen Reichstag auf Martini auszuschreiben mit der Mahnung, jeder Stand möge persönlich erscheinen, und zwar auf das pünktlichste; denn bereits Freitag nach Martini solle der Reichstag seine Geschäfte beginnen. Als aber Kurfürst Friedrich am 28. November in Nürnberg einritt, fand er noch niemand. Ferdinand erschien wenige Tage darauf, aber es verging Woche auf Woche, bis die Stände sich allmählich sammelten. Am 18. Dezember waren außer dem Kurfürsten nur der Großmeister von Preußen und Markgraf Casimir eingetroffen, und diese wollten wieder heim, da bereits fünf Wochen seit Martini verflossen seien. Ferdinand befand sich in größter Verlegenheit. Er sei, schrieb er dem Kaiser,

---

diceulx, ne peuvent facilement juger de ce quilz ignorent. Vgl. den Bericht des bayrischen Agenten bei Jörg S. 75.

obwohl seine Gegenwart in seinen Landen dringend nötig gewesen, auf Karls Befehl hierher gegangen und verliere nun ganz nutzlos eine kostbare Zeit und viel Geld. Der Zustand des Reichs sei schlimmer als je. Es gebe keine Justiz und keinen Gehorsam, werde ihn auch nicht geben, solange das Regiment bleibe, wie es jetzt sei. Dasselbe stehe in unversöhnlichem Gegensatze zu dem Schwäbischen Bunde. Uebrigens sehe er keine Möglichkeit, das Regiment über Weihnachten hinaus zu erhalten, wenn er vom Kaiser nicht die Mittel dafür bekomme*).

Mit der größten Ungeduld erwartete er die Ankunft Hannarts, dessen Entsendung der Kaiser schon im August angekündigt hatte. Wenn derselbe nicht die nötige Vollmacht bringe für eine durchgreifende Aenderung, so werde alles in Trümmer gehen. Aber am 13. Januar war Hannart immer noch nicht da. Er könne diese Verzögerung, klagte Ferdinand, gar nicht begreifen. Er habe Hannart gleich nach seiner Ankunft in England gebeten, seine Reise möglichst zu beschleunigen, er habe diese Mahnung vier- oder fünfmal wiederholt und noch immer höre er nichts von ihm. Nun könne er doch, ohne des Kaisers Weisungen zu kennen, gar nichts unternehmen, und auf der anderen Seite lasse sich die Eröffnung des Reichstags nicht länger hinausschieben. Denn die wenigen Fürsten, welche gekommen, wollten wieder fort, und diejenigen, welche noch unterwegs, kehrten zum Teil wieder um, weil sie meinten, der Reichstag komme gar nicht zustande. Das war auch die Meinung der in Nürnberg Versammelten, selbst nachdem die Eröffnung am 14. Januar stattgefunden hatte**).

Man ist erstaunt, die nachdrückliche Sprache zu vernehmen, welche das Regiment trotz all seinen Bedrängnissen in der Pro-

---

*) Ferdinand an Karl den 18. Dezember. Wien. Arch.

**) Ferdinand an Karl den 13. Januar 1524. Wien. Arch. Holzhausen an Frankfurt den 17. Januar.

position an die Stände führte. Man habe erwartet, begann es, daß bei den dringlichen Geschäften, welche das Ausschreiben angekündigt, Stände in größerer Zahl und zeitiger erschienen sein würden; länger könne man aber nicht warten. Die Hauptaufgabe sei, für die regelmäßige Unterhaltung des Regiments und Kammergerichts zu sorgen, für welche seit Michaelis alle Mittel fehlten. Stände hätten nichts Besseres gefunden als die Aufrichtung eines Reichszolls, um dessen Genehmigung sie den Kaiser gebeten; der habe aber bis jetzt sein Gemüt darüber nicht eröffnet. Sodann handle es sich um die endliche Feststellung der Exekutionsordnung, über welche nun schon so lange beraten worden, und um den Anschlag für die beharrliche Türkenhilfe. Man hoffe, daß jetzt ein stattlicher Beschluß gefaßt werde. Auch die schon in Worms erörterte Halsgerichtsordnung habe das Regiment dem Auftrage jenes Reichstages gemäß in Beratung genommen und lege sie nun den Ständen vor. Ebenso sei dem Regiment in Worms aufgelegt worden, wegen der Polizei Ordnung zu machen. Es entledige sich dieses Auftrags, indem es Ständen über alle in Betracht kommenden Punkte eine Vorlage mache. Um dem Unwesen zu steuern, das die Handelsgesellschaften mit ihren Monopolen trieben, lege es einen Tarif für diejenigen Waren vor, bei denen der Unfug am ärgsten sei. Endlich eine Maß- und Gewichtsordnung.

Werfen wir einen Blick auf diese Vorlagen, so finden wir darin hie und da Gedanken ausgeführt, von denen noch das heute lebende Geschlecht Nutzen ziehen könnte. Nachdem das Regiment in seiner Kleiderordnung gezeigt, wie der seit kurzem in „Hochdeutschland" eingerissene Kleiderluxus in allen Ständen seine verderblichen Wirkungen äußere, nachdem es daran erinnert, wie man auf verschiedenen Reichstagen über dieses Unwesen gehandelt, ohne daß bis jetzt irgend eine Besserung eingetreten sei, erklärte es, jetzt endlich müsse man Ernst machen. Wirksamer aber als alle Vorschriften und Strafen werde sein, wenn die Fürsten mit gutem Beispiel vorangehen und auf

ihren Adel dahin wirken, daß er demſelben folge. Ebenſo habe man auf den Reichstagen in Augsburg und Köln über das verderbliche Zutrinken verhandelt und Strafen darauf geſetzt. Dieſelben ſeien aber nicht zum Vollzug gekommen und infolgedeſſen das Zutrinken nicht gemindert, ſondern immer ärger geworden, „nicht allein bei den minderen Ständen, ſondern auch bei den großen Häuptern“. Das wirkſamſte Mittel gegen dieſe verderbliche Unſitte werde ſein, wenn ſich die Fürſten gegeneinander verpflichteten und verſchrieben, unter ſich das Zutrinken nicht zu dulden, ebenſo ihre Grafen, Herren und Ritter zu demſelben anhielten. Wenn nicht die oberen Stände mit gutem Beiſpiele vorangingen, würden alle Anſtrengungen bei den minderen Ständen verloren ſein. Das Regiment verſuche noch ein anderes Mittel, indem es in ſeiner Halsgerichtsordnung beſtimme: wer in der Trunkenheit ein Verbrechen begehe, dem ſolle die Strafe deshalb nicht geringert, ſondern gemehrt werden. Endlich ſollen die Geiſtlichen in jedem Gebet Gott bitten, daß er „ſolche große Plage und Sünde des Zutrinkens, daraus andere unſägliche Uebel entſtehen, auch eine Grundfeſte aller Unordnung iſt“, von dem chriſtlichen Volke gnädig abwenden wolle*).

Aber das von allen Seiten angefeindete Regiment wagte nicht nur in dieſer ernſten Weiſe den Hochſtehenden ins Gewiſſen zu reden, ihnen die ſo oft verkannte Wahrheit einzuſchärfen, daß die Laſter der Maſſe zum großen Teile aus dem ſchlechten Beiſpiele der Vornehmen entſpringen, es taſtete ſogar diejenigen an, welche im damaligen Reiche faſt die Mächtigſten waren, die großen Geldherren. Auf ſeinen Befehl ging der Fiskal Ende Januar gegen die Fugger, Welſer, auch große Nürnberger Häuſer wegen der Monopole vor.

Während des Januar konnte am Reichstage keine Verhandlung zuſtandekommen, weil unter den Kurfürſten von

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 1 ff.

Sachsen und Mainz wieder einmal der Streit über die Umfrage entstand, welcher wochenlang alles in der Schwebe hielt. Inzwischen war endlich Hannart, den große Ueberschwemmungen aufgehalten, am 22. Januar eingetroffen, konnte aber jenes Streits wegen vor dem 4. Februar nicht zu Worte kommen. Da wurde er durch Unwohlsein ins Zimmer gebannt und mußte durch Jörg Truchseß von Waldburg vortragen lassen, was der Kaiser auf die Beschlüsse des letzten Reichstags entschieden hatte. Die Eröffnung begann mit dem Zolle. Der Kaiser habe denselben, wie er früher geschrieben, gern gesehen. Nun aber sei ihm glaubliche Kunde geworden, daß die Frei- und Reichsstädte sich heftig und mit Ernst gegen denselben setzten, so daß Aufruhr und Empörung im heiligen Reiche zu besorgen. Deshalb erfordere die Notdurft, daß der Kaiser als das oberste Haupt, „sonderlich in diesen sorgfältigen und fährlichen Zeiten", gebührendes Einsehen habe, damit unter den Ständen Aufruhr und Uneinigkeit verhütet, Friede, Liebe und Freundschaft erhalten werde, zumal er genötigt sei, in der Ferne zu weilen. Vor allem müsse auf die Einigkeit der Stände gesehen werden. Der Reichstag möge also von anderen, allen Ständen leidlichen Mitteln handeln, damit Regiment und Kammergericht ferner unterhalten werden könne. Denn des Kaisers Meinung sei, daß Regiment und Kammergericht der Wormser Ordnung gemäß bestehen sollte*).

Ueber die Bewilligung der Stände für den Türkenzug bezeigte der Kaiser sein Wohlgefallen. Da aber die Beschlüsse nicht zur Ausführung gekommen und die Städte sich über den Anschlag beschwert, auf der anderen Seite der von ihnen empfohlene gemeine Pfennig wenig ersprießlich und nur langsam einzubringen und doch die Hilfe gegen den Türken hoch von

*) „J. Maj. entliche mainung ist, das ein Regiment und Cammergericht der Verordnung nach zu Worms aufgericht in esse und in irem wesen besteen solle."

nöten, so sei des Kaisers ernstliches Begehren, daß Stände dieser Sache alle Aufmerksamkeit schenken und von anderen Mitteln und Wegen handeln, um besonders eine eilende Hilfe aufzubringen.

Danach wandte sich der Vortrag zu der lutherischen Sache. Der Kaiser hat Hannart befohlen, Ständen anzuzeigen, daß er in Worms „mit dem zeitigen Rate und aller Kurfürsten, Fürsten und Stände Gutdünken etliche Mandate gegen Luther und seine Anhänger gefertigt, demnach sich Ihre Majestät versehen, die Stände des heiligen Reichs als Schützer des christlichen Glaubens sollten solchen Mandaten gehorsamlich gelebt und nachgekommen sein, auch dieselben gehandhabt haben, damit diese Lehren unterdrückt werden. Dieweil aber solches, wie Ihre Majestät vernommen, nicht geschehe, trägt Ihre Majestät dessen von gemeiner Christenheit, deutscher Nation und des heiligen Reichs wegen nicht kleine Beschwerde. Demnach sei Ihrer Majestät gnädiges Ansinnen und Begehren, daß ein jeder bei seinen Unterthanen daran und darob sein wolle, daß jenem Mandat nachgelebt werde"*).

Entsprach dieser Vortrag der Hannart gegebenen, uns leider unbekannten Instruktion? In betreff Luthers, des Zolls und des Türkenzugs gewiß, aber auch in Bezug auf das Regiment? Hätte der Kaiser danach seine der Städtebotschaft im August kundgegebenen Absichten ganz geändert? Wo doch die Hannart ausgestellte Vollmacht das Datum des 28. August trägt? Schwerlich wird man, wie schon bemerkt, damals in Valladolid gewußt haben, was auf dem nächsten Reichstage in betreff des Regiments wünschenswert und möglich sei. Dieser nächste Reichstag sollte damals ja eigentlich längst gewesen sein! Ich denke, man wird Hannart sehr im allgemeinen angewiesen haben, je nach Befund der Umstände

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 231 ff. Vgl. den Abdruck bei Förstemann, Neues Urkundenbuch 1, 142.

das kaiserliche Interesse so oder so zu wahren*). Dagegen sollte er auf jeden Fall mit großer Autorität, als eigentlicher Vertreter des Kaisers zu den Ständen und auch zu Ferdinand reden. Wenn es in der Vollmacht hieß, der Kaiser sende, um seine besondere Teilnahme am Wohlergehen des Reichs zu beweisen, seinen lieben getreuen Johann Hannart, Burggrafen von Lombeke, seinen Rat und obersten Sekretär als Kommissär und Botschafter, damit er Ständen sein Gemüt anzeige und in seinem Namen alles mit ihnen handle, so war damit der Statthalter doch einigermaßen auf die Seite geschoben.

Hannart nun fand die Dinge schwierig genug. Mit wenigen Ausnahmen wollte niemand mehr etwas von dem Regiment wissen. Wie notwendig Ferdinand die Aenderung desselben fand, haben wir eben gehört. Aber der Sinn vieler ging bedenklich weiter. Am 12. Februar ließ der Pfalzgraf durch seinen Kanzler vortragen, er sei durch Brief und Siegel zum Vikar des Reichs bestimmt, was er festhalten wolle. Man möge demnach das Regiment abschaffen und ihn in seine alten Rechte einsetzen. Damit wäre aber nicht nur das Regiment, sondern auch der Statthalter beseitigt, aller kaiserliche Einfluß auf die Reichssachen zerstört worden. Anderer Gedanken verfolgten anderes. Man redete davon, das Reich könne nicht bestehen, wenn der Kaiser so lange abwesend sei; Ferdinand könne ihn nicht vertreten, da er zu jung sei und ganz von

---

*) Aus Hannarts ausführlichem Bericht über seine Verhandlung mit den Ständen (Lanz, Korrespondenz 1, 98 ff.) kann man nur schließen, daß er keinen bestimmten Auftrag in Bezug auf das Regiment hatte. Wenn es in der bei Förstemann 1, 142 gedruckten Werbung Hannarts an Kurfürst Friedrich heißt, der Kaiser wolle die in Worms beschlossene Ordnung handhaben und das Regiment gegen den Schwäbischen Bund aufrecht halten, so weiß man nicht recht, was es mit diesem Schriftstücke auf sich hat, noch weniger, ob es die ernstliche Absicht des Kaisers ausdrückt, von der es in Bezug auf die früher mit dem Kurfürsten verabredete Heirat das genaue Gegenteil sagt.

Salamanca regiert werde; man müſſe alſo einen römiſchen König wählen. Andere richteten gar ihre Blicke wieder auf König Franz*). Unter dieſen Umſtänden ſprach das kaiſerliche Intereſſe entſchieden für die Erhaltung des Regiments.

Samſtag den 19. Februar begann die Verhandlung über Regiment und Kammergericht. Stände erklärten, das Kammergericht müſſe bleiben und für ſeine Erhaltung geſorgt werden. Was aber das Regiment angehe, ſo ſeien gegen die Perſonen desſelben von ſo vielen Seiten ſo große Beſchwerden erhoben worden, daß Stände in die Verhandlung über des Regiments Unterhalt nicht eintreten könnten, ehe wegen der Regimentsperſonen notdürftige Aenderung beſchehen ſei. Gegen dieſen durch den Mainzer Kanzler vorgetragenen Entſchluß erhoben ſich die Räte des Kurfürſten Friedrich. Nach des kaiſerlichen Orators Inſtruktion ſolle Regiment und Kammergericht erhalten werden. Der Kurfürſt könne ſich gegen das Regiment ſo nicht erklären, wenn nicht bewieſen werde, daß es ſich unrechtlich gehalten. Er müſſe dem Kaiſer gehorchen. Nichtsdeſtoweniger beharrten Stände bei ihrem Beſchluß.

Montag den 21. eröffnete der Truchſeß folgende Antwort des Statthalters und kaiſerlichen Orators: die in Worms aufgerichtete Ordnung enthalte klare Beſtimmungen über die Zuſammenſetzung des Regiments. Der Kaiſer wolle dieſen Beſtimmungen nachkommen und erwarte das Gleiche von den Ständen, daß ſie in kürzeſter Zeit das Regiment nach jenen Vorſchriften beſetzten und für ſeinen Unterhalt ſorgten. Wenn man gegen die Perſonen etwas habe, ſo möge man ſich an die Stände, von denen ſie abgeordnet, wenden; dieſelben würden ſich darin wohl nach Gebühr halten. Aber für eine ſolche neue Beſetzung müſſe ohne Zeitverluſt geſorgt werden, damit die Regierung nicht unterbrochen werde. Der Kaiſer werde auch dafür ſorgen, daß die Häuſer Oeſterreich und Burgund ihre

*) Hannart an Karl. Lanz 1, 106 f.

angemessene Vertretung im Regiment fänden. Aber Stände erwiderten, sie würden sich mit dem gegenwärtigen Regiment in keine Handlung einlassen, sondern nur mit dem kaiserlichen Statthalter und Orator verkehren. Es war vergeblich, daß der Truchseß nochmals auf die Wormser Ordnung hinwies, nach der ja die Stände durchaus in der Lage wären, selbst für die ihnen wünschenswerte Besetzung des Regiments zu sorgen. Das mußten sie ja allerdings anerkennen, aber, sagten sie am 25., eine solche Aenderung werde zu langsam vor sich gehen. Man könne sich so vergleichen, daß Statthalter und Stände erklärten, die in Worms bewilligte Unterhaltung des Regiments sei zu Ende, dasselbe werde also beurlaubt; Stände würden dann ein neues Regiment berufen und für dessen Unterhalt sorgen*).

Läßt sich etwas Seltsameres denken als dieser Streit? Hatten sich nicht die Stände seit dreißig Jahren bemüht, ein Regiment aufzurichten, wie es jetzt bestand? War es nicht in Worms ihr hauptsächliches Anliegen gewesen, dasselbe vom Kaiser zu erlangen? In der That konnten sie unmöglich einen wirksameren Einfluß auf die Reichsregierung üben, als wenn sie nach der Wormser Ordnung ihre regelmäßig wechselnde Vertretung im Regiment benützten, um ihre Wünsche zur Geltung zu bringen. Das hatten sie nun allerdings in auffälliger Weise unterlassen. Die 22 Personen, aus welchen es bestehen sollte, sind niemals im Regiment beisammen gewesen. Häufig genug schrumpfte es auf zehn oder acht zusammen, und diese geringe Zahl erfuhr nur zum kleinsten Teil den vorgeschriebenen Wechsel. Gewisse Personen, wie Planitz und Schwarzenberg, finden wir fast ununterbrochen im Regiment, welches so durch die Gleichgültigkeit der einen, den Geldmangel der anderen, aus einer wechselnden Vertretung der verschiedenen Stände eine Körperschaft geworden war, welche sich so gut wie unab-

*) Alle diese Erklärungen in den Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 262 ff.

hängig von den Ständen bewegte. Das konnten ja nun die Stände, wie ihnen von kaiserlicher Seite mit Recht entgegengehalten wurde, jeden Augenblick ändern, indem sie das Regiment nach der Wormser Ordnung zusammensetzten. Aber das kostete Geld. Und war das Regiment nicht überhaupt eine lästige Einrichtung, eine verdrießliche Schranke für den zügellosen Egoismus? Ein jeder will, schreibt Hannart, daß die Dinge nach seinem Geschmack gemacht werden; niemand will, daß in sein Haus und seine Herrschaft eingegriffen werde. Daneben muß berücksichtigt werden, daß dieser Reichstag auch jetzt noch nur eine sehr kümmerliche Vertretung des Reichs darstellte. Außer dem Kurfürsten von Sachsen waren die beiden Herzoge von Bayern, der Großmeister von Preußen, Markgraf Casimir und die Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Trient die einzigen in Person anwesenden Fürsten*).

Ferdinand und Hannart sahen sich durch die wunderlichste Verschiebung der natürlichen Interessen zur Verteidigung des Regiments gegen die Stände genötigt. Nicht weil sie irgendwelchen Grund hatten, dieses Regiment zu lieben, in dem ihnen namentlich einige „große Lutheraner" verhaßt waren, sondern weil sie fürchteten, es werde gar kein Regiment zustande kommen, der Reichstag, ohne irgend etwas geschaffen zu haben, auseinandergehen**) und dann der greulichste Wirrwarr im Reiche entstehen, wenn nicht gar jene gefährlichen Absichten des Pfalzgrafen und anderer erreicht würden.

Von den Fürsten vertrat einzig und allein der Kurfürst

---

*) So schreibt Hannart, Lanz 1, 105. Nachher kam allerdings noch eine ziemliche Anzahl, namentlich geistlicher Fürsten hinzu.

**) Hannart an Karl den 6. März (Wien. Arch.): et faiz grand doubte, que ceste journee se dissolvera sans rien faire. Vgl. Lanz 1, 102. Holzhausen schreibt am 26. Februar: „und furter ist aller Kurfursten, Fursten und Stend meinung, kein Regiment mer zu haben." Am 6. März wiederholt er, die Fürsten wollten kein Regiment mehr.

von Sachsen die Sache des Regiments. Nachdem die Stände durch jene Erklärung vom 25. Februar gezeigt hatten, daß von ihnen eine Nachgiebigkeit nicht zu hoffen sei, verließ er den nächsten Tag Nürnberg. Ferdinand und Hannart setzten aber ihren Kampf unermüdlich fort. Da man auf dem bisherigen Wege nicht aus der Stelle kam, beschloß man die Verhandlungen in einer Kommission weiter zu führen, in welcher jeder Teil durch vier Personen vertreten wäre. Am 9. März legte dieselbe ihren Bedacht vor. Stände erklärten sich darin bereit, das Regiment, welches aber nicht wie bisher in ihre Freiheiten eingreifen dürfe, zu erhalten, wenn der Kaiser die Hälfte der Kosten sowohl für Regiment als Kammergericht übernähme. Immerhin blieb die Beseitigung der gegenwärtigen Mitglieder die unablässige Forderung der Stände; dieselben sollten ferner Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen und alle Prozesse wegen nicht bezahlter Anschläge eingestellt werden. Wiederum stritt man sich länger als eine Woche über diese Forderungen, welche Statthalter und Orator zu weitgehend fanden. Daß sie nun aber in den Wechsel der Personen willigten, sobald sie die Sicherheit gewannen, daß ein neues Regiment zustande komme, versteht sich von selbst, und durch diese Konzession brachten sie denn die Stände dahin, die Erhaltung des Kammergerichts wie bisher bestreiten zu wollen, wenn nur der Kaiser das Regiment übernehmen wolle*). Sie wollten dann bis

*) „Dweil solich Regiment," lautete das seltsame Argument, „Kfl. Maj. zusteht und ire das zu unterhalten pillich gepurt." Wenn Planitz am 1. April (Förstemann 1, 176) schreibt, Ferdinand sei, nachdem er 9 Wochen festgehalten, jählings abgefallen, so entspricht das den Akten und dem inneren Zusammenhange nicht. Ebensowenig Wert möchte ich auf die Worte legen, welche Ferdinand am 17. April zu Balth. Wolf gesagt haben soll (Förstemann 1, 187). Aus ihnen redet nur Ferdinands Verdruß über das anderweitige Verhalten der Fürsten, wie noch deutlicher aus dem hervorgeht, was Ferdinand nach Förstemann (1, 192) beim Schluß des Reichstags zu demselben Wolf über seine Absicht gesagt haben soll, das alte Regiment herzustellen.

Pfingſten ihre Boten zum neuen Regiment ſchicken und zwar nach Speier. Endlich am 22. März wurde man dahin einig, daß ſowohl für das Regiment wie für das Kammergericht die Stände und der Kaiſer je die Hälfte der Koſten tragen ſollten. Dafür wollten dann Ferdinand und Hannart die Konzeſſion machen, daß das Regiment nach Augsburg, Ulm oder Eßlingen verlegt werden dürfe. Aber zu Pfingſten müſſe das neue Regiment dort ſeine Thätigkeit beginnen und derjenige Stand, welcher bis dahin ſeinen Rat nicht geſchickt habe, tauſend Gulden zahlen*).

So weit war es alſo mit der Umkehr aller natürlichen Ordnung gekommen, daß den Ständen die Erhaltung ihres wertvollſten Organs vom Kaiſer in ſchwerem Kampfe abgerungen werden mußte, daß ſie behaupten konnten, das Regiment ſei nicht ihre, ſondern des Kaiſers Sache, daß ſie am liebſten, wenn denn überhaupt ein Regiment ſein müßte, dasſelbe ganz und gar dem Kaiſer in die Hand gegeben haben würden. Denn wenn der Kaiſer die Koſten desſelben allein übernommen hätte, ſo würde es natürlich ſein Werkzeug geworden ſein. Sie hatten denn auch weiterhin nichts dagegen, daß das neue Regiment nicht in Nürnberg, dem natürlichen Mittelpunkte des Reichs, auch nicht in Augsburg, Ulm oder Speier, ſondern in Eßlingen, mitten in dem von Ferdinand beherrſchten Württemberg, ſeinen Sitz erhielt. Jedes Verſtändnis allgemeiner Reichsintereſſen, jede Teilnahme an denſelben war geſchwunden. Fürſten und Städte wetteiferten, wer am wirkſamſten die von ihnen ſelbſt ſo lange erſtrebte ſtändiſche Reichsgewalt untergraben könne. Und derſelbe kleine und kurzſichtige Egoismus, welcher ſo das Ganze zerriß, arbeitete in den einzelnen Ständen. Die Städte, welche bisher wenigſtens gegen die oberen Stände zuſammengehalten hatten, auch jetzt noch den Streit über „Stimm und Seſſion“ nachdrücklich fortführten, gerieten auf dieſem

*) Frankf. R.T.A. Bd. 39. fol. 276 ff.

Reichstage zuerst über die Monopole miteinander in Hader, welche Augsburg um jeden Preis retten, die anderen der allgemeinen Gehässigkeit opfern wollten, dann auch über das Regiment, welches Nürnberg doch gerne behalten hätte. Die Städte „trabten in zwei Haufen". Zwietracht war das Wesen des Reichs.

Hätte etwa die kaiserliche Gewalt sie heilen können? Man muß neben den Briefen Ferdinands die Berichte Hannarts lesen, um eine deutliche Vorstellung von den erdrückenden Schwierigkeiten zu gewinnen, denen die beiden Brüder fast in jedem deutschen Lande begegneten. In allen Teilen des Reichs standen ihnen höchst ungeduldige, zum Teil drohende Gläubiger gegenüber, welche sie auch nicht zum kleinsten Teile zu befriedigen wußten. Wie oft war der Kaiser seit Jahren gemahnt worden, doch wenigstens den Pfalzgrafen Friedrich einigermaßen zufrieden zu stellen, welcher ihm für seine ganze Stellung im Reiche so wichtig war. Statt dessen mußte jetzt Hannart berichten, des Kaisers Schuld an ihn sei auf mehr als 25 000 Gulden gewachsen. Alle Anstrengungen, ihn zu beschwichtigen, blieben erfolglos. Wir werden bald hören, wie sich aus dieser allgemeinen Unzufriedenheit bedenkliche Anschläge gegen den Kaiser entwickelten. König Franz konnte schon jetzt einen Versuch machen, sich bei den Reichsstädten mit dem Hinweis auf ihre Handelsinteressen zu insinuieren. Nur mit den stärksten Mitteln gelang es zuletzt Ferdinand, die Stände davon abzubringen, daß sie die Friedensvermittelung zwischen Frankreich und dem Kaiser auf eine Weise in die Hand nähmen, welche für Karl sehr verdrießlich gewesen sein würde*).

---

*) Ferdinand an Karl den 28. April. Wien. Arch. Die Absicht war, den Kurfürsten von Trier an König Franz, Herzog Ludwig von Bayern und Pfalzgraf Friedrich an Karl zu senden. (Vgl. Förstemann 1, 179. 186 f.) Ferdinand mußte zuletzt geradezu erklären, weder er noch Hannart werde in eine solche Sendung willigen, sondern öffentlich dagegen prote-

Zu all diesen Streitigkeiten und Gegensätzen kam nun endlich noch ein ernstlicher Zwist unter den beiden Brüdern. Ferdinand hatte heute noch ebensoviele Beschwerden wie im November 1522. Die vor einem Jahre doch sozusagen verheißene offene Einsetzung in die Herrschaft über die österreichischen Lande war noch immer nicht erfolgt. Die Briefe des Jahres 1523 zeigen denn auch auf seiten Ferdinands eine wachsende Mißstimmung. Nun aber kam Hannart mit der Weisung, in Ferdinands Mißregierung, die ihn mit ähnlichem Schicksale, wie den Dänenkönig bedrohe, eine tiefgreifende Aenderung vorzunehmen, vornehmlich den allmächtigen Salamanca zu beseitigen. Sobald Ferdinand, welcher schon am Reichstage allerlei Kollisionen mit Hannart gehabt, von derartigen Absichten Wind bekam, geriet er in begreifliche Aufregung und erhob beim Bruder die bittersten Beschwerden*).

Man sieht, der fremde, weit entfernte, von tausend Nöten gefesselte Kaiser hätte unmöglich die trostlose Zerrissenheit, die egoistische Zersetzung bewältigen können, von welcher das ganze deutsche Wesen ergriffen war. Auf dem Gebiete des Staatslebens hatte Deutschland zunächst keine Hoffnung. Alles drohte in kleinlichstem Hader zu versinken. Es gab nur einen Punkt, an dem eine große schöpferische Kraft wirkte, nur einen Mann, der über alle zwieträchtigen Interessen hinaus die Nation im Innersten zu fassen, ihr eine hohe, zugleich nationale und menschliche Aufgabe vorzuhalten, für diese Aufgabe die edelsten Kräfte zu

---

stieren. Da fügten sich denn die Stände, protestierten nun aber ihrerseits, es sei nicht ihre Schuld, wenn durch den Fortgang des Kriegs nicht nur dem heiligen Reiche, sondern der ganzen Christenheit Schaden erwüchse. Sie erklärten zugleich, nie von einem Kaiser oder einem römischen Könige einen solchen Bescheid erhalten zu haben. Ferdinand gab seiner äußersten Verstimmung über die Fürsten auch gegen Fernerstehende unverhohlenen Ausdruck. (Förstemann 1, 187 f.)

*) Ferdinand an Karl den 10. und 12. Juni, besonders den 11. Juli. Wien. Arch.

ſammeln und zu begeiſtern vermochte. Freilich ſollte ja auch dieſe Bewegung Deutſchland den bitterſten, ſo recht das Herz der Nation treffenden Kampf bringen. Aber es iſt etwas anderes, ob ein großes Volk um die höchſten Probleme ringt, oder ob es im engſten Eigennutz zerfällt. Der Kampf, welchen Luther entzündete, war es wert, daß die Nation ihr Alles an ihn ſetzte. Indem ſie in dieſen Kampf eintrat, erhob ſie ſich aus dem kümmerlichen Gezänk, in welchem ſie ſo lange ihre Kraft zerrieben und ihr Weſen erniedrigt hatte. Dasſelbe Jahr, welches die politiſche Impotenz der deutſchen Stände ſo traurig offenbart hatte, ſollte zu dieſem religiöſen Kampfe den entſcheidenden Impuls geben.

Schon im Sommer 1523 hatte Planitz mehrfach ernſtlich gefürchtet, ſein Kurfürſt werde Luthers wegen überzogen werden. Bald wollte er von der Abſicht des Schwäbiſchen Bundes gehört haben, den Kurfürſten anzugreifen, bald von Anſchlägen der Kurfürſten von Brandenburg und Mainz mit Herzog Georg, bald hatte er die drei gegen Sickingen verbündeten Fürſten im Verdacht, ſie möchten auf die Pläne des Sachſenherzogs eingehen. Dieſer ſelbſt hatte ihm geradezu erklärt, man gehe damit um, die Kur vom Hauſe Sachſen zu nehmen, weil der Kurfürſt Luther gegen kaiſerliche Mandate und päpſtliche Gebote in ſeinem Lande dulde. Nun fürchtete er, daß jene drei mit Hilfe und Rat des Herzogs „ſich unterſtehen dürften, etwas bei Ew. Kurf. Gnaden zu ſuchen“. Wenn der Kaiſer und die Fürſten Luthers Auslieferung forderten, ſo würde das dem Kurfürſten beſchwerlich fallen, und wenn er ſie weigerte, ſo würde ohne Zweifel gegen ihn eingeſchritten werden. „Darum wäre mein unterthäniges Bedenken, weil dieſe Sache ſo gar beſchwerlich und ſorgfältig ſteht, daß ſich Dr. Martinus doch eine Zeitlang von Wittenberg und aus Ew. Kurf. Gn. Fürſten-

thümern gethan hätte." Es geschähe das besser jetzt, ehe der Kurfürst aufgefordert würde; denn diese Aufforderung käme gewiß *).

Es mochte damals wohl vielfach erwogen werden, wie man dem gefährlichen Manne in Wittenberg beikommen könne, aber bis zu einem bestimmten Plane ist es doch schwerlich gediehen. Ferdinand hat im Jahre 1523 kaum einen Brief an seinen Bruder geschrieben, in dem sich nicht heftige Klagen über „diese verfluchte lutherische Sekte" fänden. Er versichert wiederholt, in seinen Landen thue er alles nur Mögliche, um die Ketzerei auszurotten. Aber von irgend einer Absicht des Statthalters, zusammen mit anderen Fürsten gegen den Kurfürsten Friedrich und Luther persönlich einzuschreiten, oder andere zu solchem Vorgehen zu bestimmen, findet sich keine Spur. Dazu war doch auch in der That die Lage der Dinge nicht angethan. Die Bewegung breitete sich gerade damals so unwiderstehlich aus, daß niemand gewagt hätte, an Luther die Hand zu legen. Selbst in denjenigen Gebieten, wo die Fürsten entschieden den Wunsch hegten, die alte Kirche nachdrücklich zu verteidigen, wie in Bayern, geschah doch für sie nicht gerade viel**). Auch hier breitete sich die neue Lehre immer mächtiger aus. „Die lutherische Sekte," schreibt Ferdinand dem Kaiser am 18. Dezember, „herrscht in diesem ganzen deutschen Lande so, daß die guten Christen sich fürchten, dagegen aufzutreten. Wenn Gott, Ihr und der Heil. Vater nicht in kurzem helft, so ist zu fürchten, daß die Sache noch viel schlimmer wird."

Nun thaten ja Kaiser und Papst, was sie konnten. Wie nachdrücklich Karl im August die Städte, jetzt eben den Reichstag gemahnt hatte, das Wormser Edikt auszuführen, haben wir gehört. Aber über diese Mahnungen hinauszugehen,

*) Planitz an den Kurfürsten den 23. Mai, 16. und 27. Juli.

**) Siehe die kürzlich von Druffel in seiner Abhandlung „Die bayrische Politik im Beginne der Reformationszeit" gegebenen Nachweise.

lag nicht in seiner Macht. Auch der Papst konnte nicht mehr, als den Fürsten immer wieder ihre Pflicht gegen die heilige Kirche einzuschärfen, wie er in jenen Briefen vom 24. Dezember 1523 that, und noch nachdrücklicher durch die Sendung des Kardinals Campeggi. Es war bezeichnend, daß dieser, welcher sich früher einmal sehr nach einer Verwendung in Deutschland gesehnt hatte, jetzt die Mission dahin erst nach mancherlei Verhandlungen übernehmen wollte, und nachdem ihm der Papst die Zahlung von 2000 Dukaten vor seiner Abreise und eine reichliche Versorgung seiner Kinder für den Fall versprochen hatte, daß er auf der Reise den Tod finde*). Erst Anfang März traf er in Deutschland ein, um gleich in der ersten größeren Stadt, in Augsburg, von der Bevölkerung eine sehr unfreundliche Aufnahme zu erfahren, so daß es ihm rätlich schien, in Nürnberg nicht so, wie es für einen apostolischen Nuntius und Legaten sich ziemte, sondern als schlichter Reiter einzuziehen. Sogleich begrüßten ihn die Prediger in fünf Kirchen mit heftigen Angriffen auf den in Rom herrschenden Antichrist, obwohl der Rat alle seine Untergebenen dringend ersucht hatte, gegen den Legaten nichts mit Worten und Werken vorzunehmen. Die Stimmung der großen Stadt gab sich so bedrohlich kund, daß, wie ein Nürnberger schreibt, die Bischöfe ganz verzagt wurden. Dem entsprechend brachte Campeggi, als er am 17. März vor dem Reichstage erschien, sein Begehren so schonend und mit so viel schönen Worten über seine Freundschaft zu deutscher Nation vor, als nur möglich. Er komme, sagte er, gar nicht, um etwas zu fordern, sondern um mit den Ständen über die beste Arznei für ein so böses Uebel zu beraten. Stände erwiderten ebenso freundlich, wiesen auf ihre vorjährigen Beschlüsse hin, erinnerten aber doch auch an die darin abgegebene Erklärung, daß ohne Abstellung der

*) Rawdon Brown p. 353.

mannigfachen Beschwerden deutscher Nation gegen Rom eine wirkliche Besserung kaum zu hoffen sei; sie würden gern hören, wenn der Legat darauf etwas zu eröffnen habe. Campeggi ließ sich danach vernehmen, er wisse allerdings, daß der Reichstag voriges Jahr ein Mandat gegen die neuen Lehren erlassen habe, leider sei aber demselben von sehr vielen nicht nachgelebt worden. Wie das zugehe, verstehe er nicht; vor allem werde man wohl dafür sorgen müssen, daß Beschlüsse des Reichstags zur Ausführung kämen. Er beteuerte, er sei nicht gekommen, Feuer und Schwert zu bringen, sondern mit väterlicher Milde die Rettung der Verirrten zu suchen. Was aber die Beschwerden deutscher Nation angehe, so wisse er nicht, ob dieselben von den Ständen in Rom angebracht worden. Er habe sie allerdings gedruckt gelesen, aber weder er, noch die anderen Kardinäle, noch Se. Heiligkeit habe glauben können, daß etwas so „übermäßig Ungeschicktes" von den Ständen ausgegangen sei; sie hätten gemeint, irgend ein Feind des römischen Stuhls habe das „zusammengesucht". Er habe deshalb keinen Befehl darüber erhalten, wolle aber gern in Verhandlung eintreten, nur nicht über Beschwerden, welche gegen die Ehre Roms verstießen und nach Ketzerei schmeckten*).

Mit dieser Erklärung gegen die Gravamina war ja nun eigentlich alle vorausgegangene Freundlichkeit ausgelöscht. Aber im Reichstage überwogen jetzt die Geistlichen und auch unter den weltlichen Fürsten die Freunde Roms dergestalt**), daß

---

*) Förstemann 1, 160 ff. Daß Campeggis Behauptung, die Gravamina seien der Kurie gar nicht offiziell übergeben worden, unrichtig war, beweist das Schreiben des Regiments an Adrian vom 27. Juni 1523. (Notizenblatt 2, 58.)

**) Nach dem bei Förstemann (1, 192) gedruckten Verzeichnis zählte der Nürnberger Reichstag zuletzt 13 weltliche Fürsten und Herren in eigener Person oder in Vertretung und 17 Geistliche. Unter den weltlichen Fürsten hatten die Feinde Luthers, Ferdinand, die Herzoge von Bayern, die Boten des Herzogs Georg u. s. w. das Uebergewicht.

man nichtsdestoweniger die Verhandlungen mit Campeggi in einer ihm möglichst entgegenkommenden Richtung begann. Wie dieselben im einzelnen verliefen, läßt sich bis jetzt nicht feststellen. Wir hören nur von den Bevollmächtigten des Kurfürsten Friedrich Anfang April wiederholt, man habe vor, „ein hart und geschwindes Mandat des Luthers halben ausgehen zu lassen, welches gewißlich zu merklichem Aufruhr und Empörung im Reich Ursach geben wird". Die Geistlichen hätten die Mehrheit, sie wollten das Wormser Edikt erneuern*). Nun aber erhob sich dagegen doch von verschiedenen Seiten lebhafter Widerspruch. Namentlich erklärten die Städte mit großem Nachdruck, bei ihnen sei derartiges durchzuführen ganz unmöglich; wollten sie es versuchen, so würde das nur „viel Aufruhr, Ungehorsam, Totschlag, Blutvergießen, ja ein ganzes Verderben" herbeiführen. Sie könnten in einen solchen Beschluß nie willigen**). Nun wird eifrig darüber verhandelt worden sein, inwieweit der Stimmung des Volkes Rechnung zu tragen sei oder nicht. Campeggi, Ferdinand, Hannart, verschiedene Bischöfe thaten ihr Möglichstes für die einfache Erneuerung des Wormser Edikts; aber schließlich entschied sich doch die Mehrheit dagegen, wie Planitz schreibt, nicht aus gutem Willen, sondern weil sie für ihre Haut fürchtete. Nichtsdestoweniger bezeichnet er den Abschied, wie er dann endlich nach schwerem Ringen zustandekam, als ein Werk der „Bayern und Pfaffen"***).

Schon dieser Hergang zeigt, daß man den Abschied vom 18. April 1524 in keiner Weise als das Werk „der alten, mit Rom unzufriedenen Majorität in den Reichsständen"†) auf-

---

*) Förstemann 1, 181.

**) Förstemann 1, 150 f. Das Schriftstück ist wohl nicht in den März, sondern in den Anfang April zu setzen.

***) Förstemann 1, 187. 189. 193.

†) Wie Ranke (2, 97) schreibt.

faſſen darf, ſondern vielmehr als das Werk der zu Rom ſtehenden Mehrheit, welche ſich ſoweit gegen Luther erklärte, als ihr die Zeitverhältniſſe zu geſtatten ſchienen.

Die betreffenden Sätze des Abſchieds knüpfen an die durch Hannart überbrachte Aufforderung des Kaiſers an, das Wormſer Mandat zur Ausführung zu bringen. „Stände," heißt es dann, „haben beſchloſſen, als gehorſame Glieder des heiligen Reichs demſelben Mandat gehorſam, wie ſie ſich des ſchuldig erkennen, ſoviel ihnen möglich, nachzukommen"*). Die Vorſchriften des Wormſer Mandats in betreff der Druckereien ſollen durchgeführt werden, und wo eine Obrigkeit dabei auf Schwierigkeiten ſtößt, ſoll ſie ſich an Statthalter und Regiment wenden, welche ernſtlichen Befehl haben, jener Beiſtand zu leiſten, „und dasſelbig unſer Mandat mit allem Fleiß zu exequieren". „Und damit," fährt nun der Abſchied mit einer überraſchenden Wendung fort, „damit nicht das Gute neben dem Böſen unterdrückt, und endlich erörtert werden möge, wie ſich ein jeder darin zu verhalten," haben Stände beſchloſſen, daß ſobald nur immer möglich, ein „gemeines, freies Univerſalkonzil der Chriſtenheit" an einer gelegenen Malſtatt in deutſcher Nation durch den Papſt mit kaiſerlicher Zuſtimmung ausgeſchrieben werde. Der Legat hat übernommen, das treulich beim Papſt zu fördern. Nichtsdeſtoweniger ſoll auf nächſten Martini in Speier eine „gemeine Verſammlung deutſcher Nation" zuſammentreten, auf der alle Stände zu beraten haben, „wie es bis zu Anſtellung des gemeinen Concilii gehalten werden ſoll"**). Stände, beſonders diejenigen, welche hohe Schulen haben, ſollen durch ihre ge-

*) In der Campeggi übergebenen lateiniſchen Ueberſetzung lautet die Stelle: concluserunt se velle dicto nostro mandato obedienter (quemadmodum et ad id se obligatos esse recognoscunt) pro virili sua et in tantum quantum possibile sit, parere et illud adimplere et observare. Balan, Monum. ref. Luth. p. 330.

**) Walchs: „Wie es bei Anſtellung eines gemeinen Concilii gehalten werden ſoll" iſt falſch. Die lateiniſche Ueberſetzung ſagt: Quo pacto usque

lehrten Räte einen Auszug aller neuen Lehren und Bücher machen lassen und ihn auf dieser Versammlung vorlegen, um desto fruchtbarer darüber auf künftigem Concilio handeln zu können. „Es soll auch unser Statthalter und Regiment, dazu Kurfürsten, Fürsten u. s. w. mit sonderm hohen Fleiß sehen, daß mittlerzeit das heilige Evangelium und Gottes Wort nach rechtem wahrem Verstand und Auslegung der von gemeiner Kirchen angenommenen Lehrer ohne Aufruhr und Aergernis gepredigt und gelehrt werde." Auch über die Beschwerden deutscher Nation wider den Stuhl zu Rom, wie sie auf letztem Nürnberger Reichstage beschlossen worden, soll auf jener Speierer Versammlung beraten und entschieden werden*).

Unter demselben 18. April erließ Ferdinand ein Mandat, welches sich erheblich schärfer und unumwundener gegen Luther erklärte als der Abschied, die Ausführung des Wormser Mandats unbedingter einschärfte, aber in betreff jenes Speierer Reichstags am Abschied nichts änderte**). Man sieht, eine scharfe, klare Konsequenz ist hier nirgends zu entdecken. In demselben Aktenstücke scheinen entgegengesetzte Tendenzen zum Ausdruck zu kommen. Wer die Idee der Speierer Versammlung angeregt und durchgesetzt hat, wissen wir nicht. Wäre es von den Freunden Luthers, namentlich von den Vertretern des Kurfürsten Friedrich geschehen, so müßte sich in ihrer Korrespondenz doch wohl eine Spur davon finden. Die große nationale Bedeutung, welche man in unseren Tagen jener Speierer Versammlung beigelegt, hat damals, soviel ich sehe, niemand geahnt. Vielleicht wurde damit nicht mehr beabsichtigt, als eine bestimmtere Entscheidung in dem widerwärtigen und gefährlichen Handel weiter hinauszuschieben.

---

ad indicendum generale concilium sit agendum. Demgemäß heißt es in den Frankfurter R.T.A. Bd. 39. fol. 381 b: „wie es bis zu anstellung" u. s. w.

*) Walch 15, 2687.

**) Walch 15, 2732 ff.

Wenn die Freunde Luthers wie Luther selbst alle Ursache hatten, mit Abschied und Mandat unzufrieden zu sein, so mußte der Abschied dagegen bei Campeggi und Ferdinand, in Rom und bei dem Kaiser noch größeren Unwillen erregen. Der Legat erließ, noch ehe der Abschied festgestellt war, einen energischen Protest gegen alle diejenigen Sätze des Entwurfs, welche nicht zu der unbedingten Durchführung des Wormser Edikts stimmten, und wiederholte denselben, als die Stände nichtsdestoweniger an jenen Sätzen festhielten. Der Papst aber richtete eine ausführliche Instruktion an seinen Nuntius beim Kaiser, worin er den ganzen Hergang während des letzten Jahres rekapitulierte und die arge Verwüstung der katholischen Kirche im Reiche mit lebhaften Farben schilderte. Er erzählte, wie übel es Campeggi in Deutschland ergangen; er sprach mit Entrüstung über die „böseste und gottloseste" Erklärung der Städte und verbreitete sich dann eingehend über den Beschluß des Reichstages. Derselbe scheine zwar katholisch, indem er die Pflicht, das Wormser Edikt auszuführen, anerkenne, enthalte aber viel Gift, besonders da, wo er von einer Prüfung der neuen (doch längst von der Kirche verurteilten) Lehren spreche und zu diesem Zwecke einen Reichstag ankündige, von welchem geradezu ein Schisma zu befürchten sei. Der Kaiser müsse gegen diese enormen Verirrungen sofort mit der größten Energie einschreiten, wenn er nicht seine und der Kirche Autorität im Reiche völlig wolle zerstören lassen. Es werde sich empfehlen, zunächst den Kurfürsten von Sachsen, als das Haupt der Ungehorsamen, der Kur zu berauben und eine der gottlosen Städte mit dem Banne zu belegen*). Nach allen Richtungen entfaltete der Papst eine rührige Thätigkeit. Er belobte Ferdinand und den Kurfürsten von Trier wegen ihres in Nürnberg bewiesenen Eifers und spornte sie an, den Kampf gegen die Ketzerei rastlos fortzusetzen; er setzte Wolsey, welcher bereits im Herbst

*) Balan, Monum. ref. Luth. p. 332 ff. 339 ff.

1523 durch eine Gesandtschaft in Deutschland für die Kirche zu wirken gesucht hatte, von den Nürnberger Beschlüssen in Kenntnis und mahnte ihn, den christlichen Glauben gegen die drohenden Gefahren zu schützen; er ließ endlich durch Campeggi an jener Verbindung der gut katholischen Fürsten und Prälaten arbeiten, welche dann der ketzerischen Ueberflutung den ersten wirksamen Damm entgegenstellte *).

Soweit es der überaus schwerfällige Verkehr zwischen Deutschland und Spanien möglich machte (so trafen die Briefe Ferdinands vom 18. Dezember und 13. Januar dort erst im April ein), verfolgte der Kaiser den Gang der Dinge, namentlich der religiösen Angelegenheiten im Reiche mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne päpstlicher Mahnungen zu bedürfen. Auf jene Briefe Ferdinands erwiderte er am 15. April, die schlimme Ausbreitung der lutherischen Sekte im Reiche mißfalle ihm höchlich; er hoffe, daß Ferdinand zusammen mit dem Legaten Campeggi, seinem „guten Freunde", alles thun werde, um jene Sekte auszurotten. Zugleich schrieb er an Hannart und den Schwäbischen Bund. Jenem befahl er, dem Regiment seinen ernstlichen Willen anzuzeigen, daß zunächst in Nürnberg Ordnung gemacht und ein Beispiel für die anderen aufgestellt werde durch Entziehung aller Gnaden, Privilegien und Freiheiten; auch solle, wenn die Stadt nicht gehorche, Regiment und Kammergericht von da verlegt werden. Den Ständen des Schwäbischen Bundes erklärte er, es sei ihm unerträglich, daß unter seiner Regierung im Reiche ein so kläglicher Abfall von der Kirche eintrete; er befahl ihnen nachdrücklich, das Wormser Edikt in ihren Gebieten streng durchzuführen **).

Nun hörte er im Juni von Rom über den Ausgang des Nürnberger Reichstages. Sofort, ehe er nur durch Ferdinand

---

*) Balan p. 346 ff. 328.

**) Karl an Ferdinand den 15. April (Wien. Arch.), an (Hannart) und den Schwäbischen Bund. Notizenblatt 2, 85 f.

oder Hannart darüber Bericht empfangen, ließ er vier Schreiben an Statthalter und Regiment, Hannart, die Kurfürsten, Fürsten und Prälaten und an die vornehmsten Reichsstädte ausfertigen. Da er den Reichstagsabschied noch nicht kannte, sondern nur den römischen Bericht darüber, sah er in demselben lediglich den Beschluß, „ein Konzil in gemein oder insonderheit, oder andere dergleichen Versammlung" ohne des Papstes und seine Erlaubnis auszuschreiben. Er habe niemand, erklärte er, seine kaiserliche Hoheit, Autorität und Gewalt für ein Konzil gegeben, wolle auch niemand gestatten, sich derselben anzumaßen. Den Kurfürsten, Fürsten und Prälaten gebot er ernstlich, sich dieses Konzils nicht zu unterstehen, sondern es zu hindern. Den Städten aber drohte er mit der Strafe des Majestätsverbrechens, mit dem Verlust aller ihrer Privilegien und Freiheiten, wenn sie sich eines so unerhörten Vorgehens schuldig machten. Schließlich schien es denn aber doch nicht geraten, ohne weiteres, allein auf den römischen Bericht hin, so scharf einzuschreiten. Es wurden deshalb jene Schreiben an Ferdinand übersandt mit der Weisung, er möge prüfen, ob es zweckmäßig sei, dieselben auszufertigen; jedenfalls aber solle er den Papst und Campeggi davon unterrichten. Ferdinand scheint die Expedition der Schriftstücke nicht gut gefunden zu haben*).

Es verging vielleicht noch ein Monat, bis dem Kaiser die Akten des Reichstags selbst zugingen. Denn erst am 15. Juli**) erließ er den Bescheid auf die Beschlüsse desselben, „der lutherischen Sekten und Irrsal halben". Auch jetzt noch sah er ganz wie der Papst in diesen Beschlüssen nur das dem Wormser Edikt Widersprechende, durch welches nach seiner Meinung die

*) Sie sind, soviel ich weiß, erst durch den Abdruck im Notizenblatt 2, 97 ff. bekannt geworden.

**) Nicht am 27., wie Ranke 2, 113 schreibt. Sowohl die Kopie in den Frankfurter R.T.A., auf welche sich Ranke beruft, als der Abdruck bei Walch 15, 2705 ff. haben: „Geben in unserer stadt Burgos in Castilien am funfzehenden tag des monats Julii."

Sache ein für allemal erledigt war. Er sprach sein höchliches Befremden darüber aus, daß der Reichstag die Beobachtung dieses Edikts nur soviel einem jeden möglich sei, befohlen habe. Er fand es ärgerlich, daß die Stände ein Konzil beschlossen hätten, was doch allein dem Papste und ihm zustehe, erklärte übrigens, ein solches Konzil nicht abschlagen, sondern sich dafür beim Papste bemühen zu wollen. Wenn nun aber Stände eine Versammlung deutscher Nation auf nächsten Martini ankündigten, um da zu beschließen, wie es bis zum Konzil mit dem Gottesdienste gehalten werden solle, „solichs können noch wollen wir keineswegs gestatten". Das sei eine unerhörte Anmaßung, daß die deutsche Nation für sich allein unternehmen wolle, was doch alle christlichen Fürsten samt dem Papst sich nicht unterfangen dürften, die uralten christlichen Ordnungen abzuthun. Der „unmenschliche und unchristliche" Luther meine zwar mit seinem „unseligen bösen Gift" und seiner „arglistigen Bosheit" sich wie einst Mahomet vor den Menschen groß zu machen. Aber Gott der Allmächtige werde solches verhüten und er als Kaiser es nicht dulden. „Deshalb befehlen wir Euch bei den Pflichten, mit denen Ihr uns und dem heiligen Reiche verwandt seid und bei Vermeidung Criminis laesae Majestatis, unser und des Reiches Acht und Aberacht und Verlust aller Gnaden und Freiheiten", daß Stände von dem Wormser Edikte in keiner Weise abweichen, sondern dasselbe stracks durchführen, am wenigsten sich mit den vorgenommenen Konzilen und anderen Disputationen befassen.

Pavia.

Im Grunde wiederholte der Kaiser mit diesem vehementen Gebot ja nur, was er vor drei Jahren in Worms verkündigt hatte; aber es bestand doch der große Unterschied, daß er damals in wenigstens scheinbarer Uebereinstimmung mit dem Reichstage gehandelt hatte, jetzt dagegen sein verdammendes Urteil gegen den Beschluß eines Reichstags kehrte und zwar eines Reichstags, welcher in der fraglichen Beziehung für ihn so günstig wie möglich zusammengesetzt war. Sein Wormser Edikt, seine neuerlichen Mahnungen an die Städte und Stände hatten bisher nicht gewirkt: was sollte die Drohung aus Burgos wirken? Mit Worten ließ sich hier nichts ausrichten, wie ihm Ferdinand so oft vorgestellt hatte. Befand sich nun damals, als er dieses gewaltige Verbot ausgehen ließ, der Kaiser in der Lage, dem Worte die That folgen zu lassen, gegen die ungehorsamen Stände einzuschreiten?

Es ist nicht leicht, eine klare Vorstellung von den Gesamtverhältnissen des Kaisers und von den Gründen zu gewinnen, welche sein Auftreten in den verschiedenen Momenten bestimmten. Wie sorgfältig man z. B. alle erreichbaren Nachrichten aus dem Spätsommer und Herbst 1523 prüft, man versteht doch nicht recht, wie der Kaiser in dem großen Moment des allseitigen Angriffs auf Frankreich mit seiner eigenen Aktion so vollständig zurückbleiben konnte. Wir erinnern uns, daß er im

Frühling seine Finanzlage als eine besonders günstige gerühmt hatte. Im August waren ihm dann von den Cortes Castiliens 400 000 Dukaten bewilligt worden. Wenn wir da freilich schon Anfang Oktober hören, er habe alles für Private in Sevilla aus Indien angekommene Gold an sich genommen, so wird uns wohl klar, daß es trotz allem mit den kaiserlichen Finanzen schon wieder übel bestellt war. Aber in dem Maße, daß dadurch allein der Angriff auf Frankreich unmöglich geworden wäre, doch kaum.

Fast noch größer als die Geldnot war die Arbeitsnot des Kaisers. Seine Lage brachte es mit sich, daß in jedem Augenblick eine so große Masse von Geschäften auf ihn eindrängte, daß auch die reichsten und bedeutendsten Kräfte sie nicht zu bewältigen vermochten. Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie verschiedene Sorgen und Aufgaben den Kaiser in dem Augenblicke in Anspruch nahmen, wo er alle seine Kräfte und Gedanken auf den Krieg gegen Frankreich hätte konzentrieren müssen. Während des August standen sehr wichtige Verhandlungen mit den Cortes im Vordergrunde, auf die wir später zurückkommen. Daneben gingen die uns bekannten Unterhandlungen mit der Botschaft der deutschen Städte. Sodann mußte die Instruktion für Hannart aufgesetzt werden, in welcher der Kaiser nicht etwa nur über die Behandlung der Angelegenheiten des Reichs zu entscheiden hatte. Fast noch mehr als diese beschäftigten ihn damals die dänischen Dinge. Er fand es unerträglich, daß Unterthanen ihren König verjagten, wie übel derselbe auch gehaust haben mochte. Er hegte deshalb ebenso wie Heinrich VIII. den dringenden Wunsch, daß diese Empörung, dieses gefährliche Beispiel gezüchtigt werde*). Er empfand den besonderen Ver-

*) Siehe darüber besonders Karls Brief an Margarete, Valladolid den 18. August 1523, worin er seinen Entschluß ausspricht, wenn die Verhandlungen mit dem Herzoge von Holstein und der Hanse nicht zu befriedigenden Resultaten führten, im nächsten Frühling proceder par la

druß, daß dadurch seine Schwester einer Königskrone beraubt worden sei. Das Schicksal derselben lag ihm, wie er bei jeder Gelegenheit ausspricht, sehr am Herzen, und Isabelle wußte diese Teilnahme des Bruders durch rührende Briefe zu steigern. Wie aber sollte er wirksam in die skandinavischen Dinge eingreifen? Die Korrespondenz darüber ist so umfassend, daß sie allein eine ziemliche Beschäftigung geboten haben würde. Weiterhin erhielt Hannart recht komplizierte Aufträge für den König von Polen, dessen Freundschaft mit Rücksicht auf die Verteidigung Ungarns gegen die Türken wichtig war, der sich aber von Karl in verschiedenen Beziehungen zurückgesetzt fühlte.

Dringender als diese nordischen Dinge machten sich natürlich die italienischen Sorgen geltend, eine fast unübersehbare Welt der verwickeltsten Aufgaben. Mit Savoyen, Genua, Mailand, Venedig, Ferrara, Florenz, Neapel, Sicilien war eine endlose Korrespondenz zu führen, von Rom ganz zu schweigen. Man erhält eine Vorstellung von dem Umfang und der komplizierten Natur dieser italienischen Beziehungen, wenn man die Instruktion liest, welche Karl unter dem 23. April 1522 Lannoy erteilte. Sie füllt nicht weniger als 47 Folioseiten. Welche Mühe es bereitete, die Freundschaft mit England leidlich zu erhalten, wissen wir. Die Verhandlungen mit Portugal nahmen ebenso die Thätigkeit der kaiserlichen Regierung fast ununterbrochen in Anspruch. Es handelte sich da um die verschiedensten Dinge, um den wichtigen Streit über die Gewürzinseln, um die Heirat des Königs Johann mit der einen oder der anderen von Karls Schwestern, um seine eigene Vermählung mit einer portugiesischen Infantin, um die Auslieferung

---

force. Das Regiment soll gegen die Hanseaten, welche seinen Befehlen nicht gehorchen, mit der Acht einschreiten. Den Papst hat er gebeten, die dänische Geistlichkeit mit strengen Strafen zur Ordnung zu bringen u. s. w. Bald freilich erkannte er die Notwendigkeit, sich auf friedliche Verhandluugen zu beschränken.

der nach Portugal geflohenen Comuneros u. ſ. w. Was die Verwaltung der indiſchen Kolonien bedeutete, haben wir früher geſehen. Welche Regierung würde nicht alle Hände voll zu thun gehabt haben, der allein die Sorge für dieſe neue Welt neben der Verwaltung Spaniens obgelegen hätte? Von einer beſonders wichtigen und ſchwierigen Aufgabe der kaiſerlichen Regierung, ihrem Verkehr mit den großen Bankhäuſern von Augsburg, Antwerpen, Genua, überhaupt von ihren Finanzoperationen wiſſen wir bisher ſo gut wie nichts.

Allen dieſen Anforderungen zu genügen, würde es für den Kaiſer nur eine Möglichkeit gegeben haben: wenn er ſich entſchloſſen hätte, ſeinen Vertretern in Italien, Deutſchland, Flandern, Indien die umfaſſendſten Vollmachten zu ſelbſtändigem Vorgehen zu erteilen. Nun geſchah es ja allerdings zuweilen, in beſonders dringenden Momenten, daß er ſeiner Tante Margarete oder Lannoy ſchrieb, ſie ſollten die oder die Angelegenheit nach eigener Einſicht entſcheiden, ohne weitere Befehle von ihm einzuholen. Im allgemeinen aber finden wir den Kaiſer von einer wahren Paſſion erfüllt, nicht nur über die großen politiſchen Fragen, ſondern auch über die Details der Verwaltung ſelbſt zu befinden. Am überraſchendſten tritt das in ſeinem Verkehr mit Margarete an den Tag. Dieſer klugen, eifrigen, unbedingt ergebenen Frau, ſollte man meinen, hätte er mit vollem Vertrauen die Regierung der Niederlande überlaſſen können, wie er das auch in ſeiner Inſtruktion vom 15. April 1522 zu beabſichtigen ſchien. Statt deſſen finden wir, daß ſie ihm regelmäßig über den ganzen Betrieb der Verwaltung mit der größten Ausführlichkeit zu berichten hat und er ihr mit derſelben Ausführlichkeit antwortet. Es haben ſich Schreiben der Fürſtin erhalten, welche 98 einzelne Artikel behandeln, worauf der Kaiſer jeden derſelben beantwortet. Je größer der Drang der Zeiten wird, deſto eifriger ſcheint er ſich faſt in dieſe Einzelheiten zu vertiefen. Wenn man nur die Korreſpondenz des Kaiſers mit ſeiner Tante aus den zwanziger

Jahren veröffentlichen wollte, würde man damit manchen Band füllen müssen.

Natürlich wurde Margarete mehr als einmal empfindlich davon berührt, daß ihr Neffe sie unter so peinlicher Ueberwachung hielt, ihr gar keine Selbständigkeit gönnte, ihre Verfügungen auch da durchkreuzte, wo ihre Autorität an der Durchführung derselben hing. Sie beschwerte sich dann wohl bei den vornehmen Niederländern in Karls Rat, oder auch bei Gattinara. Dieser erwiderte ihr einmal, er sei, solange er wieder in Spanien, „mit großen und übermäßigen und fast unerträglichen Geschäften beladen" gewesen, so daß er, zumal er oft von Krankheiten heimgesucht worden, sich um die niederländischen Dinge gar nicht habe kümmern können, sondern sie ganz Herrn De la Roche überlassen müssen*). Dieser aber seinerseits schreibt, was des Kaisers widrige Verfügungen über die von Margarete verliehenen Benefizien angehe, so habe er seiner Gewohnheit gemäß darüber niemand um Rat gefragt, und es gebe in seinem Reiche niemand, möge er noch so klug oder groß sein, der imstande sei, den Kaiser zu anderer Meinung zu bringen, wenn er nicht selbst die Richtigkeit der Aenderung erkannt habe. Er, De la Roche, habe in verschiedenen Zeiten viele Fürsten gekannt, aber nie einen gefunden, der mit größerer Sorgfalt seinen Geschäften nachgehe und absoluter darüber entscheide als der Kaiser. Was speziell die Verleihung der Benefizien und Bistümer betreffe, so nehme er sie vor,

*) Gattinara an Margarete, Pampelona den 24. Dezember 1523 (Wien. Arch.): Pour les grandes et excessives et quasi insupportables charges que jay eu puys que suys pardeça: tant aux afferes destat: que en toutes les consultes des conceaulx de tous ces royaulmes de Castille et d Aragon et Naples et aussy des Indes: et de lassemblee des Courtes (sic), auxquelles me failloit presider personnellement pour laddresse des afferes et des loys et ordonnances necessaires pour le bon gouvernement desdicts royaulmes, joinctz les empeschemens des maladies que souvent me sont survenues etc.

wie Gott es ihm eingebe, ohne sich um die Bitten irgend jemandes zu kümmern*). In diesem Falle gab nun allerdings der Kaiser seiner Tante volle Genugthuung. Er schrieb ihr, da er das größte Vertrauen zu ihr hege, sollten ihre Kompetenzen so, wie sie es wünsche, erweitert werden, sie Benefizien und Aemter selbständig verleihen, solange der Krieg dauere sogar über wichtige Stellen verfügen, jedoch immer unter Vorbehalt seiner Bestätigung. Aber das war nur eine geheime Verfügung, von der niemand erfahren sollte; im wesentlichen blieb das Verhältnis nach wie vor dasselbe**).

Der Kaiser wollte also nicht nur die Verwaltung all der verschiedenen und weit entlegenen Gebiete an die Entscheidungen seiner Zentralregierung binden, sondern er wollte diese Entscheidungen persönlich geben. Daß das nun ein vollkommen unmögliches Vorhaben war, bedarf keiner Erörterung. Wie sehr wir auch schon damals seine unermüdliche Arbeitslust von den verschiedensten Personen seiner Umgebung rühmen hören,***) das größte Genie würde an dieser Aufgabe gescheitert sein. Und hätte selbst Karl diese ungeheure Arbeitslast so zu bewältigen vermocht, daß er seine Entscheidung wenigstens über alle wichtigen Angelegenheiten zu rechter Zeit expediert hätte, seine Thätigkeit würde dennoch an der Weite der Räume zu

---

*) Gerard de Pleine (seigneur De la Roche) an Margarete Vitoria den 17. Januar 1524 (Wien. Arch.) Lempereur nen a demande nul advis, comme il fait des choses dependantes de son vouloir et auctorite. Il ne y a sy grand ne si saige en son royaulme qui luy fasse changer son opinion, se il ne luy semble que la raison luy doibve faire changer. Jay cogneu beaucoup de princes en divers aiges, mais je nen ay cogneu nul qui meist plus de peine de entendre ses affaires et qui disposast du sien plus absolument que luy.

**) Karl an Margarete Vitoria den 16. Januar 1524. Wien. Arch.

***) Man lese z. B. die begeisterte Schilderung, welche Phil. de Harchies in einem Schreiben vom 7. Februar 1524 an Margarete (Wien. Arch.) von Karls Persönlichkeit entwirft, der alle ebenso an Geschicklichkeit in den Waffen wie an diligence en son conseil übertreffe.

ſchanden geworden ſein. Da die Briefe ebenſowohl aus Italien als aus den Niederlanden im Durchſchnitt ſechs Wochen gebrauchten, bis ſie ihn in Valladolid oder Burgos erreichten, und ſeine Antworten wiederum erſt nach ſechs Wochen an ihre Adreſſe gelangten, nicht ſelten aber die Poſt aus und nach dieſen Ländern zwei, drei Monate unterwegs war, ſo ſieht jeder, daß allein hieran alles ſcheitern mußte. Die zentrale Lage Frankreichs, welches Karl zu Lande wie zu Waſſer den Verkehr mit den hauptſächlichen Schauplätzen der kriegeriſchen wie der diplomatiſchen Aktion immer ſehr erſchwerte, nicht ſelten für Monate abſchnitt, während König Franz ſeine Befehle nach Italien wie an die ſpaniſche und niederländiſche Grenze raſch und ſicher beförderte, — dieſer Umſtand allein gab ihm einen unſchätzbaren Vorteil über den Kaiſer.

Nach dem traurigen Ausgang der Operationen des Jahres 1523 ſah Karl wohl ein, daß in der bisherigen Weiſe ſchwer zum Ziele zu kommen ſei. Er ſchrieb Margarete, wenn drei oder vier verſchiedene Heere Frankreich angreifen ſollten, würden die weiten Entfernungen es unmöglich machen, ihre Bewegungen in den notwendigen Zuſammenhang zu bringen. Es empfehle ſich deshalb, die Kräfte auf einen Punkt zu konzentrieren. Sein italieniſches Heer eigne ſich dazu ebenſo durch die Tüchtigkeit der Soldaten wie durch ſeine ausgezeichneten Führer. Wenn man ihm alle Geldmittel zuwende, werde es endlich den Krieg zu dem erwünſchten Ziele bringen. Das war nun aber ein Gedanke, für welchen man England ſchwerlich zu gewinnen hoffen durfte. Denn was konnte König Heinrich für ſeine Intereſſen davon erwarten, wenn das kaiſerliche Heer, nachdem es die Franzoſen glücklich aus Italien herausgeworfen, in das ſüdöſtliche Frankreich ſelbſt mit glänzendem Erfolge eindrang? Wie groß die Mißſtimmung in England über den verdrießlichen Ausgang des letzten Feldzugs war, haben wir geſehen. Sie wurde noch geſteigert, als man erfuhr, daß Karl, nachdem endlich Fuenterrabia in den letzten Tagen des Februar den

kaiſerlichen Waffen erlegen war, ſein Heer entlaſſen hatte und, wenn der Friede nicht zu erreichen ſei, nur noch vom Kampf in Italien hören wolle, für welchen er die Geldmittel Englands in Anſpruch nehme. Wolſey erklärte darauf Ende März ſehr beſtimmt, derartige Pläne ſeien ganz unzuläſſig, und da ihm ſeine Geſandten, weit über die Wahrheit hinaus, berichtet hatten, die Gedanken des Kaiſers ſchienen jetzt vornämlich auf den Frieden gerichtet zu ſein, ſo erwiderte er, auch ihm ſcheine in Anbetracht der Haltung des Papſtes, der Ohnmacht des Kaiſers und der allgemeinen Geldnot der Friede mehr als notwendig, nur daß der Kaiſer bei den Verhandlungen darüber nicht ebenſo Englands Intereſſe vernachläſſigen dürfe wie bei ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen. Schon zwei Monate vorher hatte Wolſey ſeinen Vertretern beim Kaiſer den Wunſch nach Frieden geäußert, wenn es ſich ſo wenden ließe, daß die Verhandlungen darüber in England geführt würden. Sollte aber der Krieg fortgehen, ſo müßte der Hauptſtoß von Calais aus geführt werden und zu dieſem Zwecke Bourbon nach England kommen*).

Der Kaiſer hatte aus Rückſicht auf den Papſt nicht umhin gekonnt, ſich wenigſtens zum Schein auf die von dieſem betriebenen Verhandlungen über Frieden oder Waffenſtillſtand einzulaſſen, zumal Clemens mit den erſten Vorbereitungen dazu den dem Kaiſer geneigten Erzbiſchof von Capua, Nikolaus Schomberg, betraute, welcher Anfang März an die Höfe von Frankreich, Spanien und England geſchickt wurde, um perſönlich auf die Souveräne einzuwirken. Karls wahre Gedanken waren aber mehr als je auf die kräftigſte Fortſetzung des Kriegs gerichtet, wie er Margarete in einem charakteriſtiſchen Schreiben vom 26. März auseinanderſetzte, nachdem ſie ihm abermals die troſtloſe Lage ihrer Finanzen und die Unmöglich-

*) Wolſey an Sampſon und Jerningham den 25. März und 24. Januar 1524. Brewer IV, 1, 72 ff. und 24 f.

keit geklagt hatte, die Mittel für einen neuen Krieg aufzubringen. Er bedauere, antwortete er, daß sie in so großen Nöten stecke, aber er könne ihr nicht helfen. Unter den von Frankreich geforderten Bedingungen könne er weder auf Frieden noch auf Waffenstillstand eingehen. Denn er wolle seine Verbündeten (unter denen er hier namentlich an Bourbon dachte) nicht im Stiche lassen und unter keinen Umständen das Herzogtum Mailand aufgeben. Denn die Behauptung desselben sei für seine Reputation im Reich, für Neapel und Sizilien, für seine Freundschaft mit dem Papste und den übrigen italienischen Staaten, für seine ganze Machtstellung unentbehrlich; er werde es mit allen seinen Kräften und um jeden Preis festhalten. Ueberdies sei Frankreich jetzt so weit herunter, daß man mit der äußersten Anstrengung jetzt dahin streben müsse, es zur Vernunft und zu einem verständigen Frieden zu bringen. „Deshalb," rief er, „wie groß unsere Not sei, unterlassen wir nicht, weder hier noch dort, alles zu thun, was irgend möglich ist, um einen sicheren, ehrenvollen und vorteilhaften Frieden zu erzwingen, denn sonst müssen wir alle Tage von neuem anfangen." An diese nachdrückliche Erklärung schloß der Kaiser eine Darlegung seiner Operationspläne. Er wollte England zuliebe nicht mehr alles auf die italienische Armee setzen, einen Angriff auf die Picardie von den Niederlanden her unterstützen lassen: aber das Zentrum der Aktion müsse dem italienischen Heere bleiben. Deshalb habe er Bourbon zum Generalkapitän desselben ernannt, der bereits alle seine Freunde in Frankreich von dem beabsichtigten Angriffe auf die Provence unterrichtet habe. Er, der Kaiser, werde alle seine Mittel auf dieses italienische Heer konzentrieren, habe deshalb auch nicht die Absicht, jetzt Frankreich von Spanien her anzugreifen*).

Da König Franz mit derselben Zähigkeit darauf bestand, daß Mailand in der einen oder anderen Form in seinen Be-

*) Karl an Margarete den 26. März. Wien. Arch.

sitz oder doch unter seinen Einfluß komme, wie Karl das verneinte, hatten die Friedensverhandlungen trotz aller Betriebsamkeit des Papstes in keinem Augenblick eine reelle Bedeutung, wenn nicht dafür, daß sich Clemens und Wolsey in diesem diplomatischen Feldzuge einander immer näher rückten, der eine den andern in seiner Abneigung gegen das Bündnis mit dem Kaiser bestärkte. Aber wie sehr auch Wolsey auf König Heinrich in friedlichem Sinne wirkte, er konnte doch nicht hindern, daß die von den kaiserlichen Waffen abermals in Italien errungenen Erfolge seinen Herrn dem Kaiser noch einmal näher rückten.

Wir haben früher gehört, wie der Angriff Bonnivets auf Mailand, nachdem der Beginn des Kriegs den Franzosen die glänzendsten Aussichten eröffnet, Ende November 1523 gescheitert war und dieser Mißerfolg sofort einen dem Kaiser günstigen Eindruck in Italien hervorbrachte. Zunächst hatte dann der Kampf eine Weile geruht. Der auf den Tod kranke Prospero Colonna konnte nichts unternehmen, und ehe der zu seinem Ersatz herbeigerufene Lannoy aus dem fernen Neapel erschien, vergingen Wochen. Nachdem Colonna am 30. Dezember sein ruhmreiches Leben geendet, trat Lannoy an die Spitze des kaiserlichen Heeres. Er hatte einiges Geld, 4000 Mann zu Fuß und 400 schwere Reiter mitgebracht und, was mehr als das bedeutete, Pescara den jubelnden Soldaten wieder zugeführt. Da jetzt auch von der Kurie und auf ihr Betreiben aus den mittelitalienischen Staaten ziemlich beträchtliche Zahlungen einliefen, Mailand allein 90000 Dukaten aufbrachte, so konnten nicht nur die Truppen wenigstens zum Teil bezahlt, sondern sogar starke Werbungen in Deutschland vorgenommen werden. Während so alles im besten Zuge war, stellte die Meldung des Kaisers, er habe beschlossen, Bourbon als Generalkapitän das Kommando des Heeres zu übertragen, Lannoy und Pescara auf eine schwere Probe. Aber beide fügten sich. Nachdem 6000 Landsknechte über die Alpen gestiegen waren, zählte die kaiserliche Feldarmee 7000 Spanier, 4000 Italiener,

10000 Landsknechte und 1600 Reiter; daneben ſtand Leyva mit 5000 Mann zu Fuß und 1100 Reitern in Pavia. Gleich der ernſtliche Wiederbeginn des Kampfs zeigte eine gewiſſe Ermattung der Franzoſen. Namentlich ſeit die Kaiſerlichen am 2. März über den Teſſin gegangen, wurden ſie aus einem Platz, einer Poſition nach der anderen herausgedrängt oder herausgeworfen. Da nun ein Haufe von 5000 Graubündnern, den ſie geworben, in dem Augenblicke, wo er italieniſchen Boden berührte, ſich zur Umkehr veranlaßt ſah, ſpäter ein Heer von 8000 Schweizern, ihre letzte Hoffnung, ihnen ebenſowenig wirkſamen Beiſtand bot, dann Bonnivet verwundet, Bayard, der an ſeine Stelle getreten, am 30 April durch einen Schuß getötet wurde, brach die letzte Widerſtandskraft zuſammen. Anfang Mai eilten die Franzoſen über die Berge zurück. Alle Plätze, welche ſie noch in der Lombardei beſetzt hielten, kapitulierten.

Dieſe Nachricht weckte auch bei denjenigen Freunden des Kaiſers neue Kriegsluſt, welche ihn bisher am ernſtlichſten zum Frieden gemahnt hatten. Margarete, deren letzte Briefe namentlich mit Rückſicht auf die bedenkliche Lage im Reiche ſehr verzagt gelautet und Karl gewarnt hatten, irgend etwas von den Freunden Bourbons in Frankreich zu erwarten, ſie ſchrieb jetzt triumphierend, die großen Siege in Italien hätten Karls Lage mächtig gehoben. Nach ihrer Anſicht müßten jetzt Karl und König Heinrich raſch zu energiſchem Angriff auf Frankreich ſchreiten. Dann könnten ſie einen beträchtlichen Teil dieſes Landes erobern und damit das einzige Mittel gewinnen, König Franz zu vorteilhaftem Frieden zu zwingen. Sie bat den Kaiſer inſtändig, jetzt alles aufzubieten: ſie ihrerſeits werde mehr als das Mögliche thun. Aber lange könne ſie nicht mehr aushalten, da ſogar Anlehen unmöglich geworden ſeien*).

*) Margarete an Karl, Antwerpen den 29. Mai. Wien. Arch.

Wenn so die kluge Margarete von den italienischen Siegesbotschaften berauscht wurde, so kann man denken, wie sie auf den kriegslustigen Heinrich VIII. wirkten. Alle Mahnungen Wolsey's konnten ihn nicht abhalten, am 25. Mai einen neuen Vertrag mit dem Kaiser abzuschließen, dessen Inhalt dann freilich die Spuren seines Einflusses deutlich genug zeigt. Den Tag zuvor hatte der König seine Gesandten in Rom abermals bevollmächtigt, unter Vermittlung des Papstes mit Frankreich über Frieden oder Waffenstillstand zu unterhandeln: jetzt verband er sich mit dem Kaiser zu neuem Angriff. Bourbon sollte so rasch als möglich mit dem italienischen Heere in Frankreich eindringen. Sobald er französisches Gebiet betreten, wollte ihm England 100 000 Goldkronen zahlen und wenn nötig, nach fernerer Uebereinkunft, ihm weitere Summen senden. Wenn König Heinrich seinerseits Frankreich angreife, müsse ihn Margarete mit 4000 Mann unterstützen. Sobald dieser englische Angriff erfolge, höre die Zahlung an Bourbon auf; dieselbe werde überhaupt nicht erfolgen, wenn Bourbon nicht Heinrich VIII. als König von Frankreich huldige*). Diese sehr bedenklichen Klauseln wurden einigermaßen dadurch aufgewogen, daß Pace Bourbon als Englands Vertreter begleiten sollte, welcher der kaiserlichen Kriegspolitik ebenso eifrig ergeben war, als sich Wolsey von ihr abwandte.

Wenn Bourbon unmittelbar nach Vertreibung der Franzosen aus Italien in die Provence hätte eindringen können, würde er den Feind so gut wie wehrlos gefunden haben. Aber wie immer fehlte auch jetzt wieder das Geld. Der Kaiser hatte allerdings im Mai für die Armee Wechsel über 200 000 Dukaten geschickt, aber dieselben konnten in Genua

*) Brewer IV, 1, 148. Mignet (1, 509) giebt den Inhalt des Vertrags nach einem französischen Manuskript wesentlich anders an. Danach sollte der englische Angriff unbedingt erfolgen und der Kaiser ein Heer durch Roussillon in Frankreich eindringen lassen; auch wäre der Vertrag von Windsor erneuert worden.

erſt Anfang Auguſt realiſiert werden. Inzwiſchen hatten die Bemühungen Lannoy's und des Abts von Nájera, vorher die nötigſten Mittel flüſſig zu machen, nur langſamen Erfolg. So mußte Bourbon faſt zwei koſtbare Monate am Fuße der Alpen ſtill liegen. Andere Schwierigkeiten kamen hinzu. Als Pace Mitte Juni die Armee in der Nähe Turins erreichte, mußte er Bourbon auffordern, Heinrich VIII. den Huldigungseid zu ſchwören. Das erklärte der Connetable jetzt ebenſo wie früher für unmöglich, und ließ ſich ſchließlich mit vieler Mühe nur dazu bewegen, König Heinrich einen Eid der Treue zu leiſten. Pace drang nichtsdeſtoweniger mit überraſchender Wärme in Wolſey, den großen Augenblick nicht zu verſäumen, den Angriff auf Frankreich vom Norden her kräftig zu unterſtützen. Bourbon ſchrieb dem Könige, wenn er ſeinerſeits unverzüglich in Frankreich eindringe, ſolle er ihm die Augen ausreißen, wenn das italieniſche Heer nicht vor Allerheiligen in Paris ſei. Ebenſo trieben Karl und Margarete in London zur Eile. Aber es war alles umſonſt. Wolſey wußte ſeinen König in voller Unthätigkeit zu halten. Das engliſche Heer erſchien ebenſowenig in der Picardie als das engliſche Geld, von einer geringfügigen Summe abgeſehen, bei Bourbon*).

Dieſer hatte aber auch in ſeiner unmittelbaren Umgebung von vorn herein mit manchen Widerwärtigkeiten zu ringen. Pescara war dem ganzen Unternehmen abgeneigt und konnte nur durch Lannoy und große perſönliche Zugeſtändniſſe Bourbons beſtimmt werden über die Alpen zu gehen. Bourbon redete freilich trotz alledem fortwährend mit unbedingter Zuverſicht, aber die anderen Führer hatten weder zu ſeiner militäriſchen Fähigkeit, noch zu ſeiner politiſchen Einſicht großes Vertrauen. Schon Mitte Juli ſchrieb Soria dem Kaiſer, er fürchte, das nötige Geld werde nicht aufzutreiben ſein; wenn

*) Bergenroth p. 640. 651. Brewer p. 179 ff. 186 ff. Mignet 1, 513 ff.

England nicht kräftig im Norden angreife, werde Bourbon bald zum Rückzuge genötigt sein und dann ihm die Franzosen nach Italien folgen.

Am 1. Juli überschritt endlich Bourbon die französische Grenze, aber auch jetzt noch nicht mit seinem ganzen Heere; ein beträchtlicher Teil, namentlich die schwere Reiterei war jenseits der Alpen zurück geblieben, weil der Sold nicht gezahlt werden konnte. Und vor allem fehlte noch das Geschütz, welches Moncada mit seiner Flotte heran bringen sollte. Als die Schiffe am 7. Juli zu landen versuchten, wurden sie von der überlegenen französischen Armada angegriffen. Nur ein verzweifelter Kampf, in den sich Bourbon und Pescara stürzten, rettete drei auf den Strand gelaufene Galeeren vor Vernichtung. Die von ihnen geführten Kanonen hatte jetzt Bourbon, aber die Masse des Geschützes konnte erst später gelandet werden. So gingen wieder zwanzig Tage verloren. Erst am 22. Juli erreichte das Heer Draguignan. Schon damals litt es empfindlichen Mangel an Lebensmitteln und Geld. Moncada mußte 6000 Scudi, welche Lannoy mit großer Mühe in Genua für die Mannschaft der Flotte aufgetrieben, an Bourbon senden, weil die Landsknechte zu meutern drohten. Natürlich hatte der Admiral mit seinen Leuten um so größere Not. Schon vor Monaten hatte er den Kaiser beschworen, seine Flotte erheblich zu verstärken und Geld zu senden. Das ganze Unternehmen hänge davon ab, daß die kaiserlichen Schiffe das Meer beherrschten; jetzt aber sei ihre Zahl ungenügend, ihre Ausrüstung höchst mangelhaft. Von Spanien kamen weder Schiffe noch Geld *).

Man erstaunt, daß das von solchen Schwierigkeiten bedrängte Heer, sobald endlich die schwere Reiterei eingetroffen war, unaufhaltsam in das feindliche Land eindrang. Am 9. August hielt es seinen Einzug in Aix, die Hauptstadt der Provence. Was sollte nun aber weiter geschehen? Bourbon

*) Col. de doc. inéd. 24, 380 ff.

hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß der Kaiser seinen Angriff durch ein von Catalonien her vordringendes Heer unterstützen werde. Statt dessen schrieb ihm dieser am 14. August, England komme seinen Verpflichtungen übel nach, er allein könne eine so schwere Last nicht tragen. Er habe König Heinrich aufgefordert, Bourbon 300000 Dukaten zu senden, und Lannoy befohlen, ihm so bald als möglich weitere 100000 Dukaten zu verschaffen. Er habe auch seinen deutschen Truppen in Spanien (einige tausend Mann!) Befehl gegeben, auf Perpignan zu marschieren. Er hoffe, Bourbon werde dadurch in den Stand gesetzt werden, sich so lange in Frankreich zu halten, bis ein günstiger Friede abgeschlossen werde. Wenn er aber nicht glaube, den Krieg mit Vorteil fortsetzen zu können, möge er lieber nach Italien zurückkehren und dann sofort Herrn de la Roche*) davon benachrichtigen, damit derselbe Frieden oder wenigstens Waffenstillstand schließe. Man könne vielleicht durch Diplomatie erreichen, was die Waffen versagten!**)

An demselben Tage, wo dieser trostlose Brief geschrieben wurde, begann Bourbon den Angriff auf Marseille. Nach dem Wunsche Englands über Lyon ins Herz Frankreichs vorzudringen, hatte er sich natürlich versagen müssen. Schon die Einnahme Marseille's würde für den Kaiser einen sehr wichtigen Erfolg bedeutet haben, da dieser Hafen der Ausgangs- und Stützpunkt aller Operationen war, durch welche die französischen Schiffe die spanische Ostküste heimsuchten und den Verkehr des

---

*) Diesen hatte der Kaiser Ende Mai nach Rom geschickt, um die Friedensverhandlungen zu führen. Er starb dort Ende August an der Pest.

**) Bergenroth p. 655 f. Am 7. Oktober schrieb Karl, er werde das Mögliche thun, um Bourbon zu helfen, werde ihm aus Catalonien 4000 Spanier und die Landsknechte aus Roussillon senden (Bergenroth p. 672). Waren diese also wirklich über die Pyrenäen gegangen? Am 18. August hatte Karl an Sessa geschrieben, er habe 5000 Landsknechte und eine beträchtliche Reiterei nach Roussillon geschickt: kamen sie dort auch an? Jedenfalls haben sie auf den Gang des Kriegs nicht im mindesten eingewirkt.

Kaisers mit Italien hemmten. Nach dem bisherigen Verlauf des Feldzugs, nach dem passiven Verhalten der Städte der Provence (Aix hatte freiwillig die Thore geöffnet), durfte man wohl hoffen, auch Marseille's Meister zu werden. Aber hier stießen die Kaiserlichen auf den kräftigsten Widerstand. König Franz, von dessen Thätigkeit Bourbon sonst noch nichts verspürt, hatte Marseille zeitig in trefflichen Verteidigungszustand gesetzt. Eine nicht sehr starke Besatzung unter dem rührigen und entschlossenen Renzo da Ceri wurde von der patriotischen Begeisterung der Bürger so nachdrücklich unterstützt, daß sie die Belagerungsarbeiten des Feindes durch häufige Ausfälle erschweren und wo die Kugeln doch Breschen gelegt, dieselben durch neue Bollwerke versperren konnte. Endlich am 21. September glaubte Bourbon einen Sturm wagen zu können. Aber die durch Mangel an Geld und Lebensmitteln verstimmten Soldaten versagten sich einem Wagnis, das Pescara selbst widerriet. Acht Tage darauf mußten die Belagerer abziehen*).

König Franz war durch den unglücklichen Ausgang seiner letzten italienischen Invasion nicht im geringsten entmutigt worden. Daß sein vom langen Kriege erschöpftes Land infolge des ungewöhnlich harten Winters von schwerer Teurung heimgesucht wurde**), daß seine Gemahlin am Tode lag, das alles machte auf ihn keinen Eindruck. Bereits im Juni ließ er dem Papst sagen, im Herbst werde er an der Spitze von 30000 Mann nach Italien kommen. Aber gegen Bourbon brachte er nur langsam ein Heer zusammen. Er schien mehr von England befürchtet zu haben, da er seine nordwestlichen Provinzen wiederholt persönlich besuchte, um dort alles für die Abwehr des

*) Man sehe die vortreffliche Schilderung der Belagerung bei Mignet 1, 521 ff.

**) Das Maß Getreide, welches im Herbst 1523 21 Sous gekostet, mußte im Frühling 1524 mit 5 Livres bezahlt werden. Reben und Obstbäume hatte der Frost massenhaft zerstört. Journal d'un bourgeois de Paris p. 186. 205.

Feindes zu rüsten. Erst im September sammelte sich ein Heer an der Rhone, welches dann zuletzt allerdings stark auf die Belagerer Marseille's drückte. Der König, welcher über die Mittel seines Landes unbedingt verfügte, z. B. im Dezember 1523 von den Ständen Languedocs allein 239000 Livres fordern, in demselben Monate alle bei den Gerichten deponierten Gelder als Anlehen nehmen*), von seinen großen Städten beliebig 10—100000 Livres erheben konnte, von seiner Geistlichkeit Millionen geschenkt erhielt, dieser König war nie in Verlegenheit, wenn es sich um einen neuen Krieg handelte. Aber trotz alledem kam er diesmal nicht leicht vorwärts. Als er von den Schweizern wiederum 6000 Knechte forderte, hielt man ihm entgegen, er sei den Eidgenossen 300000 Livres an Sold, Pensionen und Darlehen schuldig: die müsse er zunächst bezahlen. Wieviel ihm an den Schweizern lag, er war außer stande, jene Summe aufzubringen. Von Anfang Juni schleppten sich die Verhandlungen bis gegen den Herbst fort**). Endlich bekam er aber doch die 6000 Mann, dazu 8000 Landsknechte. Das eigene Land stellte ihm 6000 Aventuriers und 2000 Lanzen, nebst einer vortrefflichen Artillerie.

Sobald er erfuhr, daß Bourbon von Marseille abgezogen sei, ließ er den jungen Marschall Montmorency mit der leichten Reiterei und einigen tausend Landsknechten dem Feinde nachsetzen. Den Kaiserlichen wäre es auf dem schwierigen Rückzuge

---

*) Herr Picot hat die große Freundlichkeit gehabt, mir von der wichtigen Publikation der Ordonnances de François I. den Ende 1885 veranstalteten Probedruck mitzuteilen, woraus ich jene Befehle vom 6. und 24. Dezember entnommen habe. Merkwürdigerweise finden sich ähnliche Maßregeln aus dem ganzen Jahre 1524 nicht angeführt, welche damals doch sicher in beträchtlich erhöhtem Maße stattgefunden haben werden. Vgl. die Bemerkungen über Franz' Finanzwirtschaft bei Gorges, La dette publique (Paris 1884) p. 20 ff. Wie er von den Städten Geld erhob und durch massenhaften Verkauf neuer Aemter seine Kassen füllte, zeigt das Journal d'un bourgeois p. 120 f. und 123 ff.

**) Eidgenössische Abschiede IV, 1 A. S. 446. 449. 468 f. 481 f.

wohl übel ergangen, wenn nicht Pescara mit seiner eisernen, bis zur Grausamkeit gehenden Energie denselben gedeckt hätte. Fast alles Geschütz ging trotzdem verloren. Während so Bourbon über die Seealpen zurückeilte, zog König Franz mit der Masse seines Heeres in schleunigem Marsch das Thal der Durance hinauf, um wo möglich vor den Feinden Italien zu erreichen. Ein ungewöhnlich milder Herbst kam ihm dabei zu statten, so daß er den Weg von Briançon nach Pignerolo in drei Tagen zurücklegen konnte*).

Die kaiserliche Armee war nicht, wie man hatte fürchten müssen, aufgelöst, aber in hohem Grade geschwächt und ermüdet, als sie den italienischen Boden erreichte. Die wenigen Truppen, welche ihr der in Piemont zurückgebliebene Lannoy zuführte, setzten sie auch nicht in stand, den Franzosen entgegenzutreten. Nachdem sie einige tausend Mann in Alessandria gelassen, ging sie eilig über den Tessin zurück. Wenigstens Mailand hofften die Führer zu halten. Aber diese Stadt war wie Genua, Rom und andere italienische Orte in diesem Jahre furchtbar von der Pest heimgesucht worden. Man konnte deshalb jetzt nicht wie früher erwarten, daß die Bevölkerung wirksam zur Verteidigung beitragen werde. Selbst der unerschrockene Morone fand es unmöglich, den Platz zu halten. Nachdem die Kaiserlichen das Kastell mit einer Besatzung versehen, wichen sie auf Lodi zurück. Am 26. Oktober zog eine französische Abteilung in die Hauptstadt der Lombardei ein.

So standen die Dinge hier fast wieder wie vor drei Jahren, da der Kampf begann, aber mit dem großen Unterschiede, daß damals eine kaiserlich-päpstliche Armee zuversichtlich gegen die Lombardei vordrang, während es jetzt sehr zweifelhaft war, ob die Kaiserlichen sich an der östlichen Grenze der Lombardei

*) Am 14. Oktober finden wir ihn in Briançon, am 17. in Pignerolo. Champollion-Figeac, Captivité du roi François I. p. 29. 31.

würden behaupten können, oder nach Neapel zurückweichen müssen. Während damals König Heinrich mit frischer Kriegslust zum Bündnisse mit dem Kaiser drängte, hatte jetzt Wolsey dieses Bündnis vollständig lahm gelegt. Die Mittel des Kaisers waren überall erschöpft. Die Passivität, mit welcher er den Angriff Bourbons auf Frankreich ohne Unterstützung gelassen hatte, mußte alle seine Anhänger in hohem Grade entmutigen.

Niemand aber wurde stärker von dem plötzlichen Wechsel des Kriegsglücks betroffen als der Papst. Wir haben früher gesehen, wie er noch vor seiner Wahl sich von der innigen Verbindung mit dem Kaiser losgelöst und in eine neutrale Stellung über den Parteien zurückgezogen hatte. Indem er aber so mit allem, was er seit dem Frühling 1521 gethan und erstrebt hatte, in grellen Widerspruch trat, gelang es ihm keineswegs, seine neue Politik klar und würdig hinzustellen. Nicht nur die Schwierigkeiten der europäischen Verhältnisse und die eigene Machtlosigkeit, sondern vor allem die innere Unwahrhaftigkeit lastete wie ein Fluch auf diesem Papste, dessen große Klugheit, Welterfahrung und Skrupellosigkeit nichts erreichen sollte, als bittere Demütigungen für ihn selbst, namenloses Elend für Rom und unermeßliche Verluste für die katholische Kirche. Wenn er den streitenden Mächten erklärte, er könne für keine von ihnen Partei nehmen, seine Pflicht gebiete ihm, nur auf die Herstellung des Friedens in der Christenheit, die Abwehr der Ungläubigen und der Ketzer zu sinnen, so kündigte das eine Politik an, welche zwar, wie das Schicksal Adrians gezeigt hatte, wenig Erfolg verhieß, die aber, mit dem größeren Geschick des gewandten Mediceers durchgeführt, wenigstens der Kurie eine würdige Stellung sichern und immerhin in günstigen Momenten eine wohlthätige Einwirkung auf die Geschicke der katholischen Christenheit ermöglichen konnte. Aber diese uneigennützige Friedenspolitik war nur eine täuschende Phrase. Denn so oft eine Möglichkeit erschien, daß sich der Kaiser und König

Franz ohne päpstliche Vermittlung die Hand reichten, zeigte man sich in Rom von solcher Aussicht peinlich berührt*). Während der Papst zum Kaiser und den Königen von Frankreich und England als oberster Hirt der Christenheit von der Notwendigkeit des Friedens, des gemeinsamen Kampfes gegen Türken und Lutheraner redete, während er gegen die Venezianer die Sprache des italienischen Patrioten führte, dem nur an der Befreiung der Halbinsel von den Fremden liege, lebten in seinem Herzen die alten mediceischen Wünsche nach Erweiterung der Macht seines Hauses. Und stärker noch als diese weltlichen Begierden wirkte in Clemens die Angst. Er hatte nie den Mut er selbst zu sein, weder als Papst noch als Mediceer. Sowohl das Interesse des allgemeinen Friedens, als das Beste Italiens und der Vorteil seines Hauses hätte erfordert, daß er seinen Einfluß dem jedesmal Schwächeren zu gute kommen ließe; aber seine Angst trieb ihn fast immer auf die Seite desjenigen, welcher im Vorteil war, wenn dieser Vorteil nicht so groß wurde, daß er noch größere Angst erweckte und dadurch den Papst auf die entgegengesetzte Seite scheuchte. Die innerste Natur dieser Politik brachte es mit sich, daß sie immer auf Täuschung aller ausging. Heute wurden dem Kaiser, morgen König Franz zu weit gehende Konzessionen gemacht, um ihnen den Verdacht zu benehmen, der Papst halte zum Gegner, was ihn aus einer Unwahrheit in die andere trieb. Aber wie die größte Klugheit niemals klug genug gewesen ist, um der Lüge auf die Dauer Macht zu geben, so wurden auch die höchst verschmitzten Anschläge dieses Papstes immer und zwar auffallend rasch durchschaut.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir den verschlungenen Wegen der päpstlichen Politik das ganze Jahr 1524 hindurch nachgehen wollten. Clemens' Bemühungen um den Frieden,

*) Siehe oben S. 299 und Foscari's Depesche an die Zehn vom 29. Dezember 1524.

seine wiederholten Sendungen nach Frankreich, Spanien und England, seine unermüdlichen Verhandlungen mit den Botschaftern dieser Mächte in Rom führten nicht nur deshalb zu keinem Ziele, weil der Kaiser und König Franz einander mit unversöhnlichen Ansprüchen gegenüberstanden, sondern doch auch deshalb, weil der Friedensvermittler keinem Teile den Eindruck zuverlässigen Ernstes machte, sondern in jeder Partei die Hoffnung lebendig ließ, sie könne ihn auf ihre Seite bringen. Was konnte für den Papst, dem wirklich am Frieden lag, verdrießlicher sein, als der Zug der Kaiserlichen in die Provence? Nichtsdestoweniger munterte er sie im Mai dazu auf*), um den Siegern einen angenehmen Eindruck zu machen. Mitte Juli freilich, als der Zug auf Schwierigkeiten stieß, sagte er den Engländern, deren Abwendung vom Kaiser er kannte, er sei dagegen gewesen. Immerhin war der Kaiser damals noch im Vorteil. So finden wir den Papst auch noch im Juli mit dem alten Plane beschäftigt, die Schweiz von Frankreich abzuziehen, was eine Gefälligkeit für den Kaiser, zugleich aber eine Stütze für die italienische Politik des Papstes und Venedigs sein sollte**). Um jeden Preis wünschte er zu hindern, daß die Franzosen abermals in Italien einbrächen***). An dieser Richtung hielt er selbst dann noch fest, als der Rückzug der Kaiserlichen begonnen hatte. Nicht ohne Verwunderung lesen wir in einem Schreiben der Zehn an Foscari vom 2. Oktober, sie müßten höchlich den Wunsch des Papstes loben, Mailand gegen die Franzosen zu verteidigen; auch sie hätten ihre Mannschaft bereits aufgeboten. Also selbst damals, als man in Rom längst von dem Aufbruch des Königs Franz nach Italien wußte, wünschte der Papst noch ihm entgegenzuwirken.

*) Bergenroth, p. 638 f.

**) Die Zehn an Foscari den 6. Juli.

***) Foscari an die Zehn den 11. Juli.

Als nun aber die Nachrichten von der widerstandslosen Ueberflutung der Lombardei durch die Franzosen kamen, da schlug diese Politik ins Gegenteil um. Clemens war in unbeschreiblicher Angst. Der Verlust Mailands, sagte er Sessa, sei nichts im Vergleich mit dem, was noch kommen werde. Zunächst suchte er allerdings den Kaiserlichen noch eine gewisse Stütze zu bieten*): er zahlte ihnen einmal heimlich 6000 Dukaten; er bemühte sich durch mehrfache Sendungen an Lannoy und König Franz einen Waffenstillstand herbeizuführen. Da aber der Vicekönig mit Mailand keineswegs die Lombardei verloren sah, König Franz Bedingungen stellte, auf welche die Gegner niemals eingehen konnten, dagegen den Papst mit verlockenden Anerbietungen umwarb, sank dieser immer tiefer in die französischen Schlingen. Vielleicht nicht ohne inneres Widerstreben. Aber er stand unter dem Druck von zwei Männern, welche seine unentschlossene, furchtsame Seele unaufhaltsam fortschoben, seines Lieblings Giberti und des Grafen Carpi. Giberti war, wie wir wissen, von Anfang an für Frankreich gewesen. Da mußte es denn dem französischen Interesse sehr zu statten kommen, daß derjenige Mann, welcher neben Giberti den größten Einfluß auf den Papst übte, und zwar zu Gunsten des Kaisers, daß Schomberg einen großen Teil des Jahres

*) Wenn der Brief Lautrecs an König Franz (Captivité de François I. p. 23 ff.), in welchem er „aus dem Lager vor Pavia" meldet, der Papst und die Florentiner hätten ihn wiederholt dringend gebeten, die französische Flotte nach Neapel zu senden, wirklich vom 10. Oktober 1524 wäre, so läge darin allerdings, wie Busch (Kardinal Wolsey 1522—1525 S. 62) meint, der unwiderlegliche Beweis einer sehr frühen Feindseligkeit des Papstes gegen den Kaiser. Aber dieser Brief gehört nicht, wie der Inhalt deutlich zeigt, in das Jahr 1524, sondern in eine spätere Zeit. Am 10. Oktober 1524 war noch kein Franzose über die Alpen gekommen, noch viel weniger lag Lautrec damals schon vor Pavia. Es ist auffallend, daß Champollion-Figeac einen solchen Irrtum begehen konnte, da die vorhergehenden wie die nachfolgenden Briefe es unmöglich machen, Lautrecs Schreiben ins Jahr 1524 zu setzen.

hindurch, und so auch jetzt wieder, auf diplomatischen Sendungen abwesend war. Indem nun der Papst diesen Giberti mit der wichtigen Sendung an Lannoy und König Franz betraute, gab er den Franzosen gewissermaßen von vornherein gewonnenes Spiel. Und was wußte Carpi nicht alles zu sagen? Schon damals regte er den Gedanken an, welcher erst am Ende von Clemens' Pontifikat zur Ausführung kommen sollte: die Vermählung seiner Nichte Katerina de' Medici mit dem zweiten Sohne des Königs Franz. Ueber Ferrara, gegen welches Carpi persönlichen Haß trug, und nach welchem Clemens nicht viel weniger verlangte als einst Leo X., regte er allerlei Phantasien an, obwohl der Herzog die Franzosen aus allen Kräften unterstützte. Und noch mehr. König Franz genügte die Vertreibung des Kaisers aus Oberitalien nicht, er sollte auch Neapel und Sicilien verlieren. Das leuchtete dem Papst gewiß nicht sehr ein: Carpi beteuerte, der Allerchristlichste denke nicht daran, Neapel für sich zu behalten, sich dadurch zum Herrn Italiens machen zu wollen: der Papst und Venedig könnten über das Königreich verfügen*).

Bei den widersprechenden Aussagen der Zeitgenossen ist es bis jetzt nicht möglich, den Gang der Verhandlungen Giberti's mit den Franzosen genau festzustellen. Am 12. Dezember wurde im tiefsten Geheimnisse zu Rom zwischen Frankreich, dem Papste und Venedig „Friede und Bündnis" geschlossen. Die drei sagten sich durch diesen Akt nur Freundschaft untereinander zu, und daß keiner von ihnen etwas thun werde, um einem Gegner des anderen zu helfen**). Aber die Macht der

---

*) Foscari an die Zehn den 4., 12. und 15. Dezember. Schon am 4. November schrieb Näjera aus Rom, König Franz verspreche dem Papste Parma, Piacenza, Reggio, Ferrara und Neapel mit vielen andern Vorteilen. Bergenroth p. 676.

**) Foscari an die Zehn den 12. Dezember. Carpi an König Franz den 13. Dezember. (Mignet 2, 24.) Captivité p. LXXVIII. Ehses, Die Politik Clemens VII. in dem historischen Jahrbuch der Görresgesellschaft 6, 602.

Verhältnisse trieb den Papst rasch weiter. Denn kaum hatte Giberti diesen Triumph seiner Politik gefeiert, so sah er sich dadurch in große Not versetzt.

Denn der Krieg in der Lombardei hatte keineswegs den Verlauf genommen, welchen alle Welt auch da noch erwarten mußte, als Giberti mit König Franz verhandelte. Die Franzosen waren am 26. Oktober fast zu derselben Zeit durch das Thor von Vercelli in Mailand eingezogen, wo die Kaiserlichen durch die Thore von Como und Rom die Stadt verließen. Wenn die Sieger den Abziehenden rasch nachsetzten, sie nicht zur Ruhe kommen ließen, so konnten diese kaum an irgend einem Punkte der Lombardei Widerstand leisten. Mehrere seiner Hauptleute empfahlen König Franz so zu handeln; aber Bonnivet war anderer Meinung. Er riet, sich lieber gegen Pavia zu wenden, welches Leyva fast nur mit Landsknechten besetzt hielt; da er dieselben nicht bezahlen könne, würde er bald kapitulieren müssen, während man von Pescara an der Spitze seiner Spanier energischen Widerstand zu erwarten habe. Der König folgte dem Admiral und marschierte auf Pavia, während Pescara in Lodi unbehelligt blieb. Dieser hatte den Platz, als er ihn mit seinen demoralisierten, entblößten, hungernden, lange nicht mehr bezahlten Soldaten betrat, in trauriger Verfassung, schlecht befestigt, ohne Munition und Lebensmittel gefunden. Er hatte wohl Grund, den raschen Angriff des Feindes zu fürchten. Da dieser ihm aber Zeit ließ, die Befestigungen herzustellen, seine Truppen physisch und moralisch aufzurichten, sagte er: „Wir waren besiegt, in kurzem werden wir Sieger sein.“ Aehnlich schrieb der Abt von Nájera, der Generalkommissär des Heeres, dem Kaiser schon am 4. November, er möge am schließlichen Siege nicht verzweifeln; seine Hauptleute hätten das Vertrauen, daß König Franz seinen Ruf und seine Armee verlieren, endlich fallen oder in Gefangenschaft geraten werde, wie es ihm Astrologen prophezeit hätten.

Bonnivet hatte sich sehr geirrt, wenn er meinte, Leyva werde bald die Waffen strecken müssen. Dieser hatte freilich neben 5000 Landsknechten nur 500 spanische Arkebusiere, 250 schwere und ebensoviele leichte Reiter zu seiner Verfügung, aber er war ein Feldherr, der selbst die Landsknechte über den Egoismus des Soldes zu erheben wußte, ebenso klug und erfinderisch wie unerschrocken, von größter Wachsamkeit und unerschütterlicher Festigkeit. Und Pavia, diese große, reiche Stadt, im Westen und Süden von dem tiefen Tessin, auf allen Seiten von starken Mauern und breiten Gräben umgeben, reichlich mit Proviant und Munition versehen, bot einem solchen Feldherrn die Möglichkeit nachdrücklicher Abwehr. Am 6. November begannen die französischen Batterien im Westen und Osten die Beschießung. Nachdem das Feuer fast drei Tage ununterbrochen gedauert und gangbare Breschen gelegt hatte, befahl der König an beiden Seiten gleichzeitig den Sturm. Aber hier trat Graf Hohenzollern, da Graf Lodron mit seinen Landsknechten den Stürmenden so fest entgegen, daß die Franzosen mit empfindlichem Verlust zurückgeschlagen wurden*). Ebenso scheiterte ihr Versuch, durch Ableitung eines Tessinarmes den Angriff auf den schwächsten Punkt der Festung im Süden zu ermöglichen. Heftige Herbstregen vereitelten die mühsamen Arbeiten. Jetzt blieb nichts übrig, als die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln.

Inzwischen verstärkte sich die Stellung der Kaiserlichen in Lodi immer mehr, obwohl ihnen Venedig wie der Papst jeden Beistand verweigerte, Ferrara die Franzosen mit Geld und Pulver unterstützte, der Papst den Verkehr zwischen Ferrara und dem französischen Lager möglichst erleichterte, sogar Genua im November auf einen Monat Waffenstillstand schloß und die furchtbarste Geldnot im Lager herrschte. Da dachte König Franz den Feind durch eine Diversion zum Abzuge zu nötigen. Er

*) Du Bellay p. 458 ff. Miscell. di storia Ital. 3, 334.

sandte den Herzog von Albany mit 6600 Mann über den Po, um durch den Kirchenstaat gegen Neapel zu marschieren. Der Papst gewährte freien Durchzug. Das versetzte nun Lannoy doch in ernste Sorge. Er kannte den unbefestigten Zustand Neapels, dessen schwankenden Gesinnungen kein Heer Achtung gebot. Er meinte, zur Verteidigung des seiner speziellen Fürsorge anvertrauten Königreichs nach Süden eilen zu müssen, und als ihn Pescara von der Gefährlichkeit und Vergeblichkeit eines solchen Schrittes überzeugt hatte, da forderte er Sessa auf, schleunig Frieden zu schließen; der Kaiser sei außer stande, den Krieg fortzuführen *).

Da nun aber Albany's Bewegung bald ins Stocken geriet, die Kaiserlichen in Lodi ausharrten, wurde die Verlegenheit nicht nur im französischen Hauptquartier, sondern auch in Rom groß. Am 18. Dezember machte Giberti dem Botschafter Venedigs folgende Eröffnung: der Papst und Venedig seien in der Lage, daß sie notwendig den Franzosen zum Besitz der Lombardei verhelfen müssen. Da dieselben nun vor Pavia so harte Arbeit fänden, die Kaiserlichen nicht freiwillig nachgeben wollten, so bleibe nichts übrig, als an den Grenzen Neapels eine Bewegung hervorzurufen, welche die Kaiserlichen nötigen werde, alle ihre Truppen dahin zu senden. Venedig möge zusammen mit dem Papste Carpi das nötige Geld geben, der dann die Sache schon besorgen werde. Als Foscari erwiderte, er glaube nicht, daß die Signorie auf ein solches Manöver eingehe, sagte Giberti: „Sowie der Friede und das Bündnis heimlich abgeschlossen worden ist, so würde auch diese Operation im tiefsten Geheimnis geschehen. Eure Herrlichkeit kann das Geld in meine Hand befördern, das dann der Papst Signor Alberto (Carpi) geben wird, so daß niemand davon erfahren wird, als Se. Heiligkeit und ich." Am 23. machte der Papst selbst dem Botschafter eine andere Andeutung. Um die Kaiser-

*) Bergenroth p. 686 f.

lichen, meinte er, zur Nachgiebigkeit zu nötigen, würde es sehr zweckmäßig sein und eine Sache von großer Bedeutung, wenn Genua sich von ihnen abwendete. Als Foscari darauf Giberti fragte, ob etwa der heil. Vater eine Praktik mit dem Dogen von Genua betreibe, sagte der Datar „in großer Heimlichkeit", daß alles gethan werde, um Genua auf französische Seite zu bringen; man habe aber mit dem Dogen große Mühe, da er ohne jeden verständigen Grund am Kaiser festhalte *).

Während der heil. Vater so in großer Heimlichkeit gegen den Kaiser cabalierte, rückte die Notwendigkeit heran, den Akt vom 12. Dezember zu veröffentlichen, da Frankreich von ihm natürlich nur dann den vollen Nutzen hatte, wenn alle Welt erfuhr, daß der Papst den Kaiser im Stiche gelassen und ihm die Hand gereicht habe. Der Papst kündigte diesen Schritt dem Kaiser am 5. Januar 1525 in einem Schreiben an, das nicht schöner hätte lauten können. Lediglich die Unmöglichkeit, dem Heere Albany's Widerstand zu leisten, hat den Papst zu dem Vertrage mit Frankreich genötigt, um dadurch sich und das Seinige zu sichern. Dieser Pakt thut seinen „alten und ihm überaus teueren Verbindungen", keinerlei Eintrag. Zu seiner größten Freude hört er gerade jetzt von Schomberg, daß auch der Kaiser zum Frieden geneigt ist. „Diese wie vom Himmel gesandte Botschaft hat alle Zweifel und Sorgen unseres Gemüts hinweggenommen;" sein mit Frankreich aus Not geschlossener Vertrag wird nun auch dem allgemeinen Frieden nützen. Böswillige werden ihm zwar beim Kaiser eine andere Bedeutung geben: „aber wir rufen Gott zum Zeugen unserer Aufrichtigkeit an und versichern, daß wir nicht durch irgend ein Sonderinteresse oder durch Haß gegen irgend jemand, sondern lediglich durch die Notwendigkeit, das öffentliche Wohl und die Friedensliebe zu diesem Schritte bestimmt worden sind." Der Papst schloß mit der Beteuerung, er werde dem Kaiser immer die

*) Foscari an die Zehn den 18. und 23. Dezember.

Treue der wärmſten Freundſchaft bewahren und nie ſeine frühere Liebe zu ihm ändern *).

Auf den Kaiſer machte dieſer Abfall des Papſtes den widerwärtigſten Eindruck. Schon ſeit Monaten befand er ſich in ſehr peinlicher Lage. Das Verhältnis zu England ſah er ſich mehr und mehr lockern; die Beziehungen zu Portugal waren freilich durch die im Auguſt entſchiedene Heirat ſeiner Schweſter Katharina mit dem Könige etwas gebeſſert, aber dieſe Heirat ſelbſt bereitete wieder Schwierigkeiten, indem ſie den kaiſerlichen Finanzen durch Ausſteuer und Mitgift eine große Laſt auflegte; auf der anderen Seite ging der Streit mit Portugal über die indiſche Welt unabſehbar fort, und die große Frage der Verheiratung des Kaiſers konnte nicht vorwärts kommen. Denn wie wenig er auch noch von England erwartete, er wagte doch nicht offen mit ihm zu brechen, was durch die Verbindung mit der potugieſiſchen Infantin geſchehen ſein würde. Die däniſche Angelegenheit geſtaltete ſich immer hoffnungsloſer. Die Poſten aus dem Reich meldeten von den erſten Empörungen der Bauern in Ferdinands Gebiet und bedenklichen Machinationen der Fürſten. Margarete erklärte, die Mittel der Niederlande ſeien völlig erſchöpft, ſie könne nichts mehr für den Krieg thun **). Wie ſollte nun der Kaiſer allein die Laſt tragen? Allerlei Gedanken tauchten da auf. Bald nachdem man von dem Ende Juli erfolgten Tode der Königin Claude erfahren, hörte man am ſpaniſchen Hofe davon reden, der Friede mit Frankreich könne vielleicht dadurch gewonnen werden, daß König Franz des Kaiſers Schweſter Eleonore

*) Balan, Monum. saeculi XVI. 1, 48 ff.

**) In einem Briefe vom 31. Dezember (Wien. Arch.) ſchreibt ſie unter anderem: Ceulx des pays de Luxembourg, Artois et Haynault ont tant souffert et perdu par la guerre, que est une chose pitoyable et quasi incroyable de ce quil est de leurs miseres. Ilz ont faict leurs mieulx jusques a present, mais ilz nen peuvent plus. Es ſei mehr als nötig, daß Karl darauf Rückſicht nehme.

heirate. Gattinara wies zwar dieſen Einfall ſchroff ab; als aber einige Monate ſpäter Schomberg nach Madrid kam, hörte er ſehr ernſtlich von der Sache ſprechen, welche er ſeinerſeits empfahl. Auch in betreff Mailands wurden die verſchiedenſten Kombinationen erörtert. Gattinara fand es nötig, daß jetzt endlich die förmliche Belehnung des Herzogs Sforza erfolge; andere meinten, der Kaiſer müſſe das reiche Land für ſich behalten; andere rieten, mit Mailand entweder König Franz oder den Papſt zu ködern. Die bunteſten Heiratspläne wurden damit in Verbindung gebracht; ſogar eine vor achtzehn Monaten in Valladolid geborene Tochter des Kaiſers glaubte man dabei verwenden zu können*).

Hundert Dinge wurden erwogen und wenige entſchieden. Die Lage gewann dadurch einen beſonders peinlichen Charakter, daß der Kaiſer ſeit Ende Auguſt am Fieber litt und davon mehrfach ſo mitgenommen wurde, daß er, verdrießlich und verſtimmt, von Geſchäften nichts hören wollte. Dann wieder überkam ihn ein Mißtrauen gegen ſeine Räte, ſo daß er ihnen von wichtigen Dingen gar keine Kenntnis gab, und neben jenem Mißtrauen regte ſich das in die eigene Einſicht. Als Schomberg Ende November mit neuen Friedensplänen nach Madrid kam und nach einer langen Konferenz mit dem Kaiſer äußerte, dieſer werde es nun mit ſeinem Rate überlegen und den ihm gut ſcheinenden Entſchluß faſſen, erwiderte Karl: „Meint nicht, daß ich jetzt alles meinem Rate mitteile; allerdings, ſo lange Chièvres lebte, lenkte er mich; wollte Gott, er lebte noch, denn ich erkenne, daß er klug war“**).

---

*) Contarini's Berichte vom 1. September, 1. und 3. Oktober.

**) So ſchreibt Contarini am 4. Dezember nach dem Bericht des Florentiners Corſi, welchem Schomberg alles anvertraute. Die Worte des Kaiſers lauten: Non pensate che io communichi hora ogni cosa a lo consiglio; vero é che quando monsignor di Chièvres viveva, che allora luj me governava, et Dio volesse che hora fusse vivo, perche cognosco che era prudente.

Also die kriegerische Wendung, welche er seiner Politik nach Chièvres Tode gegeben, erschien dem Kaiser jetzt in bedenklichem Lichte. Mußte er da nicht den Friedensmahnungen des Papstes sein Ohr leihen? Ja, zu einem ehrenvollen Frieden war er mehr als je geneigt. Aber solange die Franzosen siegreich in Italien standen, konnte davon doch kaum die Rede sein. Er mußte um jeden Preis die Behauptung seiner Position in der Lombardei erstreben. Er that, was ihm seine zerrütteten Finanzen irgend gestatteten, um die leeren Kassen seines Heeres wenigstens etwas zu füllen. Aber wie wenig konnte er thun und wie überaus sorglich lauteten die Berichte seiner Hauptleute! Und da kam nun die Nachricht vom Abfall des Papstes.

Der Florentiner Corsi hatte von Clemens den Auftrag erhalten, sein Verfahren beim Kaiser zu rechtfertigen. Karl erwiderte, er müsse ja immer, was der heilige Vater thue, gut aufnehmen, aber er könne nicht umhin, in aller Ehrerbietung die Gefühle seines Herzens auszusprechen. Clemens wisse wohl, daß er, der Kaiser, als junger Mann, da er noch kaum gewußt, was er thue, nur für ihn, den Papst, in diesen Krieg eingetreten sei, nicht etwa für Papst Leo, sondern für Clemens, denn dieser habe jenen regiert. Was damals zwischen ihm, dem Kaiser und dem Könige von Frankreich gelegen, habe eine Verständigung nicht ausgeschlossen. Aber auf Clemens' Anstiften habe er sich in den Krieg gestürzt. Er habe in demselben ungeheure Schätze, viele Tausende von Soldaten und zahlreiche Freunde verloren, und, was ihn noch mehr bekümmere, seine Ehre und sein Seelenheil aufs Spiel gesetzt. Und nun lasse ihn der Papst in dem nur von ihm selbst angestifteten Kriege im Stiche! Er habe nie für möglich gehalten, daß der heilige Vater so handeln werde. Er verzweifle aber trotzdem nicht; er werde seinen Feinden nicht nachgeben, im äußersten Falle alle seine Reiche dransetzen. Auch brauche er an der Wiederkehr des Glücks, das ihn schon so oft begünstigt, nicht

zu verzagen. Dann werde sich ihm auch der Papst wohl wieder anschließen*).

Karl ließ zehn Tage verstreichen, ehe er dem Papste antwortete. Nichts von der Entrüstung, welche ihn erfüllte, kam hier zum Ausdruck. Er sei weit davon entfernt, schrieb er, gegen den Papst feindselige Gesinnungen zu hegen, da er ihn als seinen Vater verehre. Derselbe werde von den Anhängern Frankreichs in seiner Umgebung betrogen worden sein u. s. w. Aber gegen Sessa machte er seinem Herzen Luft: er habe Clemens zum Papst gemacht, in Clemens' Interesse den Krieg unternommen, da er mit Frankreich in Frieden gelebt. Einzig und allein durch Leo, vielmehr durch Clemens sei er in diesen Kampf verwickelt worden. Einen „Brunnen voll Gold" habe er geopfert, um die Medici groß zu machen. Und jetzt lasse ihn Clemens nicht allein im Stiche, sondern bestimme Venedig zu demselben Schritte, weil er meine, es sei für ihn gefährlich Treue zu halten. Er könne sich wohl an Clemens rächen, ziehe aber das Wohl der Christenheit der Rache vor. Unter angemessenen Bedingungen wolle er Frieden oder Waffenstillstand annehmen; aber seine Ehre müsse unverletzt bleiben. Sessa erhielt Auftrag, dem Papste zu erklären: trotz seinem Abfall werde der Kaiser seine Armee halten und seine Pläne ausführen, sollte es Krone und Leben kosten**).

Wie weit die Erbitterung gegen den Papst ging, beweist der Umstand, daß unmittelbar auf die Kunde von seinem Abfall am Hofe die Rede umging, man werde seine Wahl auf Grund seiner illegitimen Geburt anfechten. Die beiden Gewalten, welche bis dahin trotz allen politischen Differenzen doch immer ein freundliches Verhältnis gewahrt hatten, sie standen jetzt mit kaum verhüllter Feindseligkeit einander gegenüber.

---

*) Contarini den 28. Januar 1525. Rawdon Brown p. 400.

**) Karls Briefe an Clemens vom 7., an Sessa vom 9. Februar bei Bergenroth p. 699 f., der letztere auch bei Gachard p. 212 f.

Hatte der Papst wohl erwogen, was das bedeutete? Hatte er Luther ganz vergessen? Ende November hatte ihn Sessa gebeten, recht zu bedenken, wie unentbehrlich für ihn des Kaisers Freundschaft sei, da er so gefährliche Feinde habe wie Luther und den Türken, gegen welche ihn nur der Kaiser schützen könne. Clemens hatte diese gewichtige Mahnung in den Wind geschlagen. Vielleicht meinte er, der Kaiser werde gegen die Ketzer doch thun, was er könne. Aber der Brief an Sessa schloß mit den bedeutsamen Worten: „Von der Sache Luthers zu reden ist jetzt keine Zeit"*). Der Papst war der wirksamste Bundesgenosse Luthers geworden.

Während sich diese unendlich folgenreiche Entfremdung zwischen Papsttum und Kaisertum vollzog, bereiteten sich im Felde Ereignisse von nicht viel geringerer Tragweite vor. Des Kaisers unerschütterliche Beharrlichkeit würde ihn nicht gerettet haben, da ihm die Möglichkeit fehlte, sein Heer wirksam zu unterstützen, wenn nicht die Führer desselben die Kraft besessen hätten, aller Schwierigkeiten Herr zu werden. Bourbon war im November über die Alpen geeilt, um persönlich die Anwerbung eines großen Heeres von Landsknechten zu betreiben; Ferdinand hatte ihn dabei, den Hader mit dem Bruder vergessend, aus allen Kräften unterstützt. Am 11. Januar erschien

---

*) En la materia de Luter no es tiempo ahora de hablar. Der Kaiser hatte im Konzept hinzugesetzt, er werde sich darin nach den Diensten des Papstes richten, das jedoch wieder gestrichen. Aber seine Gedanken gingen fast noch weiter. Er äußerte in jenen Tagen: „Ich erwarte schlechte Nachrichten sowohl aus dem Mailändischen als aus Neapel, aber ich kümmere mich nicht das mindeste darum. Ich werde nach Italien gehen und mich an denen rächen, welche mich gekränkt haben, besonders an dieser Memme, dem Papst. Heute oder morgen wird Martin Luther vielleicht ein wertvoller Mann sein." Contarini, welcher diese Worte am 6. Februar berichtete, fand sie um so bemerkenswerter, als der Kaiser in seinen Aeußerungen immer sehr vorsichtig und maßvoll sei. Die Treulosigkeit des Papstes hatte in Karl eine leidenschaftliche Erregung geweckt, wie wir sie bisher nie wahrgenommen haben.

der Connetable mit dem Grafen Salm und Marx Sittich an der Spitze des ersten Haufens, wenige Tage später folgte Frundsberg mit dem Hauptcorps. Das Heer zählte jetzt 13000 Landsknechte, 6000 Spanier, 3000 Italiener, 600 schwere und mehr als 1500 leichte Reiter; es war damit fast so stark als die französische Armee, welche nur an Artillerie und schwerer Reiterei eine große Ueberlegenheit besaß. Die Truppen waren von dem besten Geiste erfüllt. „Alle Soldaten," schrieb der Abt von Nájera, „haben das größte Verlangen zu kämpfen, als ob jeder von ihnen sicher wäre, den französischen König zu verwunden und gefangen zu nehmen. Alle, vom höchsten Offizier bis zum letzten Soldaten, sind des Siegs gewiß." Aber wie sollte man diese vortrefflichen Truppen bezahlen? Der Kaiser hatte einmal 50000 Dukaten geschickt, während der Monatssold 130000 Dukaten betrug. Jetzt waren wieder Wechsel über 200000 Dukaten unterwegs, aber wann konnten, sie eintreffen, wann versilbert werden?

Nach Ankunft der Landsknechte trat diese Schwierigkeit peinlicher als je hervor. Vier Tage lang berieten Bourbon, Lannoy und Pescara mit Nájera, wie zu helfen sei. Da sie keine Möglichkeit entdeckten, Geld aufzutreiben (Lannoy hatte sein Silbergeschirr bereits verpfändet), kehrten die Führer verzweifelt zu ihren Truppen zurück. Da suchte der Abt Pescara auf, „dessen großer Geist und unbefleckte Ehre, wie jener schreibt, ihm einen unermeßlichen Einfluß auf die ganze Armee erworben haben". Pescara beschloß, den Versuch zu machen, ob er die Soldaten bereden könne, ohne Sold bis zum 10. Februar zu dienen, wo Pavia entsetzt sein müsse. Zuerst redete er am 15. Januar zu den Spaniern: sie jubelten ihm begeistert zu, sie wollten alles verkaufen, um Geld für die nötigen Lebensmittel und für diejenigen zu beschaffen, welche ohne Sold nicht marschieren wollten. Dann sprach er mit den Italienern, welche sich ebenfalls bereit erklärten. Zuletzt wendete er sich an die Deutschen; auch sie wollten wenigstens für eine geringe

Abzahlung oder für den halben Sold bis zum 10. Februar dienen*).

Nachdem man sich so für drei bis vier Wochen gesichert hatte, brach man am 24. Januar von Lodi auf. Leyva hatte zuletzt sehr dringend um Beschleunigung des Entsatzes gebeten, da die Lebensmittel allmählich sehr knapp geworden, oder vielmehr so gut wie ausgegangen waren und er die Landsknechte, auf deren Sold er nur geringe Summen abzahlen konnte, nicht lange mehr hinzuhalten wisse. Aber ein direkter Angriff auf das französische Heer, welches sich stark vor Pavia verschanzt hatte, schien kaum ausführbar. Die Kaiserlichen marschierten deshalb nicht südwestlich, in der Richtung auf Pavia, sondern nordwestlich auf Marignano, als ob sie Mailand angreifen wollten; sie hofften dadurch den Feind aus seinen Schanzen herauszulocken. Dieser aber rührte sich nicht. So mußte man denn gegen Pavia rücken. Nachdem Pescara das kleine, von den Franzosen besetzte Santangelo erstürmt, erschien die kaiserliche Armee am 2. Februar einige Meilen von Pavia. Am 6. rückten sie auf Kanonenschuß-, am 7. bis auf Flintenschußweite an das französische Lager heran. Von da an gab es täglich Scharmützel. „Der Boden," schrieb Nájera am 17. Februar, „muß Zoll für Zoll erobert werden, bis die beiden Heere einander so nahe stehen, daß sie sich mit den Piken erreichen können. Die Franzosen sind stark befestigt, haben tiefe Gräben rund um ihr Lager. Sie sofort anzugreifen ist unmöglich, aber sie werden in ihren Verschanzungen zur Schlacht gezwungen werden, wenn sie es am wenigsten erwarten." Der Spanier redet mit großer Geringschätzung von dem Feind. König Franz, schreibt er, habe Soldaten, welche daran gewöhnt seien und es sogar für eine Auszeichnung hielten zu fliehen. Die kaiserlichen Truppen verlangten dagegen so

*) Nach dem ausführlichen Bericht des Abts vom 19. Januar. Bergenroth p. 691 ff.